Sein oder des Nichtseins

Die Semantik des Genitivs der Negation
im Russischen

Masterarbeit
zur Erlangung des akademischen Grades
Master of Arts (MA)
an der Karl-Franzens-Universität

vorgelegt von

Dimitrios MELETIS

am Institut für Slawistik
Begutachter: Ao.Univ.-Prof. Mag. Dr.phil. Heinrich Pfandl

Graz, 2016

Eigenständigkeitserklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benützt und die den benützten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen inländischen oder ausländischen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht. Die vorliegende Fassung entspricht der eingereichten elektronischen Form.

Graz, am 29.04.2016

_____

Unterschrift

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich all jenen Personen Dank aussprechen, die nicht nur diese Arbeit, sondern auch das Studium, das ihr voranging, in jeglicher Hinsicht unterstützten. Allen voran ist dies meine Mutter, die mir in allen Belangen ein Vorbild ist, mich stets bedingungslos fördert und mir auf diese Weise ermöglichte, ein bisher sorgloses und wunderschönes Leben zu führen. Danke an Lukas für das offene Ohr, das große Herz und die vielen anderen Perspektiven, die mein Leben und meine eigene Sichtweise bereichern. Meiner Familie sei für ihre Unterstützung, ihren Rückhalt, die regelmäßige Motivation und das ehrliche Interesse an dem, was sich in meinem slawistisch-linguistischen Studienleben so tut, gedankt. Allen meinen Freundinnen und Freunden, ebenfalls ein Teil meiner Familie, will ich für die Ablenkung und die wunderbaren Stunden danken sowie für die Rückversicherung, dass ich das Richtige tue, wenn ich bisweilen selbst daran zweifle. Besonders nennen will ich hier Nina, Diana und Lisa, die ich im Rahmen meines Slawistikstudiums kennenlernte und nun nicht mehr missen möchte. An dieser Stelle möchte ich auch Mariya Donska Dank für ihre Hilfe und die lustigen und ertragreichen Tandemstunden aussprechen.

Am Institut für Slawistik will ich zuerst Heinrich Pfandl danken, dessen Betreuung mir wertvollen Input gab und individuell genug – fast maßgeschneidert – war, um Freiraum für meine eigene wissenschaftliche Entfaltung zu lassen. Ich nehme zahlreiche nützliche Anekdoten und Weisheiten aus interessanten Lehrveranstaltungen und Sprechstunden mit, nicht nur zum Umgang im universitären Alltag, sondern auch zum Leben generell. Mein unermesslicher Dank gebührt auch Dagmar Gramshammer-Hohl, für die unzähligen lehrreichen Tipps aus dem eigenen Erfahrungsschatz, die tollen Chancen, das gute Zureden und vor allem das Zuhören und Verstehen. Peter Grzybek will ich ebenfalls danken, für das regelmäßige Auslösen von Epiphanien und Geistesblitzen, fürs Gefordertwerden und Über-sich-Hinauswachsen, für die Wertschätzung und die vielen Antworten sowie – noch wichtiger – die vielen neuen Fragen. Auch Renate Hansen-Kokoruš bin ich dankbar: Für die spannenden Inhalte und das Wecken meines Interesses für die Literaturwissenschaft (da mein Herz an sich der Sprachwissenschaft gehört), für die Gelegenheit, am Institut einige Male als Tutor mitzuarbeiten, was ich sehr genossen habe, sowie für konstruktive Rückmeldungen. Weiterer Dank gebührt auch Barbara Sax, Günter Leikauf, Elena Muravenko, Viktorija Čumirina und Remus Gergel.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 6
1. Der Genitiv im Russischen 10
1.1 Genitiv in der Nominalphrase 13
1.1.1 Adnominaler Genitiv 13
1.1.2 Quantitativer Genitiv 15
1.2 Genitiv in der VP: Der Lokus der Kasusalternationen 16
1.2.1 Genitiv der Negation (GenNeg) 16
1.2.1.1. Negation im Russischen 17
1.2.1.2. Geschichte des GenNegs 19
1.2.1.3. GenNeg in der Subjektposition: Existenzsätze 20
1.2.1.4. GenNeg in der Objektposition 22
1.2.1.5. GenNeg in der russischen (normativen sowie deskriptiven) Tradition 24
1.2.2 Genitiv bei intensionalen Verben (GenInt) 26
1.2.3 Partitiver Genitiv (GenPart) 28
1.3 Genitiv in der PP 29
1.4 Zusammenfassung 30
2. Die Erforschung des Genitivs der Negation 32
2.1 Syntaktische Ansätze 32
Exkurs: Grundlagen des Minimalistischen Programms 32
2.1.1 Der konfigurationale Ansatz 37
2.1.2 Die Unakkusativitätshypothese und ihre Defizite 38
2.1.3 Der leere Quantifikator: Teil 1 43
2.2 Semantische Ansätze 45
2.2.1 Individuation, Referenzialität, Definitheit, Spezifizität 45
2.2.2 Der leere Quantifikator: Teil 2 52
2.2.3 Informationsstruktur und das perspektivische Zentrum 53
2.2.3.1. Babby (1980): Thema-Rhema und Skopus der Negation 53
2.2.3.2. Die Modifikation: Das perspektivische Zentrum 58
2.2.3.3. BE 60
2.2.3.4. LOC 66
2.2.3.5. THING 67

2.2.3.6. Ein erläutertes Beispiel 67
2.2.4 Property-Type-Hypothese: Verschiebung der NP-Semantik 68
2.2.5 Irrealer Genitiv 75
2.3 Ein multifaktorieller Ansatz der Kasuswahl Nom/Gen 85
2.3.1 Individuierter Lokus, nicht-individuierte abwesende Person 87
2.3.2 Individuierter Lokus, individuierte abwesende Person 87
2.3.3 Nominativstrategien 88
2.4 Zusammenfassung 89
3. Eine Re-Analyse des Genitivs der Negation 93
3.1 Offene Fragen 93
3.2 Methodisches Vorgehen 94
3.3 Qualitative Analyse ausgewählter Beispiele 96
3.3.1 Subjekt-GenNeg 96
Beispiel 1: Кефира в магазине не было. 96
Beispiel 2: Не бегало тараканов. 100
Beispiel 3: В нашем лесу не растёт грибов. 103
Beispiel 4: Ответа из полка не пришло. 106
Beispiel 5: Хозяйки в доме не чувствуется 108
Beispiel 6: Вас здесь не стояло. 110
3.3.2 Objekt-GenNeg 114
Beispiel 7: Я не люблю этой певицы. 114
Beispiel 8: Они не построили гостиницы. 118
Beispiel 9: Она не нашла документов, которые подтвердили бы его правоту. 120
Beispiel 10: Анна не читала книг. 121
3.4 Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse 124
4. Conclusio und Ausblick 130
5. Резюме работы 134
6. Literaturverzeichnis 138
Abkürzungsverzeichnis 147
Abbildungsverzeichnis 147
Tabellenverzeichnis 147

Einleitung

Die moderne russische Sprache weist zahlreiche faszinierende Facetten auf, die aus linguistischer Perspektive fruchtbare Untersuchungsfelder eröffnen, Lernenden – v. a. im L2-Erwerb – allerdings oftmals Schwierigkeiten bereiten. Eine dieser sprachlichen Besonderheiten tritt bereits in den einfachsten sprachlichen Ausdrücken zutage, die relativ zu Beginn des Spracherwerbs produziert werden. Sieht man sich als SprecherIn bspw. mit der relativ simplen Aufgabe konfrontiert, seine Familie zu beschreiben, und will in diesem Kontext sprachlich ausdrücken, dass man keinen Bruder hat, dann wird diese Aussage wie folgt aussehen:

(1) U menja net brat-a.
Bei ich.GEN nicht Bruder-GEN
(‚Bei mir ist kein Bruder.') ‚Ich habe keinen Bruder.'

Lässt man die erste in diesem Satz anzufindende linguistische Eigenheit zunächst unberücksichtigt – dass die im Deutschen durch das Verb *haben* angezeigte ‚Besitzrelation' im Russischen in den meisten Fällen mit der Paraphrase *u menja (est')* „bei mir (ist)" ausgedrückt wird[1] – so fällt auf, dass das direkte Objekt, dessen Existenz verneint wird, im deutschen Satz mit dem Akkusativ markiert wird, wohingegen das russische Pendant im Genitiv steht. *Net* als Negationspartikel, die dem affirmativen *est'* (morphologisch gesehen die dritte Person Singular Präsens der Kopula *byt'* „sein", im Deutschen oftmals mit der expletiven Paraphrase „es gibt" wiedergegeben) gegenübersteht, scheint also eine Genitivmarkierung des Objekts zu bewirken. Bei einer genaueren Analyse des Satzes wird jedoch deutlich, dass *brata* „des Bruders" zwar im weitesten semantischen Sinne als Objekt interpretiert werden kann, aus syntaktischer Sicht jedoch als Subjekt fungiert. Dies wird deutlich, wenn man den Satz (mehr oder weniger) wortwörtlich aus dem Russischen rückübersetzt, was in „Bei mir ist kein Bruder" resultiert. Wie kann es sein, dass ein Subjekt, das üblicherweise – wie es im Deutschen der Fall ist – im Nominativ steht, mit einem obliquen Kasus markiert wird und somit nicht mit dem Prädikat kongruiert? Noch deutlichere Beispiele, in denen das Subjekt mit dem Genitiv markiert wird, kommen zahlreich vor:

(2) Dožd-ja ne byl-o.
Regen-GEN nicht war-N
(‚Es gab keinen Regen/Es war kein Regen.') ‚Es regnete nicht.'

Die simple Aussage dieses Satzes ist, dass es zu einem nicht genannten Zeitpunkt nicht regnete. Bei dem Versuch, diese Bedeutung möglichst wörtlich zu übertragen – wie das v. a. in der anfänglichen Sprachdidaktik nicht selten getan wird –, würde das in einer sehr uneleganten und zudem ungrammatischen deutschen Übersetzung resul-

[1] Es existiert mit *Ja imeju* „Ich habe/besitze" eine alternative Konstruktion, jedoch „überwiegt sowohl in der Bedeutung ‚etwas als Eigentum besitzen' als auch in der Bedeutung ‚etwas zur Verfügung haben' die unpersönliche Wendung" (Jelitte 1997: 170), in der ersten Person eben *u menja est'*.

tieren: **Es war nicht des Regens*, **Es gab nicht des Regens* und andere theoretisch mögliche Varianten bieten sich hier an. Die Verwendung des Genitivs in diesen Sätzen ruft wahrscheinlich in einigen SprecherInnen des Deutschen eine ganz bestimmte Assoziation hervor, und zwar mit dem Konzept der Quantität bzw. Partitivität. Wenn es „des Regens" nicht gab, so klingt das, als hätte es *einen Teil* des ‚gesamten' Regens nicht gegeben, so bizarr diese Interpretation auch auf den ersten Blick wirken mag. Wie noch gezeigt werden wird, spielt das Konzept dieser partitiven Bedeutungsnuance tatsächlich eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Erforschung des Genitivs der Negation. Weitaus zentraler ist jedoch die Beobachtung, dass es sich bei einer Vielzahl von Sätzen, in denen sich dieses linguistische Phänomen zeigt – u. a. die beiden bisher angeführten Beispiele – um eine bestimmte Art von Sätzen handelt: Sie sagen etwas über die Existenz einer Entität aus, in diesem Fall, dass (aus der Sicht des Sprechers/der Sprecherin) kein eigener Bruder existiert bzw. dass zu einem gewissen Zeitpunkt an einem bestimmten Ort kein Regen existierte. Die Existenz von Regen an sich wird dadurch natürlich nicht verneint. Auch das erste Beispiel lässt sich diesbezüglich modifizieren: Die leicht gekürzte (und umgestellte) Version *Brata net* „(Der) Bruder ist nicht (da)" kann bspw. geäußert werden, wenn jemand am Telefon die Auskunft gibt, dass sein Bruder gerade nicht da (also in der unmittelbaren Nähe) ist. Der Bruder existiert also (in dieser Welt), doch befindet er sich in diesem Moment nicht an diesem konkreten Ort.

Dies lässt sich wie folgt verallgemeinern: Wird die Existenz einer Entität in einer sogenannten *Existenzaussage* bzw. – um den logisch gefärbten Begriff der *Aussage* durch den ‚linguistischeren' Terminus *Satz* zu ersetzen – in einem *Existenzsatz* bejaht, so steht sie im Nominativ, wird sie allerdings verneint, so wird ihr im Russischen der Genitiv zugewiesen. Der Grund für diese in den indoeuropäischen Sprachen (zu denen das Russische gehört) unübliche und seltene Kasuszuweisung[2] in Existenzsätzen wird seit über einem Jahrhundert er- bzw. regelrecht *be*forscht und stellt auch den Kern der vorliegenden Masterarbeit dar.

Das Konzept der Existenz spielt auch in einem weiteren Kontext des Russischen, in dem der Genitiv auftritt, eine Rolle: Während der Akkusativ – wie auch im Deutschen – als Defaultkasus für direkte Objekte, d. h. Objekte transitiver Verben, gelten kann, erlauben manche Verben – wenn sie verneint werden – ebenso den Genitiv, wobei einige ihn sogar so stark präferieren, dass eine Akkusativmarkierung für SprecherInnen des Russischen ungrammatisch erscheint.

(3)	Lena	ne	polučila	otvet-a.
	Lena	NEG	erhielt	Antwort-GEN
	‚Lena hat keine Antwort erhalten.'			

[2] Die slawischen und baltischen Sprachen, die den Genitiv der Negation aufweisen, bilden hier eine Ausnahme.

Satz (3) beinhaltet das Verb *polučit'* „erhalten", das sowohl Akkusativ- als auch Genitivobjekte lizensiert. Wie einige in dieser Arbeit zu diskutierende Untersuchungen aufgezeigt haben, ist der Unterschied in der Bedeutung der beiden Kasus semantischer Natur: Stünde *otvet* „Antwort" im Akkusativ, so würde der Satz implizieren, dass eine Antwort abgeschickt wurde, diese Lena aber aus irgendeinem (nicht genannten) Grund nicht erreichte. Die Verwendung des Akkusativs setzt also voraus, dass es eine Antwort gibt. Wird das Objekt hingegen mit dem Genitiv markiert, so ist diese Voraussetzung nicht notwendig. In diesem Fall wird lediglich ausgesagt, dass Lena keine Antwort erhielt. Ob jemals eine abgeschickt oder verfasst wurde, d. h. ob überhaupt eine Antwort *existiert*, geht bei einer Genitivmarkierung des Objekts nicht hervor. Wird mit dem Akkusativ also nur das Verb verneint (‚Lena erhielt/empfing nicht'), so wird mit dem Genitiv auch das Objekt (‚eine Antwort') negiert.

Das Bild des Genitivs der Negation gestaltet sich jedoch nicht so simpel, wie es in dieser kurzen Einleitung bisher gezeichnet wurde. Die immense Komplexität, die diesem Thema innewohnt, wird bei einem Blick auf die durchwachsene Forschungslandschaft sichtbar, die – aus den unterschiedlichsten Perspektiven – zahlreiche verschiedene Analyseansätze hervorgebracht und entwickelt hat. Dennoch lassen sich bei genauerer Betrachtung einige rote Fäden (wie die *Partitivität* oder die Affirmation/Negation der *Existenz* einer Entität) ausmachen, die in den folgenden Kapiteln elaboriert werden sollen.

Die vorliegende Arbeit verfolgt zwei wesentliche Ziele: Einerseits eine – im deutschsprachigen Raum erste – systematische und v. a. (soweit möglich) komplette (1) *Darstellung der bisherigen semantischen Forschung zum Genitiv der Negation* (und verwandten Phänomenen, vorrangig anderer nicht-kanonischer Genitivarten) samt Diskussion und Vernetzung der darin dominanten Ansätze sowie die (2) *Überprüfung und gegebenenfalls Modifikation/Ergänzung dieses Forschungsstands*: 10 ausgewählte Beispielsätze der bisherigen Forschung zum Genitiv der Negation werden dahingehend betrachtet, inwiefern die im ersten Teil dieser Arbeit präsentierten theoretischen Ansätze bei einer umfassenden Analyse ihre Gültigkeit bewahren und sich ergänzen bzw. widersprechen; zudem werden einige semantische Analysemethoden, die bisher noch nicht im Rahmen der Forschung auf den Genitiv der Negation angewandt wurden, an den ausgewählten Sätzen getestet, analoge Strukturen im russischen Nationalkorpus gesucht sowie Grammatikalitätsurteile von L1-SprecherInnen des Russischen herangezogen. Als Ergebnis wird also ein bisher noch nicht vorhandenes Gesamtbild der Semantik dieses Phänomens angestrebt, das gegebenenfalls noch offene Fragen herausstreicht und für die zukünftige Forschung aufbereitet.

Das erste Kapitel der vorliegenden Arbeit widmet sich zunächst dem Genitiv im Russischen generell; nachdem eine notwendige Definition der Kategorie Kasus erfolgt, wird erläutert, in welchen Positionen der Genitiv in der modernen russischen Sprache auftritt und welche Funktionen und Lesarten damit einhergehen, wobei der Fokus auf den Genitivvorkommen innerhalb der Verbphrase liegt, da dies die Domäne des Genitivs der Negation ist. In diesem Rahmen werden bereits zentrale Konzepte wie der *Existenzsatz* oder die *Intensionalität* genauer charakterisiert, die in der späteren Ana-

lyse relevant sein werden. Das zweite Kapitel stellt in Folge die zentralen Ansätze in der Erforschung des Genitivs der Negation vor. Obwohl die vorliegende Untersuchung die Semantik des Phänomens ins Zentrum rückt, werden auch die wichtigsten syntaktischen Arbeiten genannt und erläutert, da es sich – hier sind sich die meisten ForscherInnen dieses Themenfelds einig – beim Genitiv der Negation um ein Problem handelt, das an der *Syntax-Semantik-Schnittstelle* angesiedelt ist. Daher wäre es ignorant, die syntaktischen Aspekte gänzlich auszuklammern, zumal in einigen Fällen eine rein semantische Erklärung zu kurz greift. Die drei zentralen semantischen Ansätze, die vorgestellt werden, sind jene des (1) *perspektivischen Zentrums*, der (2) *Property-Type-Hypothese* (dt. Merkmalstyp-Hypothese) sowie des (3) *irrealen Genitivs*, wobei auch andere, weniger verbreitete Arbeiten und Vorschläge berücksichtigt und erwähnt werden. Im dritten Kapitel folgt daraufhin eine eigenständige Analyse des Genitivs der Negation, in der die zuvor vorgestellten Analyseansätze konkret bzgl. ihrer allgemeinen Gültigkeit, aber auch ihrer Kompatibilität getestet werden. Zudem werden – v. a. in Fällen, in denen bisherige theoretische Erkenntnisse nicht reichen, um das Auftreten des Genitivs zu erklären – andere und neue semantische Perspektiven auf das Datenmaterial geworfen, was eventuell in einer Modifikation des bisherigen Forschungsstands resultiert.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass sich der Großteil der bisherigen Forschung zu diesem Thema durch einen hohen Grad an Formalismus auszeichnet. Da die einzelnen Forschungsansätze nicht in einem theoretischen Vakuum entstanden, sondern sich jeweils in verschiedenen linguistischen Schulen, Tendenzen etc. verorteten, weisen sie oftmals nicht nur eine hochspezialisierte Terminologie auf, sondern gehen ausgehend von unterschiedlichen Erkenntnisinteressen mit diversen Axiomen an die Analyse heran und verfahren nach gänzlich verschiedenen Prinzipien. Was die westliche Literatur betrifft, so entstammen im Bereich der Syntax die meisten – selbstredend gibt es hier bemerkenswerte Ausnahmen – Arbeiten der *generativen Grammatik*. Nicht nur aufgrund eines erhöhten Forschungsinteresses in den 1990er- und frühen 2000er-Jahren positionieren sie sich konkret in den frühen Stadien der modernsten Phase dieser wegweisenden linguistischen Schule: dem *Minimalistischen Programm* (vgl. Grewendorf 2002). Die zentralen semantischen Untersuchungen, die im Wesentlichen von einer Handvoll ForscherInnen hervorgebracht wurden, bedienen sich des Apparates der *formalen Semantik*. Vereinzelt finden sich auch *funktionalistische* Arbeiten oder Ansätze, die in weniger weit verbreiteten Subschulen verortet sind, so bspw. der *Situationssemantik* oder der *Integrationalen Linguistik*. Da es in der vorliegenden Arbeit um die Aufdeckung der zentralen semantischen Tendenzen geht, wird größtenteils auf den erheblichen Formalismus all dieser genannten theoretischen Rahmen verzichtet. Ein Vorwissen seitens der LeserInnen dieser Arbeit ist also nicht notwendig. So dies für ein Verständnis eines präsentierten Ansatzes erforderlich ist, werden die grundlegenden Annahmen und Funktionsweisen einer linguistischen Theorie vorab näher beleuchtet.

1. Der Genitiv im Russischen

Die moderne russische Sprache verfügt – wie die meisten indoeuropäischen Sprachen – über die nominale Kategorie Kasus. Je nach linguistischer Theorie wird diese unterschiedlich definiert. Einerseits kann Kasus aus morphologischer Sicht betrachtet werden und stellt somit eine „zentrale paradigmat[ische] Kategorisierung der Nominalmorphologie […] zur Satzgliedmarkierung" (Glück 2010: 320) dar. In diesem Sinne wird auch von *morphologischem Kasus* gesprochen. Andererseits sind die syntaktischen Relationen, die durch die Kasusmarkierung einzelner Elemente eines Satzes hergestellt werden, von Bedeutung. Isoliert sind Kasusformen „referenzsemant[isch] nicht interpretierbar" (Glück 2010: 320) und erst im Satzgefüge lassen sich funktionale Paradigmen für gewisse Kasus ausmachen. Für den Genitiv sind dies u. a. die Possession und die Partitivität. Blake (2004: 1) definiert Kasus wie folgt:

> Case is a system of marking dependent nouns for the type of relationship they bear to their heads. Traditionally the term refers to inflectional marking, and, typically, case marks the relationship of a noun to a verb at the clause level or of a noun to a preposition, postposition or another noun at the phrase level.

In der syntaxorientierten *generativen Grammatik* (konkreter v. a. der *Government and Binding*-Theorie) werden im Modul der Kasustheorie verschiedene Arten von Kasus nach der Art bzw. dem Ursprung ihrer Zuweisung differenziert: Einerseits können Kasus (1) *strukturell* bzw. *konfigurational* zugewiesen werden, was bedeutet, dass die Argumente eines Verbs aufgrund ihrer Struktur innerhalb des Satzes mit einem bestimmten Kasus markiert werden. Die Satzstellung ist hier folglich der entscheidende Faktor. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, dass der Kasus, der den Argumenten zukommt, (2) *nicht-strukturell* und damit *nicht bestimmt* ist: Hierbei „bestimmt [die Rektion] nur, dass überhaupt Kasus zugewiesen werden kann, und nicht, welcher Kasus zugewiesen werden muss" (Homberger 2003: 245).[3] Diese Art von Kasus wird pauschal oftmals auch als *semantischer Kasus* bezeichnet, der dem strukturellen Kasus als *syntaktischem Kasus* gegenübersteht. Nach Woolford (2006) werden zwei Unterkategorien von nicht-strukturellem Kasus differenziert: (2a) *lexikalischer Kasus* und (2b) *inhärenter Kasus*. Während der (2a) lexikalische Kasus idiosynkratisch ist und NPs von bestimmten lexikalischen Köpfen (v. a. Verben sowie Präpositionen) zusammen mit einer semantischen Rolle zugewiesen wird, bezeichnet der (2b) *inhärente Kasus* jenen Kasus, der NPs makiert, die nicht obligatorisch vom

[3] Cook/Newson (2007: 155) unterscheiden zwischen strukturellem und inhärentem Kasus: „Structural Case is assigned by a Case assigner (Verb, Agreement) to the position that it governs and thus any DP which occupies this position will receive the assigned Case no matter what its thematic relationship to the Case assigner. Inherent Case is assigned by a [sic!] particular Case assigners to a lexically specified argument and therefore it can only be assigned to a DP which is thematically related to the Case assigner." Der Unterschied besteht laut ihnen also darin, dass Phrasen (ob DPs oder NPs, sei dahingestellt) struktureller Kasus zugewiesen wird, wenn diese in keiner thematischen (d. h. semantischen) Beziehung zum Kasuszuweiser stehen, wohingegen sie mit inhärentem Kasus markiert werden, wenn eine thematische Relation besteht.

Verb verlangt werden und denen ein Kasus inhärent ist, so bspw. adverbiale Bestimmungen (wie bspw. der Akkusativ in „Sie tanzte *die ganze Nacht*“, vgl. Dürscheid 2013).

Blake (2004: 31) spricht auch die übliche Unterscheidung in *grammatikalische* vs. *semantische* Kasus an, die zwar Überlappungen mit der oben erläuterten Differenzierung aufweist, jedoch nicht gänzlich mit ihr korrespondiert. Während grammatikalische Kasus (ebenfalls als *syntaktische Kasus* bezeichnet) – eine Kategorie, die traditionell den Nominativ, den Akkusativ und oftmals auch den Genitiv enthält[4] – rein syntaktische Relationen kodieren, zeigen semantische (oder *konkrete*) Kasus homogene semantische Relationen an. Üblicherweise drücken jedoch auch syntaktische Kasus nicht ausschließlich syntaktische, sondern zusätzlich semantische Relationen aus, die aus den syntaktischen nicht direkt hervorgehen bzw. durch diese bedingt sind (vgl. Blake 2004: 32).

Neben den auch im Deutschen vorhandenen vier Fällen – Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ – existieren im Russischen noch zwei weitere, der Instrumental sowie der Präpositiv (vgl. Kirschbaum 2008: 137). Der Nominativ ist ein *direkter* Kasus und wird auch *Kasus rectus* genannt, während die anderen als *oblique* Kasus gelten (vgl. Ryan 2006: 4). Der Genitiv ist – obwohl seine Geschichte durch Vereinheitlichung und Formenabbau gekennzeichnet ist (vgl. Jelitte 1997: 119) – der morphologisch unregelmäßigste der russischen Fälle sowie der am häufigsten verwendete oblique Kasus (vgl. Ryan 2006: 4); er tritt in einer Vielzahl von syntaktischen Strukturen auf; als seine prototypische Funktion sowohl im Deutschen als auch im Russischen kann die Markierung von Komplementen[5] und (nominalen) Modifikatoren[6] gelten – jenen Nominalphrasen (in Folge NPs), die von anderen NPs abhängen (vgl. Van Pethegem/Paykin 2013: 55). Ein Beispiel dafür wäre der Ausdruck von Possessivverhältnissen wie etwa in Beispiel (4), in denen das Possessum mit dem Nominativ und der Possessor mit dem Genitiv markiert werden.

(4) kniga Maš-i
Buch.NOM Maša-GEN
‚Mašas Buch‘

[4] Diese Aussage bezieht sich auf das Englische, im Deutschen gilt der Genitiv eher als lexikalischer Kasus (vgl. Dürscheid 2013).

[5] Das entscheidende Moment von Komplementen (gewissermaßen das terminologisch syntaktische Pendant zum semantisch-syntaktischen Begriff *Argument*) ist ihre Obligatorität, vgl. Philippi/Tewes (2010: 300): „Komplemente sind obligatorische Konstituenten innerhalb einer Phrase, die vom Kopf regiert werden.“

[6] Modifikatoren sind hingegen sowohl semantisch als auch syntaktisch nicht obligatorisch, vgl. Philippi/Tewes (2010: 302): „Modifikatoren geben ergänzende Informationen zu sprachlichen Ausdrücken, sind aber im Gegensatz zu Argumenten von diesen nicht gefordert und daher für die grammatikalische Richtigkeit eines Satzes nicht notwendig.“

Diese *adnominale* Position des Genitivs lässt sich in zahlreichen Sprachen der Welt finden und gilt als seine unmarkierte Verwendungsweise (vgl. Blake 2004: 149; Carlier/Verstraete 2013: 1). Innerhalb von russischen NPs findet sich noch eine zweite Art des Genitivs, der *quantitative* Genitiv, der durch (die meisten) Zahlwörter bedingt wird, wie in *šest mašin*-GEN-PL „sechs Autos". Zudem verlangen nicht nur bestimmte Verben den Genitiv als Objektkasus – man denke hier im Deutschen an Verben wie *bedürfen, gedenken* oder *sich erfreuen* –, sondern auch gewisse Präpositionen, etwa *wegen, dank* oder *trotz*.[7] Auch im Russischen bedingen gewisse Verben wie *bojat'sja*[8] „sich fürchten" oder *zasluživat'* „etwas verdienen, würdig sein" sowie Präpositionen (bspw. *ot* „aus, von" sowie *iz* „aus") ausnahmslos den Genitiv; in diesen Fällen konkurriert dieser folglich mit keinem anderen Kasus und kann als *semantisch*, konkreter als *lexikalisch* gelten, d. h. er wird durch die lexikalischen Eigenschaften seines syntaktischen Kopfes bedingt (vgl. Van Pethegem/Paykin 2013: 56). In einigen Kontexten des Russischen ist die Verwendung des Genitivs jedoch nicht bindend; an seiner Stelle können – je nachdem, ob es sich um die Objekt- oder aber die Subjektposition handelt – auch der Akkusativ bzw. der Nominativ realisiert werden. Olga Kagan (2010: 18) bezeichnet jene Arten des Genitivs in Kontexten, in denen seine Realisierung eigentlich nicht erwartet wird, als *nicht-kanonisch*, und stellt sie damit den kanonischen Verwendungsweisen, vorrangig dem adnominalen Genitiv, gegenüber.

Sie unterscheidet drei Subtypen des nicht-kanonischen Genitivs: den Genitiv der Negation, den intensionalen Genitiv sowie den partitiven Genitiv. Die zwei letzteren Arten können die Analyse des Genitivs der Negation, der im Zentrum dieser Arbeit steht, fruchtbar anreichern, da – wie noch gezeigt werden wird – sie sich einige relevante Gemeinsamkeiten mit ihm teilen. Die folgenden Unterabschnitte widmen sich den unterschiedlichen – sowohl kanonischen als auch nicht-kanonischen – Subtypen des russischen Genitivs, wobei Abschnitt 1.1 den Genitiv im Kontext von NPs genauer erläutert, während Abschnitt 1.2 das Auftreten des Genitivs in Verbphrasen (in Folge VPs) beleuchtet. Abschnitt 1.3 geht in Folge nur knapp auf den Genitiv innerhalb von Präpositionalphrasen (PPs) ein, da dieser Typ von nur marginaler Relevanz für die vorliegende Untersuchung ist.

Im Rahmen dieser Arbeit wird es einige Male notwendig werden, auf diese Genitivtypologie zurückzugreifen; sie wird u. a. offenlegen, dass alle grammatikalischen Funktionen des Genitivs einen (wenn auch minimalen) gemeinsamen Nenner besitzen, der als dessen abstrakte Grundfunktion und -bedeutung gelten kann. Diese soll in der folgenden Analyse des Genitivs der Negation immer im Hinterkopf behalten werden.

[7] An dieser Stelle ist die im Deutschen beobachtbare Tendenz zu erwähnen, dass der Genitiv in diesen Fällen zunehmend dem Dativ weicht und die Verwendung von Genitivformen deshalb bisweilen eine veraltete und konservative Konnotation erhält. In gewissen nicht standardsprachlichen, teils regional bedingten Varietäten findet der Dativ auch Einzug in Possessivkonstruktionen, wenn es statt *Papas Haus* dann *dem Papa sein Haus* heißt.

[8] Es wird noch gezeigt werden, dass es sich bei *bojat'sja* eigentlich um ein sogenanntes intensionales Verb handelt, das aus diesem Grund den Genitiv verlangt.

1.1 Genitiv in der Nominalphrase

Innerhalb von NPs werden zwei Arten des Genitivs unterschieden:

a. Der *adnominale Genitiv*, der entweder das nominale Komplement (wie oben in (4)) oder den Modifikator des Kopfes einer NP markiert. Dies ist die häufigste und typischste Verwendungsweise des Genitivs in jenen Sprachen, die über die nominale Kategorie Kasus verfügen.
b. Der *quantitative Genitiv* (*genitive of quantification*), der ein Nomen (sowie seine Bestimmung) markiert, dem ein Zahlwort oder ein anderer quantifizierender Spezifikator (wie *viele*, *einige*, *wenige* etc.) vorangeht.

1.1.1 Adnominaler Genitiv

Der adnominale Genitiv kommt sprachübergreifend im Vergleich mit den anderen Arten des Genitivs am weitaus häufigsten vor. In früheren Sprachstadien des Russischen – im 18. sowie im 19. Jahrhundert – handelte es sich bei beinahe allen Kombinationen aus zwei adjazenten Nomen um Vorkommen des adnominalen Genitivs. Im Laufe der Zeit wurden seine Verwendungskontexte jedoch reduziert und er wurde nicht nur teilweise durch Präpositionalphrasen (PPs), in denen die Präposition den Kasus (oftmals nicht den Genitiv) zuweist, sondern auch durch Nomen im Dativ oder im Instrumental ersetzt. Synchron betrachtet postuliert eine Vielzahl russischer GrammatikschreiberInnen heutzutage aufgrund der dennoch nach wie vor vorhandenen Fülle an unterschiedlichen semantischen Relationen, die in der modernen russischen Sprache durch die Verwendung des adnominalen Genitivs ausgedrückt werden kann, mehrere Subtypen, die sie konkret an lexikalischen Eigenschaften der involvierten Nomen festmachen. Rein syntaktische Ansätze wie jener von Rappaport (1998) unterscheiden unterschiedliche Typen hingegen danach, ob es sich bei den im Genitiv auftretenden Nomen aus syntaktischer Sicht um Spezifikatoren, Komplemente oder Adjunkte handelt (vgl. Van Peteghem/Paykin 2013: 63).

Ein Vorschlag einer Subkategorisierung verschiedener adnominaler Genitive stammt von Nonna Ryan (2006). In einem sehr knappen, didaktisch orientierten und ausschließlich deskriptiven Werk sammelt und beschreibt Ryan die verschiedenen Arten des Genitivs. Sie unterscheidet grob zwischen dem (1) *adnominalen*, dem (2) *adverbialen* und dem (3) *präpositionalen* Genitiv. Diese Unterteilung korrespondiert mit der Kapitelaufteilung der vorliegenden Arbeit, in der jeweils die Genitivverwendungen in den syntaktischen Kontexten von NPs, VPs und PPs behandelt werden, was bedeutet, dass Ryans Verwendung des Terminus *adnominal* weiter gefasst ist als die Verwendung desselben Begriffs hier und so synonym zu „Genitiv in NPs“ verstanden werden muss; dies bedeutet u. a., dass der Begriff bei ihr auch den quantitativen Genitiv, der im nächsten Abschnitt beschrieben wird, subsumiert. Zudem zählt Ryan (2006: 42) auch den partitiven Genitiv zu den NP- und nicht zu den VP-Arten. Abgesehen von diesen beiden Arten, die in der vorliegenden Arbeit anderen Kategorien zugewie-

sen und separat besprochen werden, nennt Ryan (2006: 37–43) folgende ‚Unterarten' des adnominalen Genitivs:[9]

a) Possession/Zugehörigkeit (slovar' *moego druga* „das Wörterbuch meines Freundes"), im Russischen als *roditelnyj padež prinadležnosti* oder *roditelnyj pritjažatel'nyj* bezeichnet (vgl. Jelitte 1997: 164)
b) Beziehung (člen' *komiteta* „Mitglied des Komitees"), mit den Untertypen:
    1. Attribute der Qualität oder Eigenschaft/Beschaffenheit (magazin *podarkov* „das ‚Geschenkegeschäft'", rezul'taty *ekzamenov* „die Ergebnisse der Prüfungen", institut *inostrannych jazykov* „das Fremdspracheninstitut"), im Russischen *roditelnyj kvalitativnyj* (vgl. Jelitte 1997: 164)
    2. Objekt der Reue (Mne žal' *moego vremeni.* „Es ist mir schade um meine Zeit.")
    3. Das Ganze und der Teil (nožka *stola* „Tischbein", centr *goroda* „Stadtzentrum", konec *rasskaza* „das Ende der Erzählung")
c) Vergleich (istorija interesnee *geografii* „Geschichte ist interessanter als Geographie", Sidnej bolše *Brizbena* „Sydney ist größer als Brisbane")
d) der Agent/das Objekt einer Handlung
    1. Agent der Handlung (Publike ponravilos' vystuplenie *pevca.* „Dem Publikum gefiel die Aufführung des Sängers.")
    2. Objekt der Handlung (Prigotovlenie *obeda* zanimaet mnogo vremeni. „Die Zubereitung der Mahlzeit beansprucht viel Zeit.")
e) Nomen, die gewissen Adjektiven und Artikeln folgen (kuvšin, polnyj *vody* „Krug, gefüllt mit Wasser"; dostojnyj *uvaženija* čelovek „ein Mensch, der würdig des Respekts ist")
f) Genitiv der Zeit (dvadcat' *vos'mogo ijunija* tysjača devjat'sot devjanosto *šestogo goda* „am 28. Juni 1996")

Eine Kategorisierung dieser Art ist keineswegs unproblematisch.[10] Bei einem Blick auf die darin gebotene Artenvielfalt und die vorherrschende semantische Heterogenität stellt sich die offensichtliche Frage, was nun das entscheidende Moment einer solchen Einteilung ist: Was haben bspw. die Kategorien b3) „das Ganze und der Teil" und d1) „Agent der Handlung" gemeinsam? Die Antwort: Keine lexikalischen Eigenschaften, sondern die Position und Relation in einem Gefüge von Nomen (N1 und N2). In diesem Sinne argumentieren Van Peteghem/Paykin (2013: 78), dass der adnominale Genitiv vorwiegend strukturell und nicht lexikalisch determiniert ist:

> In conclusion, the adnominal genitive can express various semantic relations to N1, which necessarily result from a match between the lexical meanings of N1 and N2. When no match is possible, […] the genitive case cannot be used. This confirms the structural nature of this case, which is not predisposed to any particular semantic role.

[9] Die Beispiele stammen ebenso aus Ryan (2006: 37–43). Die Genitivformen in ihnen sind kursiv markiert.

[10] Zur Problematik einer semantisch motivierten Kategorie des adnominalen Genitivs vgl. auch Carlier/Verstraete (2013: 1): „The adnominal relations marked by genitive forms are usually not restricted to possession – even in a broad sense – but can include a range of other relations, up to the point where it becomes difficult to provide any specific semantic description to cover the entire range."

Dies bedeutet, dass zwar die lexikalischen Eigenschaften der beiden Nomen, die eine syntaktische Beziehung miteinander eingehen, zusammenpassen müssen, damit einem der beiden der Genitiv zugewiesen werden kann, aber dass diese Beziehung struktureller Natur ist und aus diesem Grund eine Vielzahl von semantischen Relationen in ihr realisiert werden können.

1.1.2 Quantitativer Genitiv

Der quantitative Genitiv tritt ebenfalls innerhalb der NP auf und markiert Nomen, die einem Zahlwort oder einem anderen quantifizierenden Spezifikator wie *skol'ko* „wie viel(e)" oder *mnogo* „viel(e)" folgen. Er unterscheidet sich dadurch vom adnominalen Genitiv, dass er nicht ein Komplement darstellt, sondern den semantischen Nukleus[11], da er die selektiven Restriktionen des Verbs erfüllt. Es werden drei Arten von quantifizierenden Spezifikatoren unterschieden, die dem auf sie folgenden Nomen den Genitiv zuweisen:

a) Zahlwörter wie *tysjača* „tausend", *desjatok* „ungefähr zehn", *sotnja* „ungefähr hundert": Diese sind insofern immer die syntaktischen Köpfe einer NP, als sie vom Nomen den Genitiv Plural verlangen, gleich, in welchem Kasus sie selbst auftreten. So sind Konstruktionen wie *Ja slyšal tysjaču-AKK pesen-GEN.PL* „Ich hörte tausend Lieder an" grammatisch.

b) Nicht-paukale Quantifikatoren wie die Zahlwörter *pjat'* „fünf" und höher sowie einige andere quantifizierende Spezifikatoren wie die oben genannten – *skol'ko* „wie viel(e)" und *mnogo* „viel(e)" – aber auch *neskol'ko* „einige" etc.: Nach Babby (1980, 1987) wird – was die beiden Elemente der NP, den Quantifikator und das darauffolgende Nomen angeht – zwischen heterogenen und homogenen Kongruenzmustern unterschieden: Wenn die gesamte NP einen strukturellen Kasus (Nominativ oder Akkusativ) zugewiesen bekommt, kann das Nomen im Genitiv auftreten. In diesem Fall wird der Quantifikator in seiner unflektierten Form realisiert und das Nomen tritt im Genitiv auf; es kommt zu einem sogenannten *case mismatch* und ein *heterogenes* Muster liegt vor (vgl. Pesetsky 2013: 2). Wird der gesamten NP jedoch – durch ein Verb oder eine Präposition – lexikalischer Kasus zugewiesen (bspw. der Dativ oder der Instrumental), so treten sowohl der Quantifikator als auch das Nomen in diesem Kasus auf; dies wird als *homogenes* Muster bezeichnet (vgl. Van Peteghem/Paykin 2013: 81).

c) Paukale Quantifikatoren, denen die Zahlwörter für zwei bis vier sowie Zusammensetzungen, die diese enthalten (22, 23, 24 etc.), angehören: Diese bedingen den Genitiv Singular für das ihnen folgende Nomen, wobei – wenn es von ei-

[11] Dass sich die Abhängigkeit umdrehen kann, bemerken auch Carlier/Verstraete (2013: 4): „Some of these cases, [sic!] may involve dependency reversal, with the genitive-marked noun becoming the semantic head of the NP."

nem Adjektiv modifiziert wird – ein *number mismatch* zwischen dem Nomen und diesem Adjektiv vorliegt, d. h. diese unterscheiden sich in ihrem Numerus, so bspw. bei *dva*-NOM *novych*-GEN.PL *stola*-GEN.SG „zwei neue Tische“ oder *tri*-NOM *solnečnych*-GEN.PL *dnja*-GEN.SG „drei sonnige Tage“ (vgl. Pesetsky 2013: 22).

Unter der Überschrift *Measure and quantity* fasst Ryan (2006: 40ff.) ähnliche Subkategorien des quantitativen Genitivs zusammen: Den Genitiv nach einer (1) *exakten quantitativen Angabe*, zu denen die Kardinalzahlen gehören, den Genitiv nach einer (2) *indefiniten quantitativen Angabe*, zu denen *bolšinstvo* „Mehrheit“, *množestvo* „Vielzahl“, *dostatočno* „genug“ etc. zählen, sowie den Genitiv Plural nach (3) *Wörtern mit kollektiver Bedeutung,* so bspw. *gruppa* „Gruppe“, *komanda* „Team, Mannschaft“, *para* „Paar“ etc. Zu dieser letzten Gruppe zählen auch die Sammelzahlwörter *dvoe* „zwei“, *troe* „drei“, *četvero* „vier“ etc.

1.2 Genitiv in der VP: Der Lokus der Kasusalternationen

Neben der NP ist auch die VP einer jener Kontexte, in denen der Genitiv auftreten kann. In diesem Fall markiert er das interne Argument des Verbs, meistens das direkte Objekt, in einigen Fällen jedoch auch das Subjekt von unakkusativen Verben (vgl. Van Pethegem/Paykin 2013: 86, s. Abschnitt 2.1.2 zur Unakkusativitätshypothese). Da in zahlreichen Fällen, in denen der Genitiv in der VP auftritt, auch ein anderer Kasus stattdessen möglich wäre (der Nominativ oder der Akkusativ), spricht Kagan wie erwähnt hier von nicht-kanonischen Genitivarten. Die folgenden Abschnitte beleuchten die einzelnen Unterarten etwas näher.

1.2.1 Genitiv der Negation (GenNeg)

Als Genitiv der Negation (in Folge GenNeg) werden – wie der Name schon andeutet – jene Vorkommen des Genitivs bezeichnet, die im Kontext einer – semantischen oder syntaktischen – Verneinung auftreten. Bezüglich der Art des Arguments, das mit dem Genitiv markiert wird, ist eine weitere Differenzierung in zwei Typen von GenNeg notwendig: Einerseits die Genitivmarkierung von direkten Objekten transitiver Verben (teilweise Objekt-GenNeg genannt) und andererseits die Genitivmarkierung von Subjekten (Subjekt-GenNeg). Die Subjekte, die im Genitiv auftreten können (eine Tatsache, die in der Sprachtypologie zunächst ungewöhnlich und deshalb exotisch anmutet), werden oftmals anhand der Verben festgemacht, als deren Argumente sie fungieren: Jene Verben, die eine Genitivmarkierung ihres Subjektarguments lizensieren, werden je nach theoretischer Verortung unterschiedlich klassifiziert und bezeichnet: als unakkusative oder existenzielle Verben, Genitivverben etc. Die Natur dieser Verben wird in Abschnitt 2.2.3.3 noch eingehend diskutiert werden. Bevor die beiden Typen des GenNegs vorgestellt werden, erfolgt zunächst eine Charakterisierung von Negation im Russischen generell sowie ein historischer Abriss der Entwicklung des GenNegs.

1.2.1.1. Negation im Russischen

Die Negation[12] in slawischen Sprachen, so auch im Russischen, ähnelt im Prinzip der Negation in anderen natürlichen Sprachen. Es wird zwischen syntaktischer und lexikalischer Negation unterschieden: Erstere wird mithilfe von freien Negationselementen wie dt. *nicht* ausgedrückt und kann entweder den ganzen Satz (Satznegation) oder nur einzelne Teile (Konstitutentennegation) verneinen, während letztere eine Verneinung auf lexikalischer Ebene bezeichnet (wie dt. *ledig* oder frz. *interdire* „verbieten"); bedingen Affixe die negierte Bedeutung (wie dt. *un-* oder russ. *ne-*), so spricht man von morphologischer Negation (vgl. Seiffert 2014). Bei der Untersuchung des GenNegs steht die syntaktische Negation im Vordergrund: Sie wird durch die Negationspartikel *ne* ausgedrückt (die wie in allen modernen slawischen Sprachen auf die urslawische Partikel **ne* zurückzuführen ist, vgl. Willis 2013: 344), die je nach Art der Negation an einer bestimmten Position produziert wird: Bei der Satznegation, bei der die Proposition der gesamten Äußerung verneint wird, tritt die Negationspartikel als Proklitikon bzw. Präfix des Verbs auf, während sie bei der Konstituentennegation, die eben nur einzelne Konstituenten verneint, vor der jeweiligen negierten Konstituente positioniert wird (vgl. Robblee 1993: 209).

Neben *ne* existiert jedoch im Russischen auch noch die Form *net*, die von Willis (2013: 348, Hervorhebungen im Original) als „special suppletive form for the negative existential verb in the present tense in Russian (*ne* + *est'* ‚there is' = *net* ‚there is not')" interpretiert wird. Diese wird jedoch nicht nur in Existenzsätzen verwendet, sondern auch in elliptischen Kontexten (als simple Antwort auf Entscheidungsfragen) sowie als anaphorischer Negator.

Im Russischen existiert – wie auch in den anderen slawischen Sprachen – das Phänomen des *negativen Concords* (engl. *negative concord*), bei dem die Verneinung nicht nur durch die Satznegationspartikel, sondern zusätzlich durch andere (zumeist pronominale) Elemente ausgedrückt wird, die üblicherweise durch das Anhängen des Präfixes *ni-* an Interrogativpronomen gebildet werden.[13] Werden diese so derivierten Negativpronomen nicht elliptisch (bspw. als Antwort auf die Frage *Kto tam byl?* „Wer war dort?" – *Nikto.* „Niemand.") verwendet, so müssen sie gemeinsam mit der Satznegationspartikel auftreten. In (5) wird ein Beispiel dafür angeführt (vgl. Brown 2006).

[12] Besters-Dilger (1988: 20f.) differenziert zwischen den Begriffen der *Verneinung* und der *Negation*. Während sie erstere semantisch bzw. pragmatisch als „Divergenz zwischen dem Vorwissen bzw. dem erwarteten Sachverhalt und der tatsächlichen Beobachtung eines Sprechers" definiert, ist die *Negation* ein rein linguistisches Konzept, das einzelsprachlich und nicht universal bestimmt wird und „als Summe aller Negationsdesignatoren einer Sprache" verstanden wird.

[13] Der negative Concord unterscheidet sich insofern von der *doppelten Verneinung*, als bei der doppelten Verneinung zwei negative Elemente nebeneinander verwendet werden, um eine Affirmation auszudrücken, wobei es zu feinen semantischen Unterschieden wie bei „Du bist nicht unhübsch" vs. „Du bist hübsch" kommt (vgl. Bross 2011).

(5) Ivan ničego nikogda ne govorit.
Ivan nichts niemals NEG sagt
‚Ivan sagt niemals irgendetwas.‘

(Brown 2006: vi)

Weil die Negativpronomen – die in nicht-slawischen Sprachen als negative Polaritätselemente[14] (*negative polarity items*, NPI) fungieren – nicht außerhalb des Kontexts einer kompletten Satznegation auftreten, werden NPIs im Russischen durch eine andere Reihe von Pronomen ausgedrückt, die dadurch gebildet werden, dass Interrogativpronomen das Suffix *-nibud'* angehängt wird.

(6) a. Ivan čto-nibud' prinës? [nicht-negativer
Ivan was-irgend brachte Polaritätskontext]
‚Brachte Ivan irgendetwas?‘
b.* Ivan ničego prinës?[15] [negierter Satz]
Ivan nichts brachte
*‚Brachte Ivan nichts?‘
c. Ivan čto-to prinës. [Deklarativsatz]
Ivan was-etwas brachte
‚Ivan brachte etwas (aber ich weiß nicht, was).‘

(Brown 2006: vii-viii)

Abbildung 1 zeigt das System der verschiedenen Indefinitpronomina im Russischen samt ihrer jeweiligen Affixe und den semantischen Grundbedeutungen.

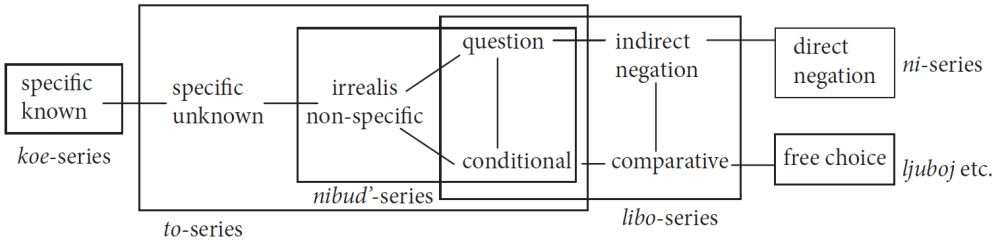


Abbildung 1: Indefinitpronomen im modernen Russischen, aus: Willis (2013: 383)

Bevor nun in den folgenden Unterabschnitten die Subtypen des GenNegs vorgestellt werden, soll erwähnt werden, dass dieser nicht nur im Russischen, sondern auch in allen modernen slawischen Sprachen (außer jenen, die über keine Kasusmarkierung

[14] Matthews (2007: 260, Hervorhebungen im Original) definiert NPIs wie folgt: „A word etc. whose sense is possible in negative sentences but not or not normally in positive sentences: e. g. *any* in the negative *I didn't buy any*, with a sense that it does not have in the positive (*I bought any*).“ Beispiele im Deutschen sind die Elemente *jemals, auch nur* und *sonderlich*, die alle nur in negativen Kontexten lizensiert sind (vgl. Stechow/Penka 2005).

[15] Dieser Satz wäre – nicht in der intendierten Lesart, die hier als dt. Übersetzung angeführt wird – möglich, wenn gleichzeitig die Satznegationspartikel produziert werden würde. Der Satz *Ivan ničego ne prines* würde jedoch keine Frage mehr darstellen, sondern eine negative Feststellung: „Ivan brachte nichts“ (vgl. Brown 2006: vii).

verfügen, also Mazedonisch und Bulgarisch) in irgendeiner Form existiert, ob nun in denselben Kontexten wie im Russischen (was in etwa auf das Ukrainische und das Weißrussische zutrifft), als grammatikalisierte Form (bspw. als Markierung des direkten Objekts in negierten Sätzen im Polnischen, vgl. Brown 2006: x; Willis 2013: 359) oder in Form von Überresten in Archaismen, die auf eine weitere Verbreitung des GenNeg in früheren Zeiten hinweist (vgl. Brown 2006: ix-x). Der nächste Unterabschnitt soll aus diesem Grund den Ursprung des GenNegs etwas genauer beleuchten.

1.2.1.2. Geschichte des GenNegs

Die Verwendung des Genitivs für die Markierung von direkten Objekten, die in den Skopus[16] der Negation fallen, ist ein typisches Merkmal slawischer Sprachen, das bis ins Urslawische bzw. sogar ins Proto-Balto-Slawische zurückreicht, sich jedoch in den einzelsprachlichen Systemen in unterschiedlichem Ausmaß gewandelt hat und teilweise verloren ging oder ausgebaut wurde (vgl. Willis 2013: 341). In den meisten slawischen Sprachen zeigt sich so in gewissen Phasen ihrer Entwicklung der Objekt-GenNeg, wobei die Optionalität seiner Verwendung (gegenüber dem Akkusativ) sowie die Faktoren, die seine Verwendung bedingen, von Sprache zu Sprache und abhängig vom Zeitpunkt variieren. Eine generelle Beobachtung ist, dass der Objekt-GenNeg früher viel verbreiteter war als heutzutage; es wird angenommen, dass er im Urslawischen eine obligatorische, syntaktisch bedingte Konstruktion darstellte (vgl. Willis 2013: 349f.).

Der Blick auf das Russische zeigt, dass dort die Genitivmarkierung von direkten Objekten bis ins 17. Jahrhundert üblich war; ab diesem Zeitpunkt begann der Akkusativ sich allmählich durchzusetzen. In einer Untersuchung der Zeitspanne von 1801 bis 2000 konnten Krasovitsky et al. (2011) zeigen, dass der zunächst sehr eingeschränkt verwendete Akkusativ immer häufiger verwendet wurde, was in Abbildung 2 deutlich wird.

Die Verbreitung des Akkusativs geht mit semantischen Faktoren einher, die an späterer Stelle noch eingehend diskutiert werden sollen. Ein interessanter Gedanke dazu von Krasovitsky et al. (2011) lautet, dass die semantischen Eigenschaften, die der Opposition AKK/GEN zugeschrieben werden, ein Epiphänomen des Sprachwandelprozesses darstellen, in dem der Akkusativ den Genitiv allmählich komplett ersetzt (bzw. ersetzen wird). Während des Prozesses scheint die Kasuswahl von jenen Faktoren abzuhängen, die den Prozess überhaupt erst bedingen.

Ein Ansatz, der versucht, den Ursprung des GenNegs zu erklären, geht auf Kuryłowicz (1971) zurück und wird u. a. von Levinson (2006) unterstützt: Er besagt, dass der GenNeg in seiner ersten Phase eigentlich ein partitiver Kasus war, der nur für jene Nomen und NPs verwendet wurde, die auch in affirmativen Aussagen mit diesem partitiven Kasus markiert werden konnten. Der Genitiv evozierte eine stärkere

[16] Der Skopus ist laut Glück/Schmöe (2010: 622) „der Wirkungsbereich [...] von untersch. sprachl. Ausdrücken. [...] Die Konstituenten, die modifiziert werden, sind der S[kopus]."

Negation als der Akkusativ, da die partitive Lesart „es wurde nicht vom Wasser getrunken“ die Lesart „das Wasser wurde nicht (aus)getrunken“ impliziert, was vice versa allerdings nicht gilt (diese Folgebeziehungen dreht sich in der Affirmation um, wo „das Wasser wurde (aus)getrunken“ die Aussage „es wurde vom Wasser getrunken“ impliziert, aber nicht umgekehrt). Es lag nun an einer Tendenz, die Negation verstärken zu wollen, dass sich der negierte partitive Genitiv im Gegensatz zum negierten Akkusativ zum Defaultfall entwickelte.

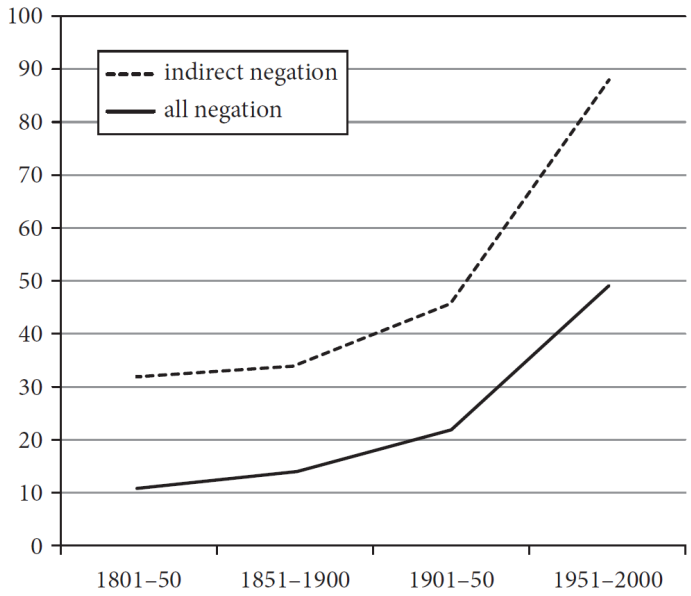


Abbildung 2: Allmähliche Verbreitung des Akkusativs, aus: Willis (2013: 352), adaptiert von Krasovitsky et al. (2011: 575, 588)

In einer zweiten Phase wurde diese Verwendung des Genitivs gewissermaßen „reassoziiert“, was bedeutet, dass sie nicht mehr mit der partitiven Bedeutung, sondern mit der Negation in Verbindung gebracht wurde:

> The partitive object form in negative sentences is reanalysed as a marker of negation and loses its partitive meaning. At this stage, the marker is only used in contexts where the partitive can occur, and thus the change is not evident. Then, by *analogy*, the partitive marker in its use as a negation marker spreads to atomic entities, that is, singular count nouns, where it could not be used previously. Throughout these processes, overuse of emphatic negation leads to *bleaching*, and the partitive form is no longer considered emphatic, but rather becomes a part of sentential negation marking. (Levinson 2006: 6, Hervorhebungen im Original)

1.2.1.3. GenNeg in der Subjektposition: Existenzsätze

Da der Subjekt-GenNeg hauptsächlich im Kontext von sogenannten Existenzsätzen auftritt, ist zunächst eine Definition dieses Konzepts notwendig: Existenzsätze stellen spezielle, nicht-kanonische Satzkonstruktionen dar, die eine Proposition über die Existenz oder die Präsenz einer gewissen Entität (*jemand* oder *etwas*) enthalten. Louise McNally (2011: 1830f.) identifiziert und beschreibt fünf sprachübergreifend typische Eigenschaften von Existenzsätzen: In vielen Sprachen beinhalten sie (1) *expletive Sub-*

jekte: Sowohl *es* im Deutschen „es gibt“ als auch *there* im Englischen „there is“ oder *il* im Französischen „il y a“ sind semantisch leer und damit expletiv. Das Russische verfügt über keine expletiven Subjekte (vgl. Babby 2006: 6). Die zweite Eigenschaft betrifft Verben: Nicht alle Existenzsätze beinhalten Verben (das Russische ist hier ein treffendes Beispiel, da es die Kopula *byt'* im Präsens nicht ausdrückt und auch nicht immer durch den Ausdruck *est'* „es gibt“ ersetzt), doch wenn ein anderes als das in den Sprachen jeweilige Verb für „sein“ auftritt, so erfährt dieses eine (2) *Desemantisierung* (*semantic bleaching*) und ist in Folge gleichbedeutend mit dem Verb „sein“. Diesen Prozess haben auch Vladimir Borschev und Barbara H. Partee im Zusammenhang mit dem *perspektivischen Zentrum* und der *Property-Type-Hypothese* beschrieben (s. Abschnitte 2.2.3 und 2.2.4). Außerdem beinhalten Existenzsätze immer (3) *ein zentrales Nomen* (McNally nennt es *pivot nominal*), welches das Individuum beschreibt, dessen Existenz infrage steht. Dieses Nomen unterliegt gewissen semantischen Restriktionen, auf die später zurückzukommen sein wird. So ist es – ohne an dieser Stelle näher darauf einzugehen – im Englischen möglich, *There are dogs in the park* zu äußern, jedoch nicht **There is John in the park*, da der Eigenname *John* die semantischen Voraussetzungen für das Auftreten in einem Existenzsatz nicht erfüllt. Im Russischen hingegen – so viel sei vorweggenommen – können auch Eigennamen in Existenzsätzen auftreten. In den meisten Sprachen können Existenzsätze zudem eine (4) *Coda* aufweisen (wie *eating in the corn* im Satz *There are bugs eating in the corn*). Ähnlich wie das zentrale Nomen eines Existenzsatzes unterliegen aber auch solche Codas gewissen semantischen Beschränkungen. Zuletzt sind noch die in vielen Sprachen auftretenden (5) *lokalen Ausdrücke* zu erwähnen, die – wie die Verben – ebenfalls desemantisiert werden: Beispiele wären das Englische *there* oder das Französische *y*. Die Präsenz dieser lokalen Ausdrücke hat dazu geführt, dass Existenzsätze und Lokativsätze (ob nun aus semantischer oder syntaktischer Perspektive) oftmals als eine Gruppe zusammengefasst wurden. Zur Problematik dieser Differenzierung im Russischen s. Partee/Borschev (2007b), Padučeva (2013).

In (7) folgt ein Beispiel, das verdeutlicht, wie Existenzsätze im Russischen aussehen können:

(7)	Na lekcii	ne	bylo	Ivan-a.
	in Vorlesung	NEG	war-N	Ivan.M-GEN
	‚Ivan war nicht in der Vorlesung. (In der Vorlesung war kein Ivan.)‘			

Dieser Satz besagt, dass in einer gewissen Vorlesung, die mit der lokalen NP *na lekcii* in den Diskurs eingeführt wird, keine Person anwesend war, auf die die Eigenschaft „ist Ivan“ zutrifft. Anders ausgedrückt: Im beschriebenen örtlichen und zeitlichen Kontext existierte kein Referent, auf den sich der Eigenname *Ivan* bezieht. Auffallend ist nun nicht nur die in der vorliegenden Arbeit thematisierte Genitivmarkierung des Subjekts, sondern auch die grammatikalische Konsequenz daraus: Aufgrund des Mangels einer NP im Nominativ kann das Verb nicht mehr mit dem Subjekt kongruieren und tritt in seiner neutralen Form im Singular auf (vgl. Willis 2013: 356), was

durch die im Russischen für die Kategorie Genus markierte Vergangenheitsform verdeutlicht wird. Dies stellt eine Parallele zu Expletivsätzen im Deutschen dar, in denen das expletive Pronomen stets im Neutrum steht, bspw. in „*Es* schneit", jedoch wird im Russischen kein syntaktisches expletives „Ersatzsubjekt" realisiert. Die Genitivmarkierung von Subjekten ist auf Sätze mit intransitiven Verben als Prädikaten beschränkt, Subjekte transitiver Verben können nicht im Genitiv auftreten. Neben dem essenziellen Existenzverb *byt'* „sein" kann eine Vielzahl weiterer intransitiver Verben die Verwendung des GenNeg erlauben.

Neben der syntaktischen Kuriosität einer linguistischen Konstruktion dieser Art wirft auch die Interpretation auf semantischer Ebene einige Fragen auf: Welche spezielle Bedeutung geht mit dieser Genitivmarkierung einher bzw. welche semantische – womöglich auch pragmatische – Motivation ist seitens der SprecherInnen gegeben, wenn sie sich dazu entscheiden, einen solchen Satz zu äußern? Diese Fragestellung wird besonders relevant, wenn man bedenkt, dass der Satz in (7) auch anders hätte realisiert werden können: Der Eigenname *Ivan* könnte als Subjekt auch im Nominativ stehen, womit eine Subjekt-Verb-Kongruenz ermöglicht wäre und die imperfekte Kopula in der maskulinen Form realisiert werden würde. Der Subjekt-GenNeg ist also – wenn nicht in allen, so zumindest in vielen Fällen – optional (vgl. Van Peteghem/Paykin 2013: 90). Dies bezieht sich jedoch nur auf die Negation mit der Partikel *ne* in Kombination mit einem verbalen Prädikat, nicht auf verblose Sätze, in denen die stärkere Partikel *net* realisiert wird und damit obligatorisch den Genitiv verlangt. Im Hinblick auf diese deskriptiv zu beobachtende Variation und die dadurch offensichtlich gegebene Möglichkeit der Kasuswahl, die SprecherInnen gewissermaßen frei steht, können neben den greifbareren syntaktischen Unterschieden auch die zugrundeliegenden semantischen Verschiedenheiten untersucht werden. Da diese semantische Analyse den Kern der vorliegenden Arbeit darstellt, wird an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen.

1.2.1.4. GenNeg in der Objektposition

Der GenNeg tritt jedoch nicht nur in der Subjektposition auf, sondern auch in der Objektposition. Bei der Negation von Sätzen mit transitiven Verben als Prädikat kann jenes Argument, das als das direkte Objekt fungiert – und im Defaultfall mit dem Akkusativ markiert wird – auch im Genitiv auftreten. Wie auch beim Subjekt-GenNeg konkurrieren hier also zwei Alternativen, s. das Beispiel in (8). Ausschließlich direkte Objekte nehmen an dieser Kasusalternation teil; indirekte Objekte, präpositionale Objekte oder anderweitig lexikalisch kasusmarkierte NPs tun dies nicht (vgl. Harves 2013: 648). Der Objekt-GenNeg findet in anderen Sprachen, bspw. dem Litauischen und dem Polnischen, konsequente Anwendung, da er dort eine Grammatikalisierung erfahren hat. Die Situation im Ukrainischen und Slowenischen ähnelt jener des Russischen, während im Tschechischen und Lettischen heutzutage ausschließlich der Akkusativ zur Objektmarkierung verwendet wird (vgl. Kamp 2006: 268). Historisch gesehen stellte der Akkusativ im Urindogermanischen den Defaultkasus für die

Objektmarkierung dar, neben dem noch ein partitiver Genitiv existierte, der verwendet wurde, wenn das Objekt aus „einer nicht konkreten Menge bestand“ (Kamp 2006: 271). In der *Rossijskaja Grammatika* von M. V. Lomonosov aus dem Jahr 1755 werden dem Thema des Objektkasus in verneinten Kontexten nur wenige Zeilen gewidmet, deren Essenz darin besteht, dass Lomonosov den Akkusativ als Objektkasus im Kontext der Negation als komplett inakzeptabel empfand[17] (vgl. Meintema 1986: 373), was darauf hinweist, dass sich der Genitiv zu dieser Zeit als Standard etabliert hatte und erst in Folge allmählich (wieder) mit dem Akkusativ zu konkurrieren begann. Meintema bemerkt allerdings, dass Lomonosovs präskriptive Einschätzung wenig mit der sprachlichen Realität der Zeit zu tun hatte, da schon damals der Akkusativ in der Position verneinter Objekte anzutreffen war. Obwohl der Genitiv auch in der Folgezeit in Grammatiken, Schulbüchern und anderen präskriptiven und teils didaktischen Werken als Standardkasus bezeichnet wurde, setzte sich der Akkusativ in der russischen Schriftsprache ab Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich durch (Meintema 1986: 377). In (8) folgt nun ein Beispiel, das die heutige Wahlmöglichkeit veranschaulicht:

(8) Ivan ne čitaet žurnal-y / žurnal-ov.
Ivan NEG liest Zeitschrift-AKK.PL Zeitschrift-GEN.PL
‚Ivan liest die Zeitschriften nicht/Ivan liest keine Zeitschriften.‘

Es stellt sich die Frage, welche Eigenschaften der NPs jeweils die Akkusativ- oder Genitivmarkierung bedingen. Die Übersetzung des Satzes in (8) impliziert, dass nur existenziellen, indefiniten oder nicht-spezifischen NPs der Genitiv zugewiesen wird, während NPs mit einer Existenzpräsupposition sowie definiten oder spezifischen NPs der Akkusativ zukommt. Doch sind Definitheit, Spezifizität und Referenzialität wirklich die entscheidenden Eigenschaften, die das Auftreten des Objekt-GenNegs (und zu einem großen Teil auch des Subjekt-GenNegs) bestimmen? In alternativen Analysen wird vorgeschlagen, dass die NP eine semantische Typverschiebung durchmacht und nicht mehr individuelle Entitäten, sondern Eigenschaften ebendieser bezeichnet (s. Abschnitt 2.2.4) oder dass die Verbsemantik (oftmals in Kombination mit der NP-Semantik) bedingt, welche Objekte mit dem Genitiv markiert werden können und welche nicht (s. für exemplarische Ansätze Abschnitte 2.2.3.3 und 2.2.5). Neben Definitheit und Spezifizität wurden auch andere Eigenschaften von NPs (sowie VPs und ganzen Satzstrukturen) vorgeschlagen, die jeweils eher eine Akkusativ- oder eine Genitivzuweisung wahrscheinlicher machen (s. Abschnitt 2.2.1).

[17] „Когда же перед ним (глаголом) присовокупляется отрицательная частица *не*, винительный падеж обращается в родительный.“ (Lomonosov 1755: 561, zit. nach Fesenko 2013: 17, Hervorhebungen im Original). „Wenn vor ihm (dem Verb) die Negationspartikel *ne* eingefügt wird, so wird der Akkusativ zum Genitiv.“ (Übersetung: D. M.)

1.2.1.5. GenNeg in der russischen (normativen sowie deskriptiven) Tradition

Aufgrund seiner größeren Prominenz in der russischen Literatur steht der Objekt-GenNeg im Fokus dieses Unterabschnitts. Relevante forschungsgeschichtliche Entwicklungen im Rahmen der Untersuchung des Subjekt-GenNegs werden an den ensprechend passenden Stellen nachgetragen.

Wie im oberen Abschnitt erwähnt wurde, findet sich eine der ersten Nennungen des Objekt-GenNegs in der russischen Grammatik von Lomonosov aus dem Jahr 1755, die einen sehr normativen Charakter hatte und die Genitivbenutzung als den Standard postulierte. Die nächste Erwähnung des GenNegs findet sich in der *Rossijskaja Grammatika* des Jahres 1819 (Rossijskaja grammatika 1819: 221), in der ebenfalls behauptet wird, dass der Akkusativ, der Objekte transitiver Verben in affirmativen Sätzen markiert, im Kontext der Negation durch den Genitiv ersetzt wird. Hier wird deutlich, dass sowohl bei Lomonosov als auch in der Akademiegrammatik Varianten oder Kasusalternationen in keinster Weise thematisiert werden (vgl. Fesenko 2013: 18).

Eine der ersten Personen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die von der in normativen Werken beschriebenen Verwendungsweise abweichende sprachliche Realität hinwies, war Aleksandr S. Puškin, der das später intensiv erforschte Phänomen der Kasusalternation AKK/GEN in einer Antwort auf eine Kritik ansprach, in der er andeutete, dass die in der Grammatik angeführten Regeln nicht uneingeschränkt gültig seien. Diesen Gedanken griff auch der Berliner Junggrammatiker Erich Berkeker auf, der ebenfalls beschrieb, dass statt des Genitivs in einigen Fällen der Akkusativ verwendet wird (vgl. Fesenko 2013: 18).

Der erste Forscher, der dieser Variation systematisch auf den Grund ging und so ihre grammatikalische Motivation zu ergründen suchte, war Aleksandr I. Tomson (1902), der die Kasusalternation mit den Konzepten der Konkretheit/Abstraktheit in Verbindung setzte, wobei Nomen, die konkrete Referenten bezeichnen, nach ihm mit dem Akkusativ markiert werden, während Nomen, die abstrakte Referenten besitzen, im Genitiv auftreten:

> Конкретное значение обозначает нечто реально существующее в пределах места и времени. Абстрактное значение заключается в так называемых общих представлениях (понятиях в психологическом смысле).[18] (Tomson 1902: 32)

Dies bezieht sich aber nicht auf Nomen bzw. Nomenklassen per se, sondern auf deren Verwendungsweise (werden sie konkret/abstrakt verwendet?), was er anhand des Beispiels *Koška ne est vetčinu-AKK/vetčiny-GEN* „Die Katze isst (den) Schinken nicht" verdeutlicht: Steht die NP *vetčina* „Schinken" im Akkusativ, so ist ein konkreter Schinken gemeint, der also bspw. gerade vor der Katze liegt, den sie aber nicht anrührt; ist die NP hingegen mit dem Genitiv markiert, so ist damit lediglich eines jener

[18] „Die konkrete Bedeutung bezeichnet etwas real in Raum und Zeit Existierendes. Die abstrakte Bedeutung umfasst sogenannte allgemeine Vorstellungen (Konzepte im psychologischen Sinne)." (Übersetzung: D. M.)

Produkte/Lebensmittel gemeint, das die Katze nicht isst (vgl. Fesenko 2013: 19). Dies nimmt bereits die wesentliche Unterscheidungen *spezifisch/unspezifisch* bzw. *Typ e/Typ <e, t>* vorweg, die in der späteren GenNeg-Forschung wesentliche Rollen spielen.

Auch Peškovskij äußerte sich zur möglichen Verwendung des Akkusativs im Kontext der Negation und kritisiert die engstirnige Beschreibung in den normativen Werken der Zeit, verneint aber gleichzeitig auch jegliche Bedeutungsunterschiede, die sich durch die Kasusalternation AKK/GEN ergeben und spricht vielmehr von äquivalenten Varianten:

> Значение этого родительного в настоящее время крайне побледнело вследствие полного смешения его с винительным. Хотя школьная грамматика и узаконивает при отрицании только один родительный, но это не соответствует современному употреблению. […] В настоящее же время винительный здесь совершенно обычен, и в употреблении его мы не можем уловить никакой разницы между ним и родительным.[19] (Peškovskij 1934: 265)

Trotz der Forschung, die bis zu diesem Zeitpunkt stattgefunden hatte, reproduziert die Grammatik aus dem Jahr 1952 im Wesentlichen die Ansicht der Ausgabe von 1819, indem sie den Akkusativ als Default-Objektkasus für affirmative Sätze und den Genitiv als Default-Objektkasus für negierte Sätze postuliert (vgl. zur sturen präskriptiven Haltung gegenüber der „Genitivregel" in negierter Objektposition auch Van Helden 2008); immerhin wird in einem kurzen Zusatz angemerkt, dass vereinzelt auch jene Fälle beobachtet werden können, in denen ein Objekt in negiertem Kontext im Akkusativ auftaucht (vgl. Sovremennyj russkij jazyk 1952). Als Erklärung für diese Alternation werden hier lexikalische Eigenschaft der NP angeführt, allen voran wieder Konkretheit/Abstrakteit, die schon bei Tomson (1902) als ausschlaggebend bezeichnet worden waren (vgl. Fesenko 2013: 21).

Die „aktuelle" Akademiegrammatik aus dem Jahr 1980 ist diesbezüglich am fortschrittlichsten und beschreibt die Situation so, dass die darin enthaltenen Ausführungen auch noch zum heutigen Zeitpunkt als gültig erachtet werden können. In ihr wird beschrieben, dass sowohl der Genitiv als auch der Akkusativ für Objekte negierter transitiver Verben verwendet werden können und dass die Wahl des Kasus von grammatikalischen, semantischen und stilistischen Faktoren abhängt (vgl. Russkaja grammatika 1980: 415). Während einige Faktoren die Wahl eines der beiden Kasus obligatorisch vorgeben, bedingen andere Faktoren lediglich eine Präferenz für einen Kasus. In manchen Kontexten ist die Wahl hingegen frei und beide Kasus können verwendet werden (hier wird jedoch nicht aufgelöst, ob die Kasuswahl dann einen Bedeutungsunterschied bedingt oder ob die Verwendung beider Kasus dasselbe semantische Resultat besitzen). Es ist also die komplexe Interaktion der zahlreichen un-

[19] „Die Bedeutung des Genitivs ist aufgrund seiner vollständigen Vermischung mit dem Akkusativ in der heutigen Zeit sehr verblasst. Obwohl die Schulgrammatik im Kontext der Negation nur den Genitiv vorscheibt, entspricht dies nicht dem gegenwärtigen Gebrauch. […] Aktuell ist der Akkusativ hier komplett üblich, und bei seiner Verwendung können wir keinerlei Unterschied zwischen ihm und dem Genitiv erkennen." (Übersetzung: D. M.)

terschiedlichen Faktoren, die das Bild des GenNegs (sowohl des Objekt- als auch des Subjekt-GenNegs) zeichnet, wie es sich uns darbietet. Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag dazu leisten, die bedeutende bereits erledigte Entwirrungsarbeit fortzusetzen und die Rätsel des GenNegs weiter zu entmystifizieren.

1.2.2 Genitiv bei intensionalen Verben (GenInt)

Zunächst soll das Konzept der *Intensionalität* erläutert werden, da erst eine notwendige Definition eine genauere Beschäftigung mit *intensionalen Verben* erlaubt. Die Intensionalität steht der *Extensionalität* gegenüber: Ein Satz gilt dann als *extensional*, wenn die darin enthaltenen Ausdrücke durch Ausdrücke ausgetauscht werden können, die dieselbe Denotation (und somit dieselben Referenten) besitzen, ohne dass sich dadurch der Wahrheitswert des Satzes verändert. Ein Kontext, in dem dies möglich ist, wird als *direkter* oder *transparenter Kontext* bezeichnet. Der Satz *Mary is looking for a professor who teaches Greek* kann so bspw. transparent, in einer *de re*-Lesart interpretiert werden, in welchem Fall er aussagen würde, dass Mary einen bestimmten Professor sucht, auf den das Attribut „unterrichtet Griechisch" zutrifft. In intensionalen Sätzen – sogenannten *indirekten* oder *opaken Kontexten* – ist dies hingegen nicht möglich, wo derselbe Satz in einer *de dicto*-Lesart bedeuten würde, dass Mary irgendein Individuum sucht, auf das diese Beschreibung zutrifft, allerdings nicht weiß (bzw. wissen muss), ob ein solches existiert (vgl. Partee 2008: 292). Ein weiteres Beispiel soll dies verdeutlichen: Gottlob Frege differenzierte bereits in seinem bedeutenden Werk *Über Sinn und Bedeutung* (1892) zwischen den titelgebenden Konzepten des *Sinns* und der *Bedeutung*, wobei der Terminus *Bedeutung* die denotative Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks meint, von der der jeweilige Sinn unterschieden werden muss. Oldager (2006: 416) führt als Beispiele des Satztyps $a = a$ den Satz „Der Einbrecher ist der Einbrecher" an, wobei die koreferenziellen Ausdrücke hier augenscheinlich nicht nur die gleiche denotative Bedeutung besitzen, sondern auch den gleichen Sinn (und zudem sehr demonstrativ auch den gleichen Ausdruck). In Sätzen des Typs $a = b$ wie bspw. „John glaubt, dass der Abendstern der Morgenstern ist" besitzen die Ausdrücke *Abendstern* und *Morgenstern* zwar denselben Referenten – den Planeten *Venus* – allerdings nicht ganz denselben Sinn, denn einmal ist ‚jene' Venus gemeint, die man abends am Himmel erblicken kann und im anderen Fall jene, die man am Morgen sehen kann. *Abendstern* und *Morgenstern* unterscheiden sich also in ihrem jeweiligen Sinn. Forbes (2013) nennt drei wesentliche Eigenschaften intensionaler Verben (bzw. intensionaler VPs, also Verben in Kombination mit ihren Komplementen), die alle gleichzeitig erfüllt werden können, aber nicht müssen:

a) Wird, wie oben erläutert, das/ein Komplement des Verbs durch einen koreferenziellen Ausdruck ersetzt, kann dies den Wahrheitswert des Satzes verändern: So ist – um Forbes' popkulturelles Beispiel zu übernehmen – der Satz „Lois sucht Superman" nicht gleichbedeutend mit „Lois sucht Clark Kent", obgleich Superman und Clark Kent koreferenziell sind. So nennt auch Partee (2008: 292)

als Hauptkriterium für intensionale Kontexte: „the failure of substitutivity of co-extensional expressions".

b) Die VP erlaubt eine unspezifische Interpretation, wenn gewisse Quantifikatoren enthalten sind. Ein aussagekräftiges Beispiel dafür sind Such- und Wunschverben, die sowohl spezifische als auch unspezifische Lesarten ihrer Objekte zulassen. Im Satz *Ödipus sucht ein Familienmitglied* kann sowohl ein bestimmtes Familienmitglied gemeint sein wie in *Ödipus sucht ein Familienmitglied, und zwar Iokaste* oder aber ein nicht näher bestimmtes wie in *Ödipus sucht ein Familienmitglied, aber kein bestimmtes*. Forbes kontrastiert dies zur Verdeutlichung mit dem extensionalen Verb *embrace* „akzeptieren", denn ein Satz wie **Ödipus akzeptiert ein Familienmitglied, aber kein bestimmtes* ist ungrammatisch.

c) Die üblichen Existenzpräsuppositionen von Eigennamen oder existenziellen Quantifikatoren (∃ = „es existieren") werden aufgehoben, sogar dann, wenn das Komplement der VP bzw. der eingebettete Satz nicht negiert ist. Man kann bspw. nach einem Jungbrunnen suchen, selbst, wenn dieser nicht (in der realen Welt) existiert.

Moltmann (2013: 169) unterstreicht, dass intensionale Verben nicht-referenzielle Komplemente verlangen, die durch spezielle Quantifikatoren wie *something*, *everything*, *several things* oder *the same thing* ersetzt werden können, so in *John needs a horse. = John needs something.* Außerdem erlauben diese Komplemente nur spezielle Arten anaphorischer Pronomen wie bspw. *that*, aber nicht *it*, *him* oder *her*: So kann auf den Satz *John needs a good secretary* die Aussage *Bill needs that too* folgen, nicht aber *Bill needs *it/*her too.*

Van Peteghem/Paykin (2013) behaupten, dass der intensionale Genitiv (in Folge GenInt) am ehesten als lexikalischer Kasus kategorisiert werden kann. Er wird internen Argumenten gewisser Verben zugewiesen, wobei die Motivation hier idiosynkratisch ist. Tabelle 1 wurde aus Van Peteghem/Paykin (2013: 87) entnommen und listet die häufigsten intensionalen Verben auf, die eine Genitivmarkierung zulassen (aber nicht zwingend verlangen). Bei Jelitte (1997: 154) finden sich größtenteils ähnliche bzw. überlappende Kategorien: Er nennt Verben der (1) *Furcht*, der (2) *Scham*, des (3) *Wunsches* und *Verlangens*, des (4) *Suchens* und *Strebens*, des (5) *Vermeidens*, der (6) *Erwartung* und der (7) *Berührung*. Außerdem fügt er hinzu, dass der Genitiv nach diesen Verben bereits im Altkirchenslawischen sowie im Altrussischen geläufig war. Neidles (1988: 31) Beobachtung, dass jene Verben, die im Russischen den Genitiv verlangen, am ehesten „verbs of desire, aim, request, or achievement" sind, stimmt damit ebenfalls überein.

Tabelle 1: Verben, die GenInt zuweisen (können)

Emotion	*bojat'sja* „sich fürchten", *gnušat'sja* „verabscheuen", *opasat'sja* „etw. befürchten", *pugat'sja* „sich (vor etw./jmdm.) ängstigen", *stesnjat'sja* „befangen sein, sich genieren", *stydit'sja* „sich schämen (für)"
Verlangen	*dobivat'sja* „erzielen, erlangen", *dostigat'* „erzielen", *žaždat'* „etw. begehren", *želat'* „wünschen", *prosit'* „bitten (um)", *trebovat'* „fordern", *chotet'* „wollen"
Suchen oder Warten	*dožidat'sja* „etw. abwarten", *ždat'* „warten (auf)", *iskat'* „suchen", *ožidat'* „erwarten"
Vermeiden oder Entbehren	*dičit'sja* „scheuen, meiden", *izbegat'* „vermeiden", *lišat'* „entziehen, nehmen", *lišat'sja* „verlieren, einbüßen", *osteregat'sja* „sich hüten", *storonit'sja* „jmdm. ausweichen, sich (von jmdm.) fernhalten", *čuždat'sja* „jmdn. meiden, scheuen"
anderes	*deržat'sja* „halten", *ispolnjat'sja* „in Erfüllung gehen", *kasat'sja* „berühren", „*priderživat'sja* „befolgen, einhalten", *slušat'sja* „folgen, gehorchen", *udostaivat'* „würdigen"

Allen diesen Verben ist gemeinsam, dass sie nicht zwingend die Existenz des Referenten ihres internen Arguments präsupponieren. Wie in Abschnitt 2.2.5 gezeigt werden wird, ist diese fehlende Existenzpräsupposition jene Eigenschaft, die eine vereinte Analyse mit dem GenNeg zulässt. Die Tatsache, dass einige intensionale Verben den Genitiv stark präferieren (wie etwa *bojat'sja* „fürchten"), andere allerdings wiederum (ausschließlich) den Akkusativ oder sogar den Instrumental verlangen, ist ein Ausdruck ihres idiosynkratischen Charakters (weshalb der Kasus, der ihnen zugewiesen wird, als lexikalischer Kasus analysiert wird) und stellt ein Hindernis für eine eindeutige systematische Analyse dar.

1.2.3 Partitiver Genitiv (GenPart)

Die dritte und letzte Art des nicht-kanonischen Genitivs ist der partitive Genitiv (in Folge analog zu den anderen Abkürzungen GenPart, so verwendet bspw. in Bailyn 1995). Der Terminus *genitivus partitivus* war erstmals im linguistischen Wörterbuch von Jules Marouzeau im Jahr 1960 aufzufinden und wurde in Folge von LinguistInnen wie Alexander Isačenko aufgegriffen (vgl. Jelitte 1997: 125). Nach Van Peteghem/Paykin (2013: 94) bezeichnet dieser Terminus eine globalere, sowohl syntaktisch als auch semantisch definierte Verwendungsweise des Genitivs und nicht den morphologischen „zweiten" Genitiv auf *–u*, der ebenfalls überwiegend in partitiven Kontexten verwendet wird. GenPart tritt sowohl bei Massennomen als auch bei bloßen Pluralformen ohne Determinatoren auf, wie die Sätze in (9) veranschaulichen.

Ähnlich wie der Objekt-GenNeg konkurriert GenPart mit dem Akkusativ. Auch hier kommen den beiden Kasus unterschiedliche Lesarten zu: Während die Genitivmarkierung in einer indefiniten Interpretation resultiert, ist die Verwendung des Akkusativs diesbezüglich ambig und kann sowohl definit als auch indefinit gelesen werden. Nach Paykin/Van Peteghem (2002) unterscheiden sich die indefiniten Interpreta-

tionen des Genitivs und des Akkusativs jedoch in semantischer Hinsicht: Der Genitiv rückt die Quantität der NP in den Fokus, während der Akkusativ eher eine Klasse von Entitäten bezeichnet. Einige präfigierte Verben (hier ist v. a. das Präfix *na–* nennenswert), denen eine quantitative Bedeutung inhärent ist, erlauben ausschließlich GenPart, so bspw. *napit'sja* „trinken, Durst löschen (im Sinne von: eine gewisse Menge trinken, um Durst zu löschen)".

(9) a. Ja kupila vod-y / jablok.
ich kaufte Wasser-GEN Äpfel-GEN
‚Ich kaufte (etwas) Wasser/(ein paar) Äpfel.'

b. Ja kupila vod-u / jablok-i.
ich kaufte Wasser-AKK Äpfel-AKK
‚Ich kaufte (das) Wasser/(die) Äpfel.'

(Van Peteghem/Paykin 2013: 94)

Diese nicht-kanonische Art des Genitivs kann – wie auch der GenNeg – nicht nur in der Objektposition realisiert werden, sondern markiert ebenso – wenn auch seltener – Subjekte unakkusativer Verben in unpersönlichen Sätzen (zum Begriff der Unakkusativität s. Abschnitt 2.1.2). GenPart in der Subjektposition in unpersönlichen Sätzen steht dem Nominativ in persönlichen Pendants gegenüber; er wird vorrangig im Kontext von Ausrufesätzen, in denen die Quantität einer Entität betont wird, realisiert:

(10) a. Sneg-u[20] navali-lo!
Schnee-GEN häufte sich-N.UNPERS
‚Da waren Haufen von Schnee!'

b. Sneg navali-l.
Schnee.NOM häufte sich.M.PERS
‚Der Schnee häufte sich.'

(Van Peteghem/Paykin 2013: 95)

Tulina (1962) unterscheidet zwischen drei Arten des GenParts: dem, der eine (1) Teilmenge bezeichnet (bei ihr *roditel'nyj časti*) wie in *stakan vody* „ein Glas Wasser" oder *kusok chleba* „ein Stück Brot"; dem, der die (2) Gesamtmenge bezeichnet (*roditel'nyj sovokupnosti*) wie bei *količestvo studentov* „eine Menge von Studenten" oder *množestvo myslej* „eine Menge von Gedanken" sowie jenem, der ein (3) Maß, d. h. eine bestimmte Teilmenge, zum Ausdruck bringt (*roditelnyj mery*) wie in *funt čaju* „ein Pfund Tee" oder *litr moloka* „ein Liter Milch" (Beispiele aus Jelitte 1997: 124).

1.3 Genitiv in der PP

Ein dritter syntaktischer Kontext, in dem der Genitiv realisiert werden kann, ist die Präpositionalphrase. Gewisse Präpositionen – die generell Beziehungen zwischen

[20] Hier fällt auf, dass GenPart durch die morphologisch partitive zweite Genitivform realisiert wird.

zwei Wörtern herstellen und ausdrücken – verlangen den Genitiv. In Verbindung mit Präpositionen vergrößert sich die Anzahl der möglichen Bedeutungen um ein Vielfaches: So kann der präpositionale Genitiv nicht nur Orte, Bewegungsrichtungen, Zeiten von Handlungen und kausale Elemente (Gründe, Motivationen), sondern auch weitere Bedeutungsrelationen ausdrücken. Tabelle 2 zeigt die Kategorisierung der Präpositionen nach Ryan (2006: 50–57). Es werden jeweils nur einige demonstrative Beispiele angeführt, weshalb kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird.

Tabelle 2: Arten von Präpositionen, die den Genitiv verlangen

	einfach	**zusammengesetzt**
primär	einfach: *bez* „ohne“, *dlja* „für“, *iz* „aus“, *krome* „außer“ doppelt: *iz-za* „von hinten, wegen“, *iz-pod* „von unten“	---
adverbial	*bliz* „nahe“, *vmesto* „statt“, *naprotiv* „gegenüber“, *posle* „nach“	*vblizi ot* „in der Nähe von“, *vdali ot* „weit entfernt von“, *nezavisimo ot* „unabhängig von“
nominal	*posredstvom* „mittels“, *tipa* „vom Typ“	*bez pomošči* „ohne Hilfe“, *vo vremja* „zur Zeit von“, *v dele* „in der Angelegenheit“, *v kačestve* „in der Fuktion von“, *v slučae* „im Falle“, *v zavisimosti ot* „abhängig von“
verbal	*sčitaja* „zählend“	*ischodja iz* „anknüpfend an“, *načinaja s* „beginnend mit“

Einige Präpositionen wie *bez*, *do* „bis“, *dlja*, *iz*, *ot* „von“, *u* „bei“ verlangen ausschließlich den Genitiv, während andere neben dem Genitiv auch andere Kasus erlauben, dessen Verwendung jedoch meistens mit einem erheblichen Bedeutungsunterschied einhergeht.

1.4 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde der Genitiv, wie er in der moderenen russischen Sprache in Verwendung ist, vorgestellt. Die kanonische Position des Genitivs ist jene innerhalb von NPs, wo er in der Position des Komplements oder Modifikators eines anderen Nomens auftritt; diese Art des Genitivs wird als *adnominaler Genitiv* bezeichnet und findet sich auch in zahlreichen anderen Sprachen, u. a. im Deutschen. Zudem weisen im Russischen Zahlwörter bzw. adverbiale Ausdrücke mit einer quantitativen Bedeutung ihrem Folgenomen den Genitiv zu – hier spricht man vom *quantitativen Genitiv*.

Zentral für die vorliegende Arbeit waren jedoch vielmehr die nicht-kanonischen Vorkommen des Genitivs, die innerhalb der VP verortet sind. Vorrangig ist damit der GenNeg gemeint, der bei einer Satznegation VP-interne Argumente markiert (ob nun unakkusative Subjekte intransitiver Verben, s. Abschnitt 2.1.1, oder direkte Objekte transitiver Verben). Aber auch GenInt fällt in diese Kategorie, jene Art des Genitivs,

mit der die Objekte intensionaler Verben markiert werden (können). Zuletzt wurde auch GenPart präsentiert, die Genitivart, der stets eine partitive Bedeutung zukommt.

Zuletzt wurde der Vollständigkeit halber auch der Genitiv innerhalb der PP erwähnt, der von Präpositionen, die den Genitiv als lexikalischen Kasus verlangen, bedingt wird. Auf diese transparenteste Art des Genitivs wurde jedoch nicht näher eingegangen.

Zusammenfassend bemerkt Ryan (2006: 4):

> The principal function of the genitive case is the expression of the noun phrase modifier. The genitive case always indicates the extent of the participation of the given object in a given situation. It signals the degree of objectification of the entity in a given context and it presents a thing or a person as somehow limited or even completely eliminated.

Jelitte (1997: 166f.) identifiziert für die russische Gegenwartssprache sechs wichtige semantisch definierte Funktionen des Genitivs: den 1) *genitivus possessivus*, der für den Ausdruck von Besitzrelationen verwendet wird und als adnominaler Genitiv in der NP realisiert wird; den 2) *genitivus partitivus*, der einen Teil eines Ganzen bezeichnet und ebenfalls als adnominaler Genitiv in der NP auftritt, teilweise auch in der morphologisch „zweiten" Genitivform auf *–u* und teilweise auch in der VP als GenPart; den 3) *genitivus subiectivus*, der bei Jelitte am ehesten ebenfalls eine adnominale Genitivmarkierung des agentivischsten Arguments einer Aussage meint, so bspw. *delegatov* „Delegierte-GEN.PL" in *Ja ožidaju priezda delegatov* „Ich erwarte die Ankunft der Delegierten", wobei die Delegierten hier als semantisches (nicht grammatikalisches!) Subjekt interpretiert werden; den 4) *genitivus obiectivus* analog dazu als adnominalen Genitiv, der ein patientivisches Argument markiert, so bspw. *instrukcij* „Instruktionen-GEN.PL" in *podrabotka instrukcij* „die Durcharbeitung der Instruktionen"; schließlich den 5) *genitivus qualitatis*, der wiederum in einige Unterarten aufgeteilt werden kann und im Wesentlichen „die Beschaffenheit des Kernwortes des Nominalkomplexes ausdrückt" (Jelitte 1997: 167).

2. Die Erforschung des Genitivs der Negation

Dieses Kapitel stellt mit der systematischen Darstellung des aktuellen Forschungsstands zum GenNeg den Kern der vorliegenden Arbeit dar. In ihm werden die wichtigsten Erkenntnisse, Positionen und Debatten der bisherigen GenNeg-Forschung präsentiert, in Bezug zueinander gesetzt und diskutiert. Da es sich beim GenNeg wie bereits erwähnt um ein hochkomplexes sprachliches Phänomen handelt, ist eine Betrachtung auf mehreren linguistischen Ebenen notwendig. Aufgrund der Verortung an der *Syntax-Semantik-Schnittstelle* ergeben sich selbstredend einerseits essenzielle syntaktische, andererseits semantische Fragestellungen. Diese zu trennen ist nicht immer möglich und sinnvoll, da die beiden Ebenen beim GenNeg miteinander interagieren und ausschließlich semantische oder syntaktische Erklärungen deshalb meistens zu kurz greifen. Ebenso dürfen weitere analytische Perspektiven und Aspekte nicht vernachlässigt werden, so bspw. Soziolinguistik und Stilistik, aber auch Diskurslinguistik und Pragmatik; während diesen keine eigenen Unterkapitel gewidmet sind, werden sie im Rahmen dieses Kapitels doch immer wieder Erwähnung finden, da die Beschreibung des synchronen Sprachsystems nicht den Blick auf die konkrete Sprachverwendung trüben darf, denn diese korrespondiert nicht immer mit den in der Theorie als gefestigte Tatsachen dargestellten Erkenntnissen.

Zunächst folgt eine Darstellung der zentralen syntaktischen Arbeiten zum GenNeg, worin die Konzepte des *Skopus der Negation*, der *Unakkusativität* und der *Konfigurationalität* von besonderer Relevanz sind. Bevor näher auf diese eingegangen werden kann, muss jedoch – trotz des theorieneutralen Charakters der vorliegenden Arbeit – eine einführende Vorstellung der Terminologie sowie der Prinzipien des *Minimalistischen Programms* erfolgen, jenes aktuellen Stadiums der generativen Grammatiktheorie, in dem die meisten Analysen zum GenNeg hervorgebracht wurden.

Anschließend erfolgt eine ausführlichere Auseinandersetzung mit den semantischen Aspekten des GenNegs. Hier wird deutlich, dass verschiedene ForscherInnen unabhängig voneinander zu sehr ähnlichen Denkprodukten gelangten: Konzepte wie *Definitheit*, *Spezifizität* und zahlreiche andere finden so immer wieder Erwähnung und werden als Erklärung für die im Fokus stehenden Kasusalternationen herangezogen. Es gilt, den roten Faden der Forschung zu finden und herauszustreichen.

Eine abschließende Zusammenfassung gibt zuletzt einen Überblick, der gleichzeitig in das dritte Kapitel der Arbeit, das eigene Analysen beinhaltet, überleitet.

2.1 Syntaktische Ansätze

Exkurs: Grundlagen des Minimalistischen Programms

Bevor in diesem ersten forschungsgeschichtlichen Unterkapitel die zentralen syntaktischen Ideen zum GenNeg vorgestellt werden, soll eine konzise Erläuterung der wichtigsten Prinzipien der generativen Grammatik sowie deren jüngster Strömung, dem *Minimalistischen Programm* (in Folge MP), erfolgen. Hierbei geht es jedoch vorrangig nicht um die Darstellung der zugrundeliegenden Prämissen und Ansichten dieser

Theorie, sondern vielmehr um eine Darlegung des formalen Instrumentariums, das in den in Folge vorgestellten Arbeiten zum GenNeg Verwendung findet.

Das MP ist, wie bereits erwähnt, die aktuellste Entwicklungsstufe der grundlegenden linguistischen Richtung/Schule/Strömung der generativen Grammatik, die Ende der 1950er Jahre von Noam Chomsky, dem „weltweit meistzitierte[n] und bedeutendste[n] Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts" (Philippi/Tewes 2010: 10) in dessen Dissertation begründet worden war. Um dies so kurz wie möglich zu fassen, kann gesagt werden, dass in der generativen Grammatik angenommen wird, dass Sprache eine dem Menschen angeborene Fähigkeit (die sogenannte *faculty of language*) ist. Es existiere eine sogenannte Universalgrammatik (UG), auf der alle Sprachen der Welt basieren; die empirisch wahrzunehmende und oftmals sehr starke Variation zwischen den Sprachen ergibt sich dadurch, dass jede Sprache eine ganz bestimmte Parametrisierung gewisser sprachlicher Parameter aufweist: So entnehmen Kinder im Spracherwerb des Neugriechischen bspw., dass es eine *pro-drop*-Sprache ist und deshalb in unmarkierten Fällen kein overtes Subjekt produziert werden muss, während dies im Deutschen jedoch obligatorisch ist. Die Kombination der einzelnen Werte der Parameter verleiht den Grammatiken verschiedener Sprachen also ihren individuellen Charakter.[21] Zuletzt bleibt einleitend noch zu erwähnen, dass die Bezeichnung *generative* Grammatik auf den Gedanken zurückgeht, dass uns Menschen eine (1) endliche Anzahl an lexikalischen Ausdrücken (im *Lexikon*) sowie (2) eine endliche Anzahl an Regeln zur Kombination, Bildung etc. ebendieser (*Grammatik*) zur Verfügung stehen, mithilfe derer wir unendlich viele sprachliche Ausdrücke *generieren* können. Die für die Sprache des Menschen (im Gegensatz zu Kommunikationsformen anderer Lebewesen) markante Eigenschaft, die diese als „Sprache" ausmacht, ist dabei die Fähigkeit der *Rekursion* (vgl. Hauser/Chomsky/Fitch 2002; Traxler/Boudewyn/Loudermilk 2012), die es uns erlaubt, Sätze bzw. auch andere sprachliche Ausdrücke wie Wörter beliebig oft zu erweitern bzw. „eine grammatische Regel wieder auf ihr eigenes Resultat anzuwenden" (Jungen/Lohnstein 2006: 110): *die rote Rose*; die *schöne* rote Rose; die schöne rote Rose, *die verwelkt ist*; die schöne rote Rose, die *gestern* verwelkt ist usw. Jungen/Lohnstein (2006: 113) fassen zusammen: „Die generative Grammatik rekonstruiert die angeborenen Prinzipien in Sprachfähigkeit des Menschen (UG) und spezifiziert die Parameter, deren Werte die Variation zwischen den Einzelsprachen ableitbar macht."

Wie auch in den Stadien davor geht es im MP v. a. um die syntaktische Ebene von Sprache. Um sowohl die Linearität (die Wortstellung) als auch die hierarchischen Verhältnisse (die Konstituenten sowie deren Relation zueinander) von Sätzen visualisieren zu können, werden in der generativen Grammatik Baumdiagramme, sogenannte Strukturbäume, verwendet. Im Beispiel in Abbildung 3 werden Phrasentypen visualisiert, die je nach dem morphologischen Status ihres Kopfes benannt sind: NP steht

[21] Vgl. Grewendorf (2002: 122): „[B]ereits die Prinzipien- und Parametertheorie [ist] davon ausgegangen, dass Sprachen auf einer abstrakten Ebene uniform strukturiert sind und dass Variation auf Parameter beschränkt ist, die beim Spracherwerb ohne Schwierigkeit fixiert werden können."

somit – wie bereits im einleitenden Kapitel aufgeschlüsselt wurde – für Nominal- bzw. Nomenphrase, VP für Verbal- bzw. Verbphrase, AP für Adjektivphrase, PP für Präpositionalphrase, DP für Determinatorphrase, CP für Complementizerphrase[22] etc.

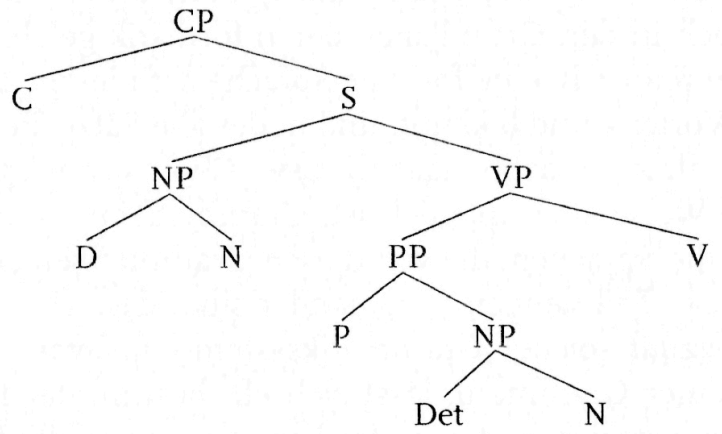


Abbildung 3: Strukturbaum mit verschiedenen phrasalen Köpfen, aus: Jungen/Lohnstein (2006: 116)

Konstituenten können an verschiedenen Positionen auftreten, was u. a. von Faktoren wie dem Satztyp (Deklarativsatz, Interrogativsatz etc.) abhängt. Um diese unterschiedlichen Wortstellungen erklären zu können, werden (in früheren Stadien der generativen Grammatik) sogenannte Transformationen bzw. Bewegungen angenommen (deshalb auch die ebenfalls oft anzutreffende Bezeichnung *Transformations*-grammatik), bei denen eine Konstituente bzw. ein sprachliches Element von einer Position in eine andere bewegt wird. Durch diese Bewegung wird aus der Tiefenstruktur (*deep* oder *D-structure*) die Oberflächenstruktur (*surface* oder *S-structure*) erzeugt, die schließlich physikalisch (lautlich/schriftlich) produziert werden kann und in dieser Form eine grammatische Äußerung darstellt.

Was das MP nun im Gegensatz zu den Vorgängerstadien der generativen Grammatik auszeichnet sind gewisse – wie der Name schon andeutet – minimalistische und reduktive Tendenzen. So werden bspw. keine verschiedenen Ebenen für die Tiefen- und die Oberflächenstruktur postuliert. Vielmehr verfügt die Grammatik nur mehr über zwei Schnittstellen: Einerseits ist dies die *phonetische Form* (PF), die das Sprachsystem mit den artikulatorisch-perzeptuellen Systemen (A-P) verbindet, und andererseits die *logische Form* (LF), die es mit konzeptuell-intentionalen Systemen (C–I) verbindet (s. Abbildung 4), sodass eine sprachliche Äußerung einerseits als lautliches physikalisches Signal und andererseits als bedeutungstragendes mentales Konzept verstanden wird:

[22] Als Complementizer wird ein „satzeinleitendes Element zur Markierung der Funktion eingebetteter Komplementsätze bezeichnet“ (Hetland 2013), im Deutschen bspw. *ob, weil, als.*

> Die Ebenen PF und LF werden dabei als Schnittstellen aufgefasst, an denen die Information, die das Sprachsystem liefert, an die Informationsstrukturen angepasst wird, mit denen die Systeme A-P bzw. C-I arbeiten. Das Sprachsystem wird dabei als ein Berechnungssystem (*computational system of human language* C_{HL}) aufgefasst, welches PF- und LF-Repräsentationen erzeugt. (Jungen/Lohnstein 2006: 153, Hervorhebung im Original)

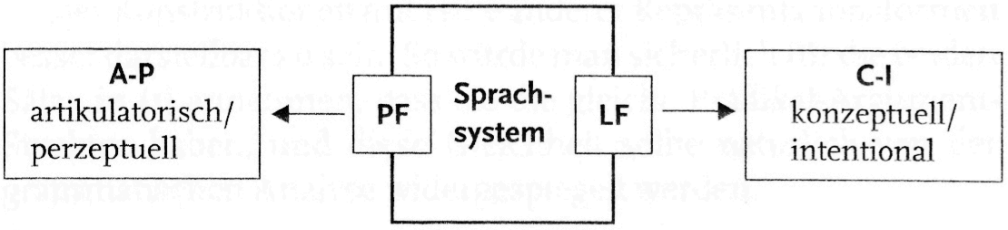


Abbildung 4: Die Schnittstellen PF und LF zum Sprachsystem, aus: Jungen/Lohnstein (2006: 153)

Die Generierung bzw. *Derivation* eines Satzes bzw. eines komplexen sprachlichen Ausdrucks wird im Rahmen des MP also wie folgt angenommen: Zunächst wird ein gewisses Set an lexikalischen Elementen aus dem Lexikon ausgewählt (*lexical array* bzw. *lexikalische Kollektion*[23]); dieses wird auch *Numeration* (N) genannt, da den einzelnen lexikalischen Einheiten dieses Sets numerische Werte zugeteilt werden, was in geordneten Paaren (LI, *i*) resultiert, wobei LI für *lexical item* und *i* für die Anzahl der Male steht, die dieses *Item* aus der Numeration gewählt wird, um in einem Satz vorzukommen; so kommt bspw. im Satz *Den Peter, den mag ich* das Wort *den* zweimal vor, was in N als (den, 2) dargestellt werden würde. Am Ende der Satzderivation muss N leer sein, der numeralische Index jedes lexikalischen Items muss null betragen, die Derivation „hat eine Numeration ‚aufzubrauchen'" (Grewendorf 2002: 123). Im Laufe der Derivation kommen verschiedene Operationen zum Tragen: Zunächst wird durch *Select* (dt. *Selektion*) bestimmt, welche Elemente aus der lexikalischen Kollektion in bestehende Strukturkomplexe eingefügt werden sollen; ebendies wird durch die Operation *Merge* (dt. *Verkettung*) vorgenommen, die zwei Konstituenten aus N miteinander verbindet und daraus eine neue Konstituente formt, die von derselben Kategorie wie die dominantere der beiden verschmolzenen Konstituenten ist (vgl. Al-Horais 2012: 13). Das MP wird oftmals auf diese Verkettung, die „fundamentale Operation des Strukturaufbaus" (Grewendorf 2002: 122) reduziert, da sie das Prinzip der Rekursion verkörpert. Sollten Bewegungen innerhalb der Struktur notwendig sein, so werden diese von der Operation *Move* (dt. *Bewegung*) durchgeführt. Im Rahmen des MP wird jedoch betont, dass in jeder Stufe der Derivation nur ein Minimum an transformationeller Aktivität (= Bewegung) erlaubt ist. Außerdem besagt die *Minimal Link Condition* (MLC, dt. *Bedingung der Minimalität des Ziels*), dass längere Bewegungen untersagt werden, wenn alternative kürzere Bewegungen möglich sind.

[23] Die deutschen Übersetzungen der original englischen Termini des MP stammen aus Grewendorf (2002).

Das *Last Resort*-Prinzip besagt schließlich, dass „Bewegung nur zulässig [ist], wenn sie der Überprüfung von Merkmalen dient" (Grewendorf 2002: 158).

Diesbezüglich ist eine weitere Operation zu nennen, die nicht nur für die Untersuchungen zum GenNeg zentral ist: *Agree* (dt. *Übereinstimmung*). Es ist ihre Aufgabe, eine Relation zwischen zwei Elementen herzustellen, wenn diese sich gewisse grammatikalische Eigenschaften teilen. Sie besteht dabei aus zwei Elementen: einem *Sondierer* (engl. *probe*) und einem *Ziel* (engl. *goal*). Der Sondierer muss aktiv sein, um an *Agree* teilnehmen zu können: Dies bedeutet, dass er über mindestens ein nicht-interpretierbares Merkmal verfügen muss; dieses tilgt er, indem er nach einem passenden Ziel sucht, das dieselben Merkmale aufweist; aufgrund dieser Merkmalsübereinstimmung können die nicht-interpretierbaren Merkmale des Sondierers getilgt werden.[24] Richards (2015: 825, Hervorhebungen im Original) führt genauer aus und erklärt v. a. die Kasusüberprüfung:

> Under Probe-Goal Agree, uninterpretable features are modelled as features that lack a value […]. Unvalued phi-features on functional heads, called *probes*, then seek to find a matching set of interpretable (valued) phi-features, a *goal*, inside the existing structure, i. e. inside their complement […]. Should the closest matching goal be active (by virtue of having an unvalued feature of its own – Case), then Agree(Probe, Goal) takes place, as a result of which the unvalued phi-features of the probe receive values from the goal, and the unvalued Case feature of the goal is valued by the probe (nominative by T, accusative by transitive *v*). Once valued, probe and goal are no longer active, and so cannot participate in any further Agree operations.

Da lexikalische Einheiten Tripel <pf, syn, sf> darstellen, wird hier zwischen Merkmalen mit semantischem Inhalt (bspw. Belebtheit oder die *φ-Merkmale* Person, Numerus und Genus), die interpretierbar sind, und rein syntaktischen, formalen Merkmalen differenziert, die entweder nicht-interpretierbar (wie z. B. Kasus) oder interpretierbar (wie bspw. Tempus) in die Derivation eintreten. Phonologische Merkmale sind immer nicht-interpretierbar. Beim sogenannten *Spell-Out*[25] müssen schließlich alle Merkmale überprüft, d. h. interpretiert sein, ansonsten bricht/stürzt die Derivation zusammen[26] (vgl. Al-Horais 2012: 15). Ein wichtiges Beispiel für die Merkmalsättigung durch *Move* und *Agree* ist das Herstellen der Subjekt-Verb-Kongruenz.

Ein letztes zentrales Konzept des MP, das hier noch genannt werden soll, sind die sogenannten *Phasen*: Es wird angenommen, dass in gewissen Stadien der Derivation nur bestimmte Teile der lexikalischen Kollektion zur Verfügung stehen. Erst wenn alle lexikalischen Items aus diesen verfügbaren Teilen „aufgebraucht" wurden, kann

[24] *Agree* kann mit oder ohne die Operation *Bewegung* geschehen (vgl. Grewendorf 2002: 170). Grewendorf (2002: 160) fasst zusammen: „Der Prozess der Merkmalüberprüfung besteht darin, dass ein Element mit zu überprüfenden Merkmalen in die Überprüfungsdomäne eines für die Überprüfung relevanten Kopfes bewegt wird, mit der Konsequenz, dass die involvierten nicht-interpretierbaren Merkmale getilgt werden."

[25] Vgl. Cook/Newson (2007: 253): „The point at which the derivation splits is known as Spell Out – it is where the derivation is 'spelled out' in terms of its outward physical form."

[26] Im Englischen wird der Zusammenbruch der Derivation als *crash* bezeichnet.

die Derivation auf weitere Teilbereiche zugreifen. Aus diesem Grund wird eine Derivation in Zyklen eingeteilt, die Phasen genannt werden (vgl. Grewendorf 2002: 304f.).

Als Phase wird im MP also im weitesten Sinne das syntaktische Korrelat einer Proposition verstanden, was Legate (2003: 1) wie folgt versteht:

> A phase is a self-contained subsection of the derivation, beginning with numeration and ending with Spell-Out. At the point of Spell-Out, the complement of the phase-defining head phase is sent to each of the PF and the LF components for interpretation.

2.1.1 Der konfigurationale Ansatz

In der generativen Grammatik ist dann vom sogenannten *konfigurationalen Kasus* die Rede, wenn der Kasus einer NP von deren struktureller Position innerhalb der Phrasenstruktur abhängt, anders ausgedrückt: von der Wortstellung. Wolfgang Schulze (2015) definiert die konfigurationale Syntax als „syntaktische[s] Verfahren, in denen grammatische Relationen mittels [...] positioneller Regelungen kodiert werden". Das kasusarme Englisch ist bspw. eine stark konfigurationale Sprache, da die Argumente erst in einer gewissen Position in der Syntax eines Satzes von funktionalen Köpfen ihre kontextuelle Bedeutung zugewiesen bekommen. Außerdem bewirken die unterschiedlichen syntaktischen Positionen differierende semantische Eigenschaften, was im Falle des GenNegs in unterschiedlichen Interpretationen von Genitiv- gegenüber Nominativ- bzw. Akkusativargumenten resultieren kann (vgl. Kagan 2013: 31).

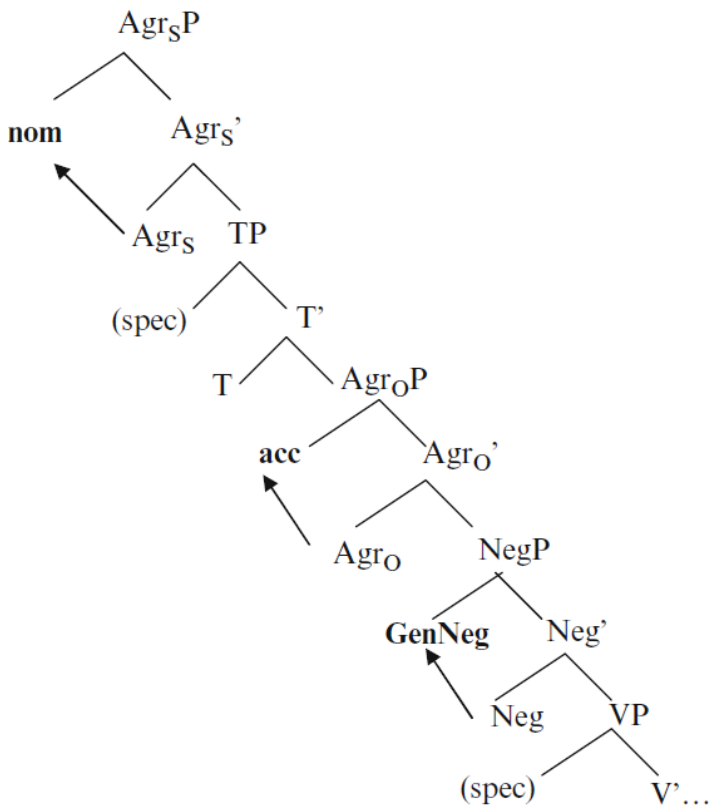


Abbildung 5: Positionen der Nom-, Akk- und Gen-Zuweisung, aus: Kagan (2013: 32)

John Bailyn (1995, 1997) wählte diesen Ansatz und schlug in seiner ersten syntaktischen Analyse des GenNegs vor, dass die Kasusalternation dadurch bedingt ist, dass Nominativ, Genitiv und Akkusativ in unterschiedlichen strukturellen Positionen auftreten bzw. in diesen zugewiesen/überprüft werden. Abbildung 5 zeigt dies: Während der Nominativ in der Spezifikatorposition der Phrase Agr_sP (≈ *Agree with Subject of Predicate*) steht, tritt der Akkusativ in der Spezifikatorposition der Phrase Agr_oP (≈ *Agree with Object of Predicate*) auf.[27] Die Position des Genitivs ist in der Spezifikatorposition der NegP, der Negationsphrase, der die VP untergeordnet ist. Das Objekt eines transitiven Verbs kann nun sein Kasusmerkmal in zwei unterschiedlichen Positionen überprüfen: in [spec, Agr_oP], wobei es dann den Akkusativ erhält, oder in [spec, NegP], dann wird ihm der Genitiv zugewiesen (vgl. Kagan 2013: 32). Bailyns (1997) Ansatz wurde in Folge von einigen ForscherInnen weiterentwickelt, so bspw. von Brown (1999). Allen diesen Arbeiten auf konfigurationaler Basis sind jedoch zwei Grundannahmen gemein, die Kagan (2013: 34) zusammenfasst:

i. GenNeg wird zugewiesen/überprüft sein Kasusmerkmal beim Kopf der NegP.
ii. Die semantischen Unterschiede zwischen Akkusativ- oder Nominativ-NPs sowie Genitiv-NPs sind auf die unterschiedlichen syntaktischen Positionen zurückzuführen, in denen sie auftreten.

Harves (2002) argumentiert dafür, dass immer dann, wenn der GenNeg auftritt, Neg, der Spezifikator der NegP, durch die Operation *Agree* in eine Beziehung mit dem internen Argument der VP eintritt.

Nicht nur ihr Ansatz, sondern vielmehr alle konfigurationalen Ansätze setzen voraus, dass nur internen Argumenten, die in der Objektposition basisgeneriert werden, der GenNeg zugewiesen werden kann. Diese nicht unproblematische Annahme wird als Unakkusativitätshypothese bezeichnet und wird im nächsten Abschnitt genauer erläutert.

2.1.2 Die Unakkusativitätshypothese und ihre Defizite

Der Begriff der *Unakkusativität* geht auf Perlmutter (1978) zurück: Er differenziert innerhalb der Kategorie der intransitiven Verben zwischen *unakkusativen* (auch ergative Verben genannt, vgl. Philippi/Tewes 2010: 194) und *unergativen* Verben. Diese unterscheiden sich darin, dass unakkusative Prädikate als einziges Argument ein internes (genauer: VP-internes) Argument lizensieren, während unergative Verben ein VP-externes Argument verlangen. Aus syntaktischer Perspektive bedeutet das, dass

[27] Vgl. Babby (2006: 5, Hervorhebungen im Original): „In Russian, [NOM and ACC] are in complementary distribution: An available NP is ACC when it is in XP, the maximal projection of a *lexical* category X that does not assign Quirky Case to NP (X = V, A, or P). This captures the fact that direct object NPs and bare NP adverbials are both ACC, can both be GEN in the scope of negation, and can co-occur in the same VP. […] An NP is NOM when it is not in the maximal projection of a lexical category: canonical subject NPs are NOM because they are in [Spec, TP], which is a *functional* projection."

unakkusative Verben ihre Subjekte innerhalb der VP projizieren, während unergative Verben ihre Subjekte außerhalb der VP projizieren (vgl. Harves 2014: 415; Grewendorf 2002: 65f.).[28] Die Subjekte unakkusativer Verben teilen aufgrund der Tatsache, dass sie syntaktisch dieselbe Position wie transitive Verben einnehmen, wichtige Eigenschaften mit ihnen.[29]

Seit Perlmutters Formulierung der Hypothese haben sich drei zentrale Untersuchungsgebiete zur Unakkusativität herauskristallisiert: (1) das Ausmachen sprachspezifischer heuristischer Diagnosemöglichkeiten zur Differenzierung von unakkusativen und unergativen Verben; (2) die Erforschung der semantischen Eigenschaften, die mit den syntaktischen Unterschieden zwischen diesen beiden Verbgruppen (unakkusativ/unergativ) einhergehen sowie (3) die theoriespezifische Formulierung der Hypothese samt Versuchen, sie zu erklären (vgl. Zaenen 2006: 217).

Für das Russische wurden einige sprachliche Kontexte gefunden, in denen getestet werden kann, welcher der beiden Gruppen ein bestimmtes Verb angehört. Zu ihnen zählt auch das Auftreten des GenNegs; hier ergibt sich jedoch eine gewisse Zirkularität, wenn die Unakkusativität eines Verbs durch das Auftreten des Genitivs bestimmt wird und gleichzeitig behauptet wird, der Subjekt-GenNeg trete nur bei unakkusativen Verben auf. Stephanie Harves (2002) beschreibt in ihrer Dissertation neben distributionellen *po*-Phrasen im Russischen – s. die Sätze in (11) – auch die Präfigierung von Verben mit *na-/pere-/po-* (s. Bsp. (12)) als Kontexte, in denen ausschließlich unakkusative Verben erlaubt sind. Demnach beweisen die folgenden Beispiele, dass *dat'* „geben" und *nakupit'* (bzw. *kupit'*) „kaufen" unakkusative Verben sind, während *smejat'sja* „lächeln" und *naigrat'* „spielen" unergativer Natur sind.

(11) a. ja dal mal'čik-am po jablok-u
ich gab Buben-DAT PO Apfel-DAT
‚Ich gab den Buben jeweils einen Apfel.'

b. *v každoj kvartire smejalos' po mal'čik-u
in jeder Wohnung lachte PO Bub-DAT
‚(Jeweils) Ein Bub lachte in jeder Wohnung.'

(Harves 2002: 35)

(12) a. deti nakupili mnogo knig
Kinder kauften viele Bücher.GEN
‚Die Kinder kauften viele Bücher.'

b. *mnogo detej naigralo v parke
viele Kinder.GEN spielten im Park
‚Viele Kinder spielten im Park.'

(Harves 2002: 104f.)

[28] Vgl. Schulze (2014, Hervorhebung im Original): Die „Unakkusativitätshypothese [...] beschreibt eine Klasse von (vornehmlich) Verben, die morphologisch unverändert in intransitiven Konstruktionen den primären Aktanten in PATIENS-ähnlicher Rolle binden (denen also das logische Subjekt fehlt)".

[29] Bzgl. der Position vgl. auch Primus (1999: 117): „The sole argument of an ergative [unaccusative, D. M.] verb […] and the object-patient of a transitive verb (O) share the same basic position."

Für weitere Mittel der Aufdeckung von Unakkusativität in anderen Sprachen s. Zaenen (2006), speziell für das Russische s. Harves (2002, 2014). Im Deutschen ist Unakkusativität u. a. an der Verwendung unterschiedlicher Hilfsverben erkennbar: So ist der Satz *Snape hat gemordet* mit *haben* als Auxiliar unergativ, *Dumbledore ist gestorben* mit *sein* hingegen unakkusativ (vgl. Philippi/Tewes 2010: 197). Das bedeutet, dass das Subjekt des Verbs *sterben* in der Position des direkten Objekts basisgeneriert wird (und sich deshalb wie ein Objekt verhält) und erst dann in die Position des VP-externen Subjekts verschoben wird.[30] Auch das Partizip II gibt im Deutschen Aufschluss: Partizipien unergativer Verben können nicht attributiv gebraucht werden, Partizipien unakkusativer Verben hingegen schon. Es ist also nicht möglich, aus dem Satz *Molly hat gearbeitet* den Ausdruck **die gearbeitete Molly* zu formen, wohingegen *die verwelkte Blume* aus *Die Blume ist verwelkt* grammatisch ist (vgl. Philippi/Tewes 2010: 198). *Arbeiten* ist also ein unergatives, *verwelken* ein unakkusatives Verb.

Die Unakkusativitätshypothese geht zwar auch davon aus, dass die Subjekte unakkusativer Verben interne Argumente sind, die in der direkten Objektposition generiert werden, jedoch werden diese nicht externalisiert, sondern verbleiben vielmehr in der internen Position, da nur diese die Zuweisung des GenNegs erlaubt: „The NP argument of UNACC verbs should remain *in situ* (i. e., not raise out of its initial VP-internal object position) when assigned GN [Genitive of Negation, D. M.] since its externalization is motivated by the need to receive/check NOM Case" (Babby 2006: 8, Hervorhebung im Original).

In zwei Beiträgen argumentiert Leonard Babby (2001, 2006) gegen die Unakkusativitätshypothese. Er führt einige Punkte an, die verdeutlichen sollen, dass der GenNeg nicht nur an der Position (zugrundeliegender) direkter Objekte realisiert wird – was die Kernannahme der Unakkusativitätshypothese darstellt –, sondern auch in anderen Positionen. Auch er teilt die Ansicht, dass die Suche nach jener einzigen syntaktischen Position, in welcher der GenNeg auftreten kann, fruchtbar ist, doch kommt er im Zuge seiner Analyse eben zu anderen Ergebnissen als die VerfechterInnen der Unakkusativitätshypothese. Damit revidiert Babby gleichzeitig jenen bedeutsamen Ansatz, den er selbst 1980 in seiner zentralen Monographie zum Thema ausgearbeitet hatte. Dieser machte das Auftreten des GenNegs am Skopus der Negation fest und definierte diesen wiederum informationsstrukturell: Der Skopus der Negation sei demnach das Rhema eines Satzes (mehr dazu in Abschnitt 2.2.3.1).[31] Babby nimmt

[30] Vgl. Babby (2006: 3, Hervorhebungen im Original): „The argument of a verb is *initially internal* if it merges with V inside V's maximal projection; it is thus initially *VP-internal* and V assigns it a theta role *VP-internally*. An UNACC verb's initial internal NP argument raises out of VP to a higher position where it can receive/check its Case; here we can speak of an *externalized internal theta role* since an initial internal NP argument assigned a verb's internal theta role has risen to a position in the sentence that is external to V's maximal projection."

[31] Vgl. Babby (2006: 11): „Although there is regular mapping between syntactic structure and rhematic structure in existential sentences, the scope of negation, the inverted position of the subject NP, and Case assignment are syntactic phenomena and should therefore be stated in strictly syntactic terms."

nach wie vor an, dass der Skopus der Negation das entscheidende Moment der GenNeg-Zuweisung darstellt. Nunmehr will er jedoch rein syntaktisch argumentieren. Der Skopus wird also durch die Negationsphrase (NegP) bedingt:

> I shall assume that when *ne* and VP merge, *ne* is the head of the derived category and its projection inherits the verbal features of its VP complement; the category of "NegP" thus depends on the categorial features of the XP that *ne* merges with. *Ne* behaves in this respect like an auxiliary verb [...]. Thus *ne* + VP projects a negated verbal category, which, I claim, is the proper domain of GN (read "+" as 'merges with'). This entails the claim that *ne* does not merge with TP and there is therefore no syntactic "sentence negation." (Babby 2006: 1, Hervorhebungen im Original)

Die wesentlichsten Punkte dieser Annahme sind die folgenden: 1) Babby geht davon aus, dass es sich bei der Negation, die den GenNeg lizensiert, nicht um Satznegation handelt. Dies widerspricht den vielen Ansätzen, die die Grundannahme teilen, dass der GenNeg (zumindest Subjekt-GenNeg) bei der Negation des gesamten Satzes auftritt, während die Negation einzelner Satzkonstitutenten (oft) in einer Akkusativ-/Nominativmarkierung resultiert. Bei Babby werden durch die Operation *Merge* bzw. Verkettung die Negationspartikel *ne* (die er mit einem Auxiliarverb vergleicht) und die VP miteinander verbunden. Die dabei entstehende NegP übernimmt die Merkmale der VP und stellt als Skopus der Negation jenen syntaktischen Kontext dar, in dem der GenNeg realisiert wird. 2) Es wird nicht expliziert, dass gewisse Eigenschaften des Verbs vorliegen müssen, damit es mit *ne* zu einer NegP verschmelzen kann. Babby zeigt in Folge auch, dass dem tatsächlich nicht so ist: So können neben unakkusativen Verben laut ihm auch unergative unter einer Negation den Genitiv verlangen (s. Beispiel (ii) im Analyseteil in Kapitel 3).

Da die Unakkusativitätshypothese darauf beruht, dass einstellige Verben, die den Genitiv erlauben, ausschließlich unakkusativer Natur sind und damit ein internes NP-Argument besitzen, das dieselbe Position wie ein direktes Objekt transitiver Verben besetzt, stellt laut Babby (2006: 3) bspw. bereits die GenNeg-Markierung von bloßen (adverbialen) NPs (bei Babby *GEN bare NPs*), die nicht in der Position eines direkten Objekts stehen können, ein stichhaltiges Gegenargument dar, das die Hypothese entkräftet:

(13) Ja ni [odnoj minuty] ne dopuskal vozmožnost-i, čto…
Ich nicht [eine Minute]-GEN NEG erlaubte Möglichkeit-GEN, dass…
‚Ich erlaubte nicht für eine Minute die Möglichkeit, dass...'

(Babby 2006: 2)

In (13) können nicht sowohl die NP *odnoj minuty*-GEN „eine Minute" als auch die NP *vozmožnosti*-GEN „Möglichkeit" als direktes Objekt fungieren; vielmehr ist nur letztere das direkte Objekt des transitiven Verbs *dopuskat'* „zulassen". Die Realisierung eines GenNegs bei der ersten NP kann also nicht durch die Unakkusativitätshypothese erklärt werden, da hier nur ein (zugrundeliegendes) Objekt vorliegt.

Ein weiteres Gegenargument ist die Tatsache, dass der GenNeg auch bei unergativen Verben auftreten kann, so bei *skryvat'sja* „sich verstecken" in (14):

(14) Meždu brevnami ne skryva-lo-s' tarakan-ov.
Zwischen Balken NEG versteckte-N.SG-sich Kakerlaken-GEN
‚Es versteckten sich keine Kakerlaken zwischen den Balken.'

(Babby 2006: 21)

Es muss jedoch angemerkt werden, dass einige AutorInnen (und laut ihnen auch befragte MuttersprachlerInnen, vgl. Kagan 2013: 35) jene Sätze mit unergativen Prädikaten, die Babby als Gegenbeispiele anführt, als ungrammatisch einstuften.

In seiner Alternative postuliert Babby, dass Existenzsätze sowie deren Subjekte eine ganz spezifische Struktur aufweisen: Wenn die NP durch die Operation *Merge* mit der VP verbunden wird, so steht die VP in der neuen kombinierten Phrase links von der NP: [VP NP]. Babby (2006: 9) bezeichnet diese Konfiguration als invertiertes Subjekt (*inverted subject*). Er fügt hinzu, dass das Subjekt *nicht* zuerst in der kanonischen Position auftritt und erst dann in diese invertierte Position bewegt wird, sondern dass es sich im Prozess der gesamten Derivation des Satzes dort befindet.[32] Der Skopus der Negation – der von der NegP bedingt wird, in der die neue VP mit invertiertem Subjekt, d. h. [VP NP], mit der Negationspartikel *ne* verbunden wurde – soll im neuen Ansatz nun eben nicht mehr durch die Kategorie Rhema bedingt sein, sondern syntaktisch definiert werden. Babby (2006: 12) nennt folgende Konditionen, die erfüllt werden müssen: Die GenNeg-NP soll die Schwester von VP sein (und somit *VP-extern*), soll sich gleichzeitig aber auch innerhalb des Skopus der VP-Negation (also *VP-intern*) befinden. Das χ in (15), das im früheren Ansatz für Rhema stand, muss also in einer neuen Analyse durch eine syntaktische Kategorie ersetzt werden.

(15) $[_{\chi}$ V(P) NP] → $[_{\chi}$ ne [V(P) NP_{GEN}]]

(Babby 2006: 15)

Babby schlägt als syntaktische Kategorie VP vor, was in der folgenden Struktur resultiert:

(16) $[V(P)\ NP]_{VP}$ → $[ne\ [V(P)\ NP_{GEN}]_{VP}]_{NEGP}$

(Babby 2006: 16)

Diese Struktur kann nun sowohl direkte Objekte wie beim Objekt-GenNeg, Subjekte von Existenzsätzen wie beim Subjekt-GenNeg als auch bloße NP-Adverbia im Genitiv erklären.

Kagan (2013: 35–39) führt weitere Defizite des konfigurationalen Ansatzes und somit auch der darin axiomatischen Unakkusativitätshypothese an: (1) Nicht alle unakkusativen oder passiven Verben lizensieren eine Genitivmarkierung ihrer Argu-

[32] Vgl. Babby (2006: 17, Hervorhebung im Original): „The crucial $[VP\ NP]_{VP}$ existential configuration can be derived either by a syntactic rule that moves (lowers) NP from its *canonical* subject position and adjoins it to VP or it can be 'base generated,' which, in Minimalist terms, means that the predicate VP_i merges directly with NP, forming a predication relation without movement or traces."

mente, (2) Genitivsubjekte und -objekte können in gewissen Kontexten eine definite und spezifische Lesart erhalten und (3) die Phänomene des GenNegs und des GenInts werden, trotz auffälliger Gemeinsamkeiten, voneinander getrennt, da GenInt im konfigurationalen Ansatz nicht mit denselben Mitteln erklärt werden kann.

2.1.3 Der leere Quantifikator: Teil 1

Einige AutorInnen nehmen an, dass der nicht-kanonische Genitiv im Russischen durch einen phonologisch leeren Quantifikator bedingt ist. So schlägt bspw. Pesetsky (1982) in seiner Dissertation ebendiesen Grund für das Vorkommen von den Genitivarten GenNeg sowie GenPart vor (während er hingegen GenInt nicht als separates Phänomen berücksichtigt). Eine erste starke Motivation für diese Annahme stellt die Tatsache dar, dass overte, d. h. (phonologisch) realisierte Quantifikatoren den quantifizierten NPs den Genitiv – konkret den quantitativen Genitiv (s. Abschnitt 1.1.2) – zuweisen:

(17) pjat' devoček (Kagan 2013: 40)
fünf Mädchen.GEN

Außerdem wird dem GenPart – deshalb auch seine Bezeichnung – immer eine partitive Bedeutung der Lesart „X aus einer Menge von X", „etwas X", „ein Teil von X" zugeschrieben, s. Bsp. (18). Diese Tatsache folgt direkt aus der Annahme, dass der Genitiv von einem leeren Quantifikator zugewiesen wird, der in etwa dem deutschen *etwas, ein bisschen, einen Teil von* oder dem englischen *some* entspricht:

(18) Ja vypil vod-y. (Kagan 2013: 40)
Ich trinken.M.SG.PERF Wasser-GEN
‚Ich habe etwas Wasser getrunken.'

Die dritte Beobachtung, welche die Annahme eines Null-Quantifikators attraktiv erscheinen lässt, ist das Vorhandensein der zweiten morphologischen Genitivform im Russischen (in der Glossierung GEN2), dem Genitiv auf *–u*. Nur eine sehr beschränkte Anzahl an Substantiven verfügt über diese zweite Form. Während der „zweite Genitiv" immer durch die morphologisch unmarkierte Genitivform (GEN1) ersetzt werden kann, ist dies umgekehrt nicht möglich, da die partitive morphologische Form des Genitivs nur in gewissen sprachlichen Kontexten lizensiert ist, denen eine quantitative Bedeutung zukommt. Aus diesem Grund ist die Verwendung der zweiten Genitivform in (19a) grammatisch, während sie in (19b) als inkorrekt gilt, da *cvet* „Farbe" keine quantitative Interpretation des adnominalen Genitivs zulässt:

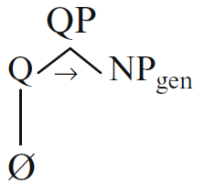
(19) a. bol'še sachar-u / sachar-a
mehr Zucker-GEN2 Zucker-GEN1
‚mehr Zucker'

b. cvet *sup-u / sup-a
Farbe Suppe-GEN2 Suppe-GEN1
‚die Farbe der Suppe'

(Kagan 2013: 41)

Dieser Ansatz kann jedoch die Unterschiede zwischen der GenPart-Konstruktion und den anderen beiden nicht-kanonischen Genitivarten nicht erklären. Einer dieser Unterschiede wäre bspw., dass der GenNeg zählbare Nomen im Singular sowie Objekte von imperfektiven Verben markieren kann, während eine GenPart-Markierung in diesen Fällen unzulässig ist. Sowohl Franks (1995) als auch Kagan (2013: 41) kommen also zum Fazit, dass die Annahme eines leeren Quantifikators das Phänomen GenPart erklären kann, nicht aber die anderen beiden nicht-kanonischen Genitivarten.

Auch Bailyn (2004, 2012) nimmt einen phonologisch leeren Quantifikator Q an, doch unterscheidet sich sein Ansatz in einem zentralen Punkt von Pesetskys Analyse: Q – als Kopf einer Quantifikationsphrase QP – ist bei ihm nicht nur verantwortlich für alle Fälle des nicht-kanonischen Genitivs, sondern vielmehr für *alle* Vorkommen des nicht-lexikalischen (d. h. strukturellen) Genitivs. In diesem Modell ist so bspw. auch der prototypische adnominale Genitiv durch den leeren Quantifikator motiviert, aber auch alle übrigen Arten, also sowohl der quantitative Genitiv, aber auch der GenNeg, der GenInt und der GenPart sowie der komparative Genitiv. Nominativ und Akkusativ werden von anderen Positionen in der syntaktischen Struktur zugewiesen. In einer Baumstruktur stellt sich Bailyns Q-Ansatz wie folgt dar:



Bailyn (2012: 202) setzt die Gültigkeit der Unakkusativitätshypothese (s. Abschnitt 2.1.1) voraus und konstatiert dementsprechend, dass GenNeg nur zugrundeliegenden direkten Objekten zugewiesen werden kann. Diese Restriktion, so Bailyn, sagt jedoch (noch) nichts über die Optionalität des Genitivs bei unakkusativen Subjekten aus (da dort bekanntlich auch der Akkusativ bzw. der Nominativ auftreten können). Als Kontext, in dem der GenNeg hingegen obligatorisch ist, führt er Existenzsätze an (vermutlich beschränkt er sich mit dieser Aussage auf Existenzsätze im Präsens, die die starke Negationspartikel *net* enthalten und deshalb obligatorisch den GenNeg verlangen). Somit ist (20b) die einzig mögliche Negation von (20a); eine Nominativmarkierung wie in (20c) ist ungrammatisch:

(20) a. Na stole est' knig-i.
auf Tisch sind Bücher-NOM
‚Auf dem Tisch sind/gibt es Bücher.'

b. Na stole net knig.
auf Tisch NEG Bücher.GEN
‚Auf dem Tisch sind/gibt es keine Bücher.'

c. *Na stole net knig-i.
auf Tisch NEG Bücher-NOM
‚Auf dem Tisch sind/gibt es keine Bücher.'

(Bailyn 2012: 202)

Auch hier kommt es zur selben Problematik wie bei Pesetskys Ansatz: Bailyns Q kann die Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten des Genitivs nicht erklären: „To sum up, the unified analysis [...] fails to account for the fact that the different phenomena involving genitive case-assignment are subject to different restrictions and semantic tendencies" (Kagan 2013: 42).

Ein weiteres Problem, auf das Harves (2013: 656) hinweist, ist, dass der GenNeg auch NPs markieren kann, die von overten Quantifikatoren oder Demonstrativa regiert werden, wie in (21):

(21) On ne rešil vsech zadač. (Harves 2013: 656)
Er NEG löste [alle Aufgaben]GEN
‚Er löste nicht alle Aufgaben (nur ein paar von ihnen).'

2.2 Semantische Ansätze

2.2.1 Individuation, Referenzialität, Definitheit, Spezifizität

In diesem Abschnitt sollen einige der wichtigsten semantischen Konzepte vorgestellt werden, denen nachgesagt wird, eine bedeutende Rolle in der Kasuszuweisung für Argumente sowohl in der Subjekt- als auch in der Objektposition zu spielen. Aus diesem Grund finden sich diese Konzepte in zahlreichen anderen Erklärungsansätzen zum GenNeg (und teils auch GenInt) wieder.

Einer der ersten und aus diesem Grund für folgende Arbeiten wegweisende Ansatz wird im Artikel *Hierarchies in the Genitive of Negation* von Alan Timberlake (1975) vorgestellt. Die Grundprämisse darin lautet, dass verschiedene Konzepte wie Belebtheit, Numerus, Topikalität etc. relevante Parameter darstellen, für die jeweils eine eigene Hierarchie existiert. Je nachdem, wo ein Nomen auf den jeweiligen Parameterhierarchien positioniert ist, ist entweder eine Genitiv- oder aber eine Akkusativmarkierung (oder Nominativmarkierung, obgleich Timberlake sich in seinem Aufsatz ausschließlich auf den Objekt-GenNeg bezieht) wahrscheinlicher. Timberlake (1975: 123) bemerkt, dass diese Hierarchien sowohl aus synchroner als auch aus diachroner Sicht ihre Gültigkeit bewahren und dass der GenNeg durch sie bedingt wird, weil er – und hier ist der Gedankengang nicht ganz transparent – im modernen Russischen nach und nach verloren geht (womöglich ist hier sein Status als Defaultkasus

gemeint, der allmählich verschwindet, was dazu führt, dass eine semantische Motivation für seine Verwendung vorliegen muss). Zudem ist es bemerkenswert, dass Timberlake den Einfluss des stilistischen Sprachregisters stark betont: So seien die Beispiele für die Hierarchien, die er beschreibt, für einen „neutralen Stil" – wie auch immer er diesen verstanden haben will – akzeptabel, können für andere stilistische Varianten aber abweichen.

Die Hierarchien betreffen verschiedene sprachliche und außersprachliche Ebenen. Timberlake unterscheidet substanzielle und stilistische Hierarchien (*substantive and stylistic hierarchies*), wobei die substanziellen weiter in jene, die den Partizipanten und jene, die das Ereignis selbst betreffen, unterteilt werden können. In diesem Unterabschntit werden die einzelnen Parameter näher erläutert. Timberlakes Ausführungen werden, wenn notwendig und passend, durch andere Definitionen und Erklärungen sowie Erkenntnisse aus semantischen Untersuchungen zum GenNeg ergänzt.

Diejenigen Hierarchien, die sich mit dem Partizipanten beschäftigen, beziehen sich alle auf den Grad der *Individuation* und tragen dazu bei, dass dieser entweder hoch oder niedrig ausgeprägt ist. Unter diesem Begriff versteht Timberlake die Eigenschaft von Partizipanten, als eigenständige Entitäten oder Individuen charakterisiert zu sein. Je individuierter ein Partipizant, umso unwahrscheinlicher wird eine Markierung mit dem GenNeg. Timberlake (1975: 127) fügt jedoch hinzu, dass diese Individuationshierarchien sich nicht ausschließlich auf den Partizipanten selbst, sondern auch auf die Relation zwischen dem Partizipanten und dem Ereignis beziehen. Die Tatsache, dass das Konzept der Individuation (als zusammengezähltes Resultat mehrerer semantischer Parameter) eine Rolle in der Zuweisung des GenNegs spielt, ist durch die grundlegende Funktion des Genitivs bedingt, die bereits von Roman Jakobson ([1936] 1971) beschrieben wurde: Der Genitiv drückt das Ausmaß der Beteiligung eines Partizipanten an einer Handlung/einem Ereignis aus und stellt damit eine *Quantifizierung der Partizipation* (*quantification of participation*) dar („wie sehr nimmt der Partizipant an der Handlung teil?"). Die folgenden Hierarchien tragen zur Individuation des Partizipanten bei:

1) *Eigennamen/Gattungsnamen*: Laut Timberlake können Eigennamen im Prinzip gar nicht im GenNeg auftreten, während dies bei Gattungsnamen theoretisch möglich ist, allerdings auch den markierten Fall darstellt. Wie in späteren Abschnitten noch gezeigt werden wird (und teilweise bereits gezeigt wurde), stellen jene – im Russischen tatsächlich vorkommenden – Sätze, in denen Eigennamen im verneinten Kontext der Genitiv zugewiesen wird, ein Problem für diese Annahme dar.
2) *Konkret/abstrakt*: Abstrakte Nomen beziehen sich auf abstrakte Konzepte, die nicht individuiert sein können, während konkrete Nomen sowohl individuiert als auch nicht-individuiert auftreten können. Demnach stehen abstrakte Nomen häufiger im GenNeg als konkrete Nomen. Diese Beobachtung stellte eine der ersten Erkenntnisse im Rahmen der Erforschung des Objekt-GenNegs dar (vgl. Abschnitt 0).

3) *Zählbare Nomen/Massennomen*: Da zählbare Nomen *per definitionem* gezählt werden können, werden sie als individuelle Entitäten interpretiert. Substanz- oder Massennomen können hingegen nicht gezählt werden, es kann lediglich auf die ganze „Masse“ oder nur einen Teil (= partitive Bedeutung) referiert werden. Massennomen sind weniger bzw. nicht individuiert und treten deshalb wahrscheinlicher im GenNeg auf als zählbare Nomen.
4) *Belebt/unbelebt*: Laut Timberlake werden belebte Nomen eher als Individuen gesehen als unbelebte. Dies führt dazu, dass belebten Nomen weniger häufig der GenNeg zugewiesen wird als unbelebten.
5) *Singular/Plural*: Wortkarg äußert sich Timberlake zum Numerus und bemerkt, dass Pluralnomen weniger individuiert sind und deshalb eher im GenNeg auftreten als Nomen im Singular.
6) *Definit/indefinit*: Ein definiter Partizipant wird interpretiert als „uniquely defined individual within a set of individuals which might conceivably be participants in a given event“ (Timberlake 1975: 125). Definite Nomen sind also individuiert und treten im Akkusativ auf, indefinite sind nicht individuiert und treten im Genitiv auf. Schwinn (2010: 131) meint, Definitheit sei die

> Eigenschaft eines einzelnen Exemplars einer Menge, die es individualisiert. Sprachl[iche] Ausdrücke sind definit, wenn (a) Referenten durch Kontext, Situation bzw. Vorerwähnung bestimmt sind, z. B. bei Pronomina oder (b) Determinanten wie z. B. bestimmte Artikel, Pronomina, Demonstrativa, die Bestimmtheit des Referenten ausdrücken […]. Ein Gegenstand wird durch seine D[efinitheit] zu einem besonderen seiner Gattung („Individuenausdruck“); seine Referenz wird durch die D[efinitheit] eingegrenzt. […] Eigennamen sind grundsätzlich definit, sie bedürfen keiner näheren Bestimmung durch Determinanten.

Die folgenden drei Hierarchien beziehen sich nun auf die Individuation eines Partizipanten in bestimmten syntaktischen Kontexten.

7) *Neutrale/emphatische Negation*: Nomen, die mit gewissen linguistischen Elementen wie bspw. *nikakoj, ni odin* oder *ni* emphatisch negiert werden (hierzu zählt im Kontext des Subjekt-GenNegs auch die Partikel *net*), treten (beinahe) ausnahmslos im GenNeg auf. Dieser Parameter ist für die vorliegende Arbeit insofern nicht allzu relevant, als hier hauptsächlich – im Analyseteil ausschließlich – Sätze mit neutraler Negation betrachtet werden, in denen der GenNeg zwar eine markierte Kasuswahl darstellt, aber durchaus möglich ist.
8) *Topikalisiert/neutral*: Objekte, die topikalisiert und linksversetzt am Satzanfang realisiert werden, sind kontextuell und syntaktisch individuiert. Deshalb wird ihnen am ehesten der Akkusativ (bzw. Nominativ) zugewiesen. Timberlake weist an dieser Stelle jedoch auf die Möglichkeit hin, dass SprecherInnen beim Zeitpunkt der Produktion des Objekts am Satzanfang noch nicht wissen, dass es später im Satz zu einer Negation kommen wird, und dass dadurch die Akkusativmarkierung bedingt sein könnte. Er verwirft diesen Gedanken allerdings als unlogisch, da auch die Kasuswahl bei topikalisierten Objekten Varia-

tion aufweist und dies impliziert, dass sich die SprecherInnen der Wahlmöglichkeit AKK/GEN bewusst sind. Aus diesem Grund kommt es nicht „unabsichtlich“ zu Akkusativmarkierungen aufgrund einer unerwarteten Negation.

9) *Modifiziert/nicht modifiziert*: Ein Nomen, das durch Adjektive, Pronomen, adnominale Genitive, Präpositionalphrasen etc. modifiziert wird, gilt als individuierter und in vielen – nicht allen – Fällen als definit. Aus diesem Grund treten modifizierte Nomen seltener im GenNeg auf.

Die folgenden Hierarchien betreffen das Ereignis, das im jeweiligen Satz ausgedrückt wird:

10) *Infinites/finites Verb*: Das Objekt von negierten finiten Verben wird eher mit dem GenNeg markiert als das Objekt eines Infinitivs, der selbst durch ein finites Prädikat regiert wird.

11) *Perfektiver/imperfektiver Aspekt*: Es ist wahrscheinlicher, dass imperfektive Verben mit dem Genitiv markiert werden als perfektive. Dies wird dadurch erklärt, dass beim imperfektiven Aspekt das Ereignis als Ganzes in den Skopus der Negation fällt, während beim perfektiven nur der Endpunkt, also das Endresultat des Ereignisses im Zentrum steht. Wird ein perfektives Verb negiert, so bedeutet dies, dass die Handlung nicht vollendet wurde, aber nicht, dass sie in ihrer Gesamtheit nicht stattgefunden hat (vgl. Timberlake 1975: 129). Auch Paykin/Van Peteghem (2002) weisen auf den Zusammenhang zwischen dem GenNeg und Aspekt hin: Der GenNeg tritt so häufiger mit dem imperfektiven als mit dem perfektiven Aspekt auf. Dies liegt daran, dass Verben, die als Objektargument eine existierende Entität verlangen (wie *zakryvat’/zakryt’* „schließen“ oder *pisat’/napisat’* „lesen“), den GenNeg nicht erlauben, wenn sie im perfektiven Aspekt auftreten, da die Negation in diesem Fall nicht das Ereignis selbst, sondern nur dessen vollständige Durchführung verneinen. Das bedeutet, dass das Objekt trotz Negation eine Existenzpräsupposition aufweist, s. Beispiel (22), in dem durch die Verwendung des perfektiven Aspekts ausgesagt wird, dass ich das Fenster nicht *ganz* geschlossen habe, was bedeutet, dass ein Fenster *existiert*, weshalb eine Genitivmarkierung nicht erlaubt ist.

(22) Ja ne zakryvala / *zakryla okn-a.
Ich NEG schloss.IMPERF / *schloss.PERF Fenster-GEN
‚Ich schloss kein Fenster.‘

(Van Peteghem/Paykin 2013: 91)

12) *Imperativ, Konjunktiv, Indikativ*: Was den Modus betrifft, so erlauben die markierten Modi Imperativ und Konjunktiv den GenNeg laut Timberlake seltener als der unmarkierte Indikativ; sie beschreiben potenzielle, nichtreale Situationen. Wenn sie negiert werden, implizieren sie, dass die Handlung in ihrer affirmativen Form eine Möglichkeit darstellt. Aus diesem Grund sei die „Kraft der Negation“ (*force of negation*) schwächer und der Genitiv eben nicht

lizensiert. Als Beispielsatz nennt Timberlake (1975: 129): *Esly by ja ne poterjal očki/*očkov, ja by ne dolžen byl kupit' novye* „Hätte ich meine Brille nicht verloren, müsste ich mir keine neue kaufen“: In diesem Satz wird präsupponiert, dass das positive Pendant der negierten Handlung (*die Brille verlieren*) in der Tat vorgefallen ist, was bedeutet, dass eine Brille existiert und die NP nicht mit dem GenNeg markiert werden kann.

13) *Interrogativ/Deklarativ*: Die Erklärung dieses Parameters ähnelt jener, die für den Parameter Modus erläutert wurde. Der GenNeg sei bei Interrogativsätzen seltener als bei Deklarativsätzen, da bei negierten Fragesätzen ebenfalls die affirmative Version der Handlung präsupponiert wird. Timberlake fügt außerdem hinzu, dass der Interrogativsatz einer der ersten Kontexte war, in denen der Akkusativ in der Position eines negierten direkten Objektes auftrat.
14) *Sekundäres Komplement/kein Komplement*: In Fällen, in denen das transitive Verb neben dem direkten Objekt noch ein Instrumentalkomplement verlangt (wie bei *sčitat'* „jmdn. als etw. betrachten, jmdn. zu jmdm. zählen“, *nazyvat'* „jmdn. nach etw. benennen“, *naznačat'* „jmdn. zu etw. befördern“), das den Grad der Beeinflussung des Objekts durch das Verb ausdrückt, weitet sich der Skopus der Negation aus und beinhaltet sowohl das direkte Objekt als auch das Instrumentalkomplement. Somit ist der Wirkungsbereich der Negation laut Timberlake (1975: 130) diffus und das direkte Objekt wird so gut wie nie mit dem Genitiv markiert.
15) *Spezifikation/direktes Objekt*: Der Akkusativ wird im Russischen nicht nur am direkten Objekt verwendet, sondern auch dazu, temporale und lokale adverbiale Ausdrücke zu markieren. Adverbiale Ausdrücke stehen seltener im GenNeg als direkte Objekte. Dennoch führt Timberlake (1975: 130) zwei Gegenbeispiele an: *On ne pročital daže ?[odnu stranicu]-AKK/[odnoj stranicy]-GEN* „Er las nicht einmal eine Seite“ sowie *Ja ne čitala daže ?[odnu minutu]-AKK/[odnoj minuty]-GEN* „Ich las nicht einmal eine Minute lang“. In diesen Beispielen mit emphatischer Negation wird der Genitiv präferiert. Timberlake will damit aufzeigen, dass der Akkusativ im zweiten Satz, wo er eine zeitliche Angabe markiert, akzeptabler ist als im ersten, wo er einem direkten Objekt zugewiesen ist.
16) *lexikalische Kategorien*: An dieser Stelle nennt Timberlake einige semantisch definierte Verbklassen wie Perzeptionsverben, Emotionsverben, existenzielle Verben und Possessionsverben, die eher dazu tendieren, den GenNeg zu verlangen als andere Klassen. Diese Verbklassen werden an einigen Stellen in der vorliegenden Arbeit genauer erläutert.

Neben einem morphologischen Parameter, der hier nicht erwähnt werden soll, da er für die vorliegende Untersuchung nur von marginaler Bedeutung ist, führt Timberlake schließlich noch einen stilistischen Parameter an:

17) *informell/formell*: Dieser Parameter wirkt gleichzeitig auf alle oben genannten Parameter und kann diese überschreiben. Der Genitiv gilt als stilistisch for-

meller (von neutral über formell bis zu altmodisch und archaisch) als der Akkusativ (von Substandard über umgangsprachlich bis neutral). Beim neutralen Stil treffen sich also gewissermaßen die beiden Kasus und es kommt in vielen Fällen zu einer freien Wahlmöglichkeit.

Ein weiterer Parameter, der von Timberlake aufgrund der Beschränkung seiner Beobachtungen auf den Objekt-GenNeg nicht genannt wird und auch in anderen Arbeiten eher am Rande erwähnt wird, ist *Agentivität*: So schreibt Partee (2008: 296), dass Subjekte nicht-agentivisch sein müssen, um mit dem GenNeg markiert werden zu können.

Nach der Präsentation von Timberlakes Hierarchien soll eine weitere semantische Untersuchung zum GenNeg vorgestellt werden, die sich ausgehend davon, dass in Kontexten, in denen sowohl der Akkusativ bzw. der Nominativ als auch der Genitiv möglich sind, ein Kasus jeweils eher unspezifisch und der andere eher spezifisch interpretiert wird, mit den semantischen Konzepten der Definitheit und der Spezifizität auseinandersetzte. Vorrangig letzteres erweist sich als zentrale semantische Komponente in der Erforschung des GenNegs. Dies haben Maria Babyonyshev und Dina Brun herausgefunden, als sie den syntaktischen und semantischen Wandel des GenNegs analysierten: Die Ergebnisse ihrer Untersuchung zeigen, dass sich GenNeg-Konstruktionen in den drei Jahrzehnten zwischen 1970-2000 im Hinblick auf ihre semantischen Eigenschaften einheitlich veränderten: Der GenNeg, der – zum Zeitpunkt der Untersuchung im Jahr 2002 – von SprecherInnen unter 25 Jahren produziert wurde (Dialekt II) unterschied sich systematisch vom GenNeg, der in der Sprache älterer SprecherInnen vorkam (Dialekt I). Babyonyshev/Brun (2002) argumentieren, dass zwar die syntaktischen Rahmenbedingungen in beiden Varianten – beiden ‚Dialekten' – gleich blieben, sich die semantischen Bedingungen hingegen verändert hätten: Der GenNeg in Dialekt I (= GenNeg I) wird bedingt durch Definitheit, während der GenNeg in Dialekt II (= GenNeg 2) von dem Konzept der Spezifizität abhängt.

Für Dialekt I gilt: Sowohl der Objekt-GenNeg als auch der Subjekt-GenNeg können nur eine indefinite Interpretation haben. Deshalb ist es unmöglich, dass Nomen, die mit dem definiten Pronomen *ėtot* „dieser" modifiziert werden, in diesen Kontexten im Genitiv auftreten, s. die Beispiele in (23b) und (23f). Dies trifft nicht auf Nomen zu, die eindeutig indefinit sind, wie jene, die durch das Pronomen *nikakoj* „keiner" modifiziert werden, s. den Satz in (23c). Subjekte unergativer sowie transitiver Verben erlauben keine Genitivmarkierung, auch nicht in Fällen, in denen sie eindeutig indefinit sind.

(23) a. Mal'čik ne čital stich-i / stich-ov.
Junge NEG las die Gedichte-AKK/ (irgendwelche) Gedichte-GEN/
(irgendwelche) Gedichte-AKK *die Gedichte-GEN
‚Der Junge las die Gedichte nicht. (AKK) / Der Junge las keine Gedichte. (AKK/GEN)'

b. Mal'čik ne čital ėtu knigu / *ėtoj knigi.
Junge NEG las [dieses Buch]AKK [dieses Buch]GEN
‚Der Junge hat dieses Buch nicht gelesen.'

c. Mal'čik ne čital nikakuju knigu / nikakoj knigi.
Junge NEG las [nicht irgendein Buch]AKK [nicht irgendein Buch]GEN
‚Der Junge las kein Buch.'

d. Na nebe ne svetili zvezd-y.
Am Himmel NEG schienen Sterne-NOM
‚Die Sterne schienen nicht am Himmel./Keine Sterne schienen am Himmel.'

e. Na nebe ne svetilo zvezd.
Am Himmel NEG schien Sterne.GEN
‚Keine Sterne schienen am Himmel./*Die Sterne schienen nicht am Himmel.'

f. *Na nebe ne svetilo ėtoj zvezdy.
Am Himmel NEG schien [dieser Stern]GEN
‚Dieser Stern schien nicht am Himmel.'

(Babyonyshev/Brun 2002: 48f.)

In Dialekt II haben sich die Verhältnisse im Gegensatz zu Dialekt I verändert: Genitiv-NPs erlauben nun neben der indefiniten auch eine definite Lesart. Nicht nur Nomen, die mit *ėtot* näher bestimmt werden, sondern auch Eigennamen können sowohl im Akkusativ als auch im Genitiv auftreten. Da beide Kasus frei alternieren, stellt sich die Frage, ob ihr bedeutungsunterscheidendes Potenzial verloren ging. Definitheit ist für Babyonyshev/Brun (2002: 54) ein rein semantisches Konzept. Auch Spezifizität ist eine semantische Eigenschaft, die jedoch immer mit der aktuellen Diskurssituation, in der eine Äußerung produziert wird, zusammenhängt. Spezifische Nomen unterscheiden sich dadurch von unspezifischen Nomen, dass sie einen fixierten Referenten in der realen Welt (oder einer alternativen Welt) besitzen, der von der Sprecherin/dem Sprecher oder der Person, deren Einstellung im Satz ausgedrückt wird (wenn dies nicht die Sprecherin/der Sprecher selbst ist) identifiziert werden kann. Unspezifische Nomen besitzen demgegenüber keinen fixierten Referenten. Die Trennung der beiden Konzepte Definitheit und Spezifizität führt dazu, dass neben den Verbindungen definit/spezifisch und indefinit/unspezifisch auch die Kombinationen indefinit/spezifisch und definit/unspezifisch möglich sind.

In Dialekt II können jene Nomen mit dem Genitiv markiert werden, die unter dem Skopus der Satznegation auftreten und in der Position eines zugrundeliegenden direkten Objekts generiert werden (dies trifft sowohl auf Objekte transitiver Verben als auch auf Subjekte unakkusativer Verben zu, zumindest laut der Unakkusativitätshypothese, insofern deckt dies sowohl Objekt- als auch Subjekt-GenNeg ab, vgl. Abschnitt 2.1.2). Zusätzlich ist es essenziell, dass sie unspezifisch sind.

(24) a. Mal'čik ne čital Achmatov-oj.
Junge NEG las Achmatova-GEN
‚Der Junge hat Achmatova nicht gelesen.' (= er kennt sie nicht)

b. Mal'čik ne čital Achmatov-u.
Junge NEG las Achmatova-AKK
‚Der Junge hat Achmatova nicht gelesen.' (= obwohl er weiß, wer sie ist)

(Babyonyshev/Brun 2002: 57-59)

Satz (24a) ist nur in dem speziellen Kontext akzeptabel, in dem der Junge (der Referent des grammatikalischen Subjekts des Satzes) nichts von den Werken Achmatovas

(dem Objekt im Satz) weiß und keines davon gelesen hat. Essenziell für das Auftreten des GenNegs ist die unspezifische Interpretation des Objekts: Das Nomen besitzt keinen fixierten identifizierbaren Referenten für die Person (in diesem Fall der Junge), deren Einstellung/Wahrnehmung in dem Satz ausgedrückt wird. Satz (24b), der ein Akkusativobjekt enthält, ist hingegen so zu interpretieren, dass der Junge weiß, dass es eine Schriftstellerin namens Achmatova und folglich Werke von ihr gibt, er diese aber nicht gelesen hat. Bereits knapp ein Jahrzehnt vor Babyonyshev/Brun merkte u. a. Robblee (1993: 215) an: „The more specified an NP, the less likely it is to be deindividuated and marked genitive."

2.2.2 Der leere Quantifikator: Teil 2

Der leere Quantifikator wurde nicht nur in syntaktischen, sondern auch in semantischen Arbeiten als Erklärung für den GenNeg vorgeschlagen und diskutiert. So nimmt bspw. Asya Pereltsvaig (1998, 1999), auf Pesetsky (1982) basierend, einen leeren Quantifikator – in diesem Fall mit der Minuskel q gekennzeichnet – an, der den Ursprung für alle Vorkommen von GenNeg darstellen soll und außerdem ein negatives Polaritätselement ist. Pereltsvaig (1998: 21) führt die semantischen Eigenschaften von Genitivobjekten auf die von ihr formulierte *Referenzialitätsbeschränkung* (*referentiality constraint*) zurück:

> **REFERENTIALITY CONSTRAINT**:
> If the object participant is individuated/referential, it cannot be quantified over, and is thus assigned Accusative. On the other hand, if the object participant is non-individuated/non-referential, it can be quantified over, and is thus assigned Genitive.

Nun ist die Definition des Begriffs der *Referenzialität* insofern problematisch, als sie relativ vage ist (ähnlich dem Begriff der Individuation). Pereltsvaig behauptet, dass referenzielle Nomen nicht quantifiziert werden können. Da der GenNeg laut Pereltsvaig (sowie Bailyn etc.) *per definitionem* von einem Quantifikator zugewiesen wird, kann er nur bei quantifizierbaren NPs auftreten, d. h. jenen, die nicht-referenzieller Natur sind.

Obwohl Pereltsvaigs Analyse eine Vielzahl der GenNeg-Beispiele erfolgreich erklären kann, bleiben Gegenbeispiele übrig:

(25)	Ja	nikogda	v žizni	ne	kormil	sobak-u.
	Ich	niemals	im Leben	NEG	fütterte	Hund-AKK

‚Ich habe niemals in meinem Leben einen Hund gefüttert.'

(Kagan 2013: 43)

In diesem Fall tritt die Akkusativ-NP innerhalb des Skopus der Negation auf und erhält eine nicht-referenzielle und unspezifische Bedeutung: Der Satz wird demnach so interpretiert, dass der Sprecher niemals *irgendeinen* Hund gefüttert hat.

Ein weiterer Nachteil dieser Analyse, auf den Kagan (2013: 44) hinweist, ist die Tatsache, dass – da q ein negatives Polaritätselement ist und nur unter der Negation des ganzen Satzes auftritt, weshalb es in affirmativen Sätzen nicht erlaubt ist – eine

gemeinsame Analyse der Phänomene GenNeg und GenInt, der auch in affirmativen Sätzen vorkommt, auf diese Weise nicht möglich ist.

Im Gegensatz zu Pereltsvaig versucht Neidle (1988) genau dies zu erreichen: eine vereinte Analyse, die den GenNeg und den GenInt berücksichtigt. Bei beiden Phänomenen ist die Kasuswahl von Spezifizität und Skopus abhängig. Sie schlägt vor, dass die Wahl des Kasus von einem quantifizierenden Merkmal [±Q] determiniert wird. Die positive Merkmalsausprägung [+Q] wird der VP sowohl von einem Negations- als auch von einem intensionalen Operator (bspw. einem intensionalen Verb oder einem Teilsatz im Konjunktiv) zugewiesen. Liegt das Objekt innerhalb des Wirkungsbereichs bzw. Skopus dieser Operatoren, erhält es somit das Merkmal [+Q] und erscheint im Genitiv. Ein nominaler Kopf außerhalb dieses Skopus erhält das Merkmal jedoch nicht, was eine Akkusativmarkierung bewirkt.

2.2.3 Informationsstruktur und das perspektivische Zentrum

Die in diesem Unterabschnitt präsentierte Annahme eines *perspektivischen Zentrums* in Existenzsätzen, die besagt, dass der GenNeg durch informationsstrukturelle Aspekte bedingt ist, stellt – wenn man so will – die erste große Errungenschaft der beiden formalen Semantiker Barbara H. Partee und Vladimir Borschev im Rahmen der GenNeg-Forschung dar, die in Folge weitgehend akzeptiert sowie weiterentwickelt wurde und an die auch ihr zweiter wesentlicher Beitrag, die Property-Type-Hypothese (s. Abschnitt 2.2.4), anknüpft. In ihrem ersten Aufsatz, den sie der Thematik des GenNegs widmeten, stellen die beiden fest, dass sich die Genitivmarkierung von Subjekten als interessante empirische Domäne für die Untersuchung der Interaktion zwischen lexikalischer und kompositioneller Semantik und das Testen gewisser theoretischer Ansätze erweisen würde. Bereits in ihren einleitenden Worten prognostizieren sie, dass in der Analyse dieses sprachlichen Phänomens mehrere linguistische Ebenen eine Rolle spielen: u. a. die Syntax, die Informationsstruktur (im Besonderen die Thema-Rhema- bzw. nach der Terminologie der Prager Schule Topik-Fokus-Struktur) und die lexikalische (Verb-)Semantik, wobei sie bereits an dieser Stelle darauf hinweisen, dass es sich beim GenNeg um ein sehr kontextsensibles Phänomen handelt, d. h. dass der jeweilige Kontext samt seiner spezifischen Implikationen und Präsuppositionen sowie auch andere externe Faktoren (Sprachwandel, Präferenzen von SprecherInnen etc.) nicht zugunsten der sprachinternen *hard facts* ausgeklammert werden dürfen (vgl. Borschev/Partee 1998: 76).

2.2.3.1. Babby (1980): Thema-Rhema und Skopus der Negation

Da sich Borschev/Partee auf Leonard Babbys (1980) wegweisende Monographie *Existential sentences and negation in Russian* beziehen, kondensieren sie zunächst dessen wichtigste Punkte, die sie im Anschluss z. T. modifizieren: Laut Babby (1980: 57) ist die Hauptfunktion eines Existenzsatzes „[...] to assert or deny that the subject NP has an identifiable referent“; im untenstehenden Beispiel (26) hat die (semantische) Subjekt-NP in beiden Varianten folgende Referenten: *zwei Mädchen.*

Wie bereits in Abschnitt 1.2.1.3 erläutert wurde, verfügen Existenzsätze in zahlreichen Sprachen über eine spezielle syntaktische Form, die sie von einfachen Subjekt-Prädikat-Sätzen sowie Lokativsätzen unterscheidet; dies wird anhand der folgenden Beispiele des Deutschen deutlich:

(26) a. Es gibt zwei Mädchen in dieser Vorlesung. (= Existenzsatz)
b. Zwei Mädchen sind in dieser Vorlesung. (= Deklarativsatz)

Im Russischen ist der Unterschied zwischen Existenzsätzen und Subjekt-Prädikat-Sätzen (in Folge nach Babby: Deklarativsätze) aufgrund der (i) freien Wortstellung, des (ii) Fehlens jeglicher Artikel sowie des (iii) Mangels einer klaren „es gibt"-Struktur (d. h. einer expletiven Satzstruktur), wie sie in vielen Sprachen für Existenzsätze vorhanden ist (engl. „there is", frz. „il y a") nicht so deutlich erkennbar (vgl. Partee/Borschev 2007b: 147), siehe auch die Beispielsätze in (27):

(27) a. V gorode byl doktor.
In der Stadt war.M Doktor.NOM.M
‚In der Stadt war ein Doktor/In der Stadt gab es einen Doktor.'
b. Doktor byl v gorode.
Doktor.NOM.M war.M in der Stadt
‚Der Doktor war in der Stadt.'

(Partee/Borschev 2007b: 147)

Werden die Sätze in (27) mit einer normalen, d. h. unmarkierten Intonation ausgesprochen, so liegt der Unterschied lediglich in der Wortstellung und folglich auch in der Struktur von Thema und Rhema sowie der Definitheit der NP, die in diesem Fall aus *doktor* besteht. Intuitiv lässt sich behaupten, dass die linksversetzte NP in Satz (27b) im unmarkierten Fall als definit interpretiert wird, während die NP in (27a) eher eine indefinite Lesart erhält.

Babby (1980: 62f.) differenziert in diesem Fall zwischen Deklarativsätzen (DS) und Existenzsätzen (ES); während er die negierten Formen dieser Satztypen, die sich aufgrund der Kasuswahl NOM/GEN unterscheiden, NDS und NES nennt, betitelt er die jeweiligen affirmativen Pendants ADS und AES (die vorangestellten N und A stehen hierbei jeweils für *negiert* bzw. *affirmativ*). In der russischsprachigen Literatur findet sich der Begriff *bytijnye predloženija* für existenzielle Aussagen (Arutjunova 1976, 1997), während es keinen einheitlichen Begriff für das deklarative Pendant gibt. In (28) folgen Beispiele zu den verschiedenen Aussagearten:

(28) NDS a. Otvet iz polka ne prišel.
Antwort.NOM.M von Regiment NEG ankam.M
‚Die Antwort vom Regiment kam nicht an.'
ADS b. Otvet iz polka prišel.
Antwort.NOM.M von Regiment ankam.M
‚Eine Antwort kam vom Regiment.'

NES	c.	Otvet-a	iz polka	ne	prišl-o.
		Antwort-GEN.M	von Regiment	neg	ankam-N
		‚Es kam keine Antwort vom Regiment.‘			
AES	d.	Prišel	otvet	iz polka.	
		Ankam.M	Antwort.NOM.M	von Regiment	
		‚Es kam eine Antwort vom Regiment.‘			

(Beispielsätze aus Apresjan 1985: 292)

Erachtet man die Wortstellung als zweitrangig, gibt es oberflächlich keinen prägnanten Unterschied zwischen ADS und AES; die markante und morphosyntaktisch sichtbare Trennung der beiden Arten vollzieht sich erst, wenn die Sätze negiert werden. Behauptungen, die jeweilige Position von Subjekt und Prädikat müsste sich in ADS und AES unterscheiden, wie das in (28b) und (28d) der Fall ist, scheinen vorerst plausibel, müssen aber kritisch betrachtet werden, da die Stellung der Konstituenten in affirmativen Aussagen durchaus verändert werden kann, ohne dass ein ADS zu einem AES wird (und vice versa); diese Umstellung geht in der gesprochenen Sprache in vielen Kontexten mit einer Änderung der Intonation sowie oftmals bestimmten pragmatischen Faktoren einher (vgl. Borschev/Partee 2002b: 112).

Der Skopus der Negation, der in Deklarativ- und Negativsätzen verschieden ist, gilt als das entscheidende Kriterium für die Verwendung des GenNegs. Laut Babby (1980: 90f.) bedingt die jeweilige informationsstrukturelle Gliederung eines Satzes – mit den zentralen Kategorien Thema und Rhema – diesen Wirkungsbereich der Negation. Konkret behauptet er, dass das Rhema den Skopus der Negation darstellt. Als Rhema definiert Homberger (2003: 448) vorrangig ‚für den Hörer neue Information‘:

> In [...] Konzeptionen, bei denen es darum geht, das Zusammenspiel von syntaktischen und kommunikativen Elementen zu erklären, wird mit Rhema die für den Hörer neue Information gekennzeichnet. Hier spielen dann auch Aussageabsicht, Wortstellung, Intonation (‚kommunikative Dynamik‘) u. a. eine Rolle.

Dass die Konzepte *Rhema* (oft, aber nicht immer gleichbedeutend mit *Fokus*) und *neue Information* für Babby nicht dasselbe bedeuten (eine Meinung, die auch von der modernen Informationsstrukturforschung vertreten wird, vgl. Musan 2010), wird weiter unten näher erläutert. Laut Babby (1980: 92) stellt in einem AES der gesamte Satz das Rhema dar, was zur Folge hat, dass er in seiner Vollständigkeit in den Skopus der Negation fällt. Bei einer Verneinung des Satzes wird so nicht nur das Prädikat, sondern auch das Subjekt negiert. Mit anderen Worten: Die *Existenz* des Subjekts wird verneint und es wird mit dem GenNeg markiert. Im ADS ist das Subjekt hingegen das Thema, und lediglich das Verb sowie seine Argumente fungieren als Rhema. Folglich liegt das Subjekt außerhalb des Skopus der Negation und nur das Verb wird verneint; das Subjekt wird somit auch in der negierten Form des Satzes mit dem Nominativ markiert. Babby (1980: 72) fasst zusammen: „[W]hat I am proposing here is that the rheme of a negated sentence and the scope of negation in an assertive sentence are different terms for the same thing“, was durch folgende Darstellung verdeutlicht wird:

(29)		**AFFIRMATIVE**		**NEGATED**
	EXISTENTIAL	[Scope of A VP NP]	→ NEG	[ne VP NP-GEN]
	DECLARATIVE	NP [Scope of A VP]	→ NEG	NP-NOM [ne VP]

Babby postuliert also, dass Sätze, in denen der GenNeg auftritt, sogenannte „Rheme-only"-Sätze sind, d. h. dass alle darin enthaltenen sprachlichen Elemente als Rhema gelten, was nach der oben angeführten Definition von Homberger implizieren würde, dass die Aussage ausschließlich für den Hörer neue Informationen enthält. Trotz ihrer konzeptuellen Ähnlichkeit trennt Babby (1980: 120) jedoch die beiden Kategorien Thema/Rhema und alte Information/neue Information (wobei diese beiden Oppositionen oftmals auch mit dem Begriff der Fokus-Hintergrund-Gliederung vermischt werden; zu dieser vgl. Zimmermann 2014) und erachtet sie als zwei unterschiedliche Kategorien. Das hat zur Folge, dass selbst alte, bereits bekannte Information noch Teil des Rhemas sein kann.

(30)	[Ja iskal kefir.]	Kefir-a	v magazine	ne	byl-o.
	[Ich suchte nach Kefir.]	Kefir-GEN	im Geschäft	NEG	war-N

‚[Ich suchte nach Kefir.] Es gab keinen Kefir im Geschäft.'

(Borschev/Partee 2002b: 105)

In Beispiel (30) würde Babby also *kefira* „Kefir.M-GEN.SG" als alte Information, aber dennoch als Teil des Rhemas interpretieren (vgl. Borschev/Partee 2002b: 116f.), denn nur das Rhema ist im Skopus der Negation und dieser wiederum bedingt eben den GenNeg.

Im Prinzip gibt es zwei alternative kommunikative Strukturen, in denen der Satz in (30) auftreten kann: Bei einer vorherigen Einführung von *kefir* in den Diskurs (wie hier durch den vorangehenden Satz in eckigen Klammern angedeutet) und dem dadurch bedingten kontextuellen Vorwissen stellt *kefira* im Folgesatz das Thema dar und ist unakzentuiert. Der gleiche Satz könnte allerdings ebenso ohne vorherige Erwähnung von *kefir* geäußert werden, bspw. wenn der vorangehende Satz einfach *Ja byl v magazine* „Ich war im Geschäft" lauten würde. Padučeva (1996: 119f.) analysiert solche Fälle ohne vorherige Nennung als Verlagerungen, in denen ein Teil eines komplexen Rhemas nach links – zumeist an den Satzanfang – verschoben wird und einen Nebenakzent erhält (in diesem Fall ist dieser linksversetzte Teil die NP *kefira*), während der Kern am Satzende belassen wird.

Behält Padučeva – die davon ausgeht, dass die Kategorien Thema = alte Information und Rhema = neue Information sehr wohl korrelieren – mit diesen Ansichten Recht, widerspricht sie Babbys Annahmen: Ist die NP *kefira* ein verschobener Teil des Rhemas, repräsentiert sie neue Information; nur wenn sie einen Teil des Themas darstellt, würde sie als alte Information interpretiert werden. Babby (1980: 120) wollte jedoch alte Information innerhalb eines Rhemas nachweisen. Diese Debatte spiegelt die Problematik wider, die sich in der Evaluierung der Informationsstruktur durch die relativ freie Satzstellung des Russischen ergibt.

Babbys (1980: 144) finale Formulierung einer Regel für die Genitivmarkierung des Subjekts in negierten Existenzsätzen lautet wie folgt:

(31)

		NEG
[$_{\text{Rheme}}$ V NP]	→	[ne V NP-GEN]
Conditions:		(a) NP is indefinite
		(b) V is semantically empty

Ad Kondition (a): Die Behauptung (in einem AES) oder die Negation (in einem NES) der Existenz eines/des Referenten der NP ist die Hauptfunktion eines Existenzsatzes, folglich dürfen NES keine Eigennamen oder andere definite NPs als Subjekte besitzen (vgl. Borschev/Partee 2002b: 114).

Ad Kondition (b): Babby fügt hinzu, dass die Eigenschaft eines Verbs, semantisch leer zu sein, in jedwedem Kontext von mehreren Faktoren abhängt. Ein wichtiger Aspekt ist, dass das Verb meistens eine für das Subjekt typische Aktivität (aus der Sicht der menschlichen Partizipanten einer Handlung) bezeichnet (vgl. Babby 1980: 134; Willis 2013: 357).

Padučeva (1992, 1997) geht davon aus, dass der wichtigste Faktor für die GenNeg-Zuweisung die Verbsemantik ist und bringt die Konstruktion deshalb mit sogenannten „Genitivverben" in Verbindung, kommentiert jedoch, dass Verben unter dem Einfluss des semantischen und pragmatischen Kontexts in diese und aus dieser Klasse wechseln können. Borschev/Partee (1998: 15) behaupten, dass lexikalische Verben, die in Verbindung mit dem GenNeg auftreten, nicht wortwörtlich „semantisch leer" sind, sondern durchaus ihre ursprünglichen Bedeutungen behalten, allerdings durch gewisse Prozesse zumindest teilweise gleichbedeutend mit der einfachen Kopula *byt'* „sein" werden. Zum Konzept der Genitivverben und der Desemantisierung ebendieser s. Abschnitt 2.2.3.3.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass Babby folgende Konditionen als entscheidend für das Auftreten des GenNegs erachtet: (I) Der markanteste Faktor besteht darin, dass sowohl das Subjekt, das indefinit sein muss (Bedingung a), als auch das schwache, semantisch leere Verb (Bedingung b) unter den Skopus der Negation fallen und dass (II) ebendieser durch die Thema-Rhema-Struktur bedingt ist. Daraus resultiert, dass Sätze, in denen der GenNeg zutage tritt, „Rheme-only"-Sätze sind. Ebendiese Konditionen wurden von Borschev/Partee als Basis für eine Diskussion und Modifikation genutzt, die im Vorschlag des perspektivischen Zentrums resultierten. Es muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass Babby (2001, 2006) seinen Ansatz in Folge selbst modifizierte und nun nicht mehr annimmt, dass der Skopus der Negation durch das Rhema eines Satzes definiert werden sollte (obwohl er nach wie vor davon ausgeht, dass diese beiden Konzepte miteinander korrelieren); vielmehr sollte die Erklärung des GenNegs auf rein syntaktischer Basis geschehen, wie in Abschnitt 2.1.2 bereits dargestellt wurde.

Borschev/Partee weisen gleich eingangs in ihrem Beitrag darauf hin, dass Existenzsätze in einer Vielzahl verschiedener kommunikativer Strukturen auftreten, und dass ein Subjekt, obwohl es im Fall einer Verneinung im GenNeg auftaucht, durchaus

Teil des Themas sein kann, eine Annahme, die Babbys Modell widerspricht. Auch die Beziehung des Skopus der Negation zum GenNeg wird in Frage gestellt, siehe Beispiele (32), die aus Borschev/Partee (2002b: 117) entnommen wurden:

(32) a. My nadejalis', čto na seminare budut studenty.NOM.PL.
,Wir hofften, dass beim Seminar Studenten sein werden.'

b.	No	ni	odin student	tam	ne	byl.
	Aber	NI	ein.NOM Student.NOM	dort	NEG	war.M

,Aber nicht (ein einziger) Student war da.'

c.	No	ni	odn-ogo student-a	tam	ne	byl-o.
	Aber	NI	ein-GEN Student-GEN	dort	NEG	war-N

,Aber nicht einer/ein einziger der Studenten war dort.'

Die Tatsache, dass auch Beispielsatz (32b) mit seiner Verwendung des Nominativs einen wohlgeformten Satz darstellt und das Subjekt nicht im Genitiv auftritt, ist insofern unerwartet, als sie nicht mit Babbys bisher ausgeführten Annahmen konform geht. Es handelt sich bei *byt'* immerhin um ein schwaches Verb, während *student* (in diesem Fall abhängig von der Negativpartikel *ni*) eine indefinite und unspezifische NP ist. Der entscheidende Unterschied in der Interpretation der beiden Sätze ergibt sich daraus, dass in Satz (32b), der ein Nominativsubjekt enthält, die Rede (semantisch betrachtet) von einer spezifischen Gruppe von Studenten sein *muss*, selbst, wenn weder Definitheit noch Spezifizität morphosyntaktisch gekennzeichnet sind. Im vorangehenden Satz (32a), der die NP *studenty* „Studenten" als Diskursreferenten einführt, findet man keinerlei Hinweise bezüglich der Ausprägung dieser Konzepte am Subjekt. In (32c) muss von keiner bestimmten Gruppe von Studenten die Rede sein. Schließlich bleibt zu hinzuzufügen, dass die Nominativ-NP in (32b) zwingend eine partitive Lesart erhält, d. h. „eine/r der/von den Studenten", während diese Lesart in (32c) möglich, aber nicht bindend ist (vgl. Borschev/Partee 2002b: 118).

2.2.3.2. Die Modifikation: Das perspektivische Zentrum

Während Babbys Analyse eine der ersten wichtigen informationsstrukturellen Ansätze der westlichen GenNeg-Forschung darstellt, hatten sich dieser Thematik davor schon zahlreiche russische ForscherInnen gewidmet, so auch Nina Arutjunova, aus deren Arbeit Borschev/Partee die Grundkonzepte für ihr perspektivisches Zentrum gewinnen. Sie charakterisiert Existenzsätze wie folgt: „синтактический тип предложений, утверждающих существование в мире или его фрагменте объектов того или другого класса"[35] (Arutjunova 1997: 57).

Beispielsatz (33) stellt einen typischen Existenzsatz dar und beinhaltet jene drei Komponenten, die laut Arutjunova (1976) in einem existenziellen Satz vorkommen müssen: ein Lokalisator (*localizer*), ein existenzielles Verb (*existential verb*) sowie das Nomen/die Bezeichnung des ‚existierenden Objekts' (*name of „existing object"*).

[35] „[Existenzsätze sind ein] syntaktischer Typ von Sätzen, die die Existenz von Objekten der einen oder anderen Klasse in der Welt (oder einem Teil der Welt) affirmieren." (Übersetzung: D. M.)

(33)	V ėtom kraju	est'	les-a.
	In dieser Region	gibt es	Wald.M-NOM.PL
	localizer	existential verb	name of „existing object“
	‚Es gibt Wälder in dieser Region.‘		

Ausgehend von dieser Terminologie haben Borschev/Partee (2002b: 123) neue Begriffe abgeleitet: Den Lokalisator nennen sie LOCation (in Folge abgekürzt LOC), die Bezeichnung des ‚existierenden Objekts‘ ist bei ihnen das THING; das existenzielle Verb bzw. Prädikat wird – der Annahme folgend, dass es in Existenzsätzen gleichbedeutend mit dem Verb *byt'* „sein“ ist – stark schematisiert und vereinfacht BE betitelt. Für den Beispielsatz in (33) würde das bedeuten, *v etom kraju* ist die LOC, *lesa* ist das THING und *est'* fällt in die Kategorie der existenziellen Prädikate. Diese Termini dienen nun zur Veranschaulichung des perspektivischen Zentrums, mit dem Borschev/Partee die internen Unstimmigkeiten in Babbys Modell – das sie grundsätzlich als gültig ansehen – beseitigen bzw. zumindest mindern.

Wie sich viele AutorInnen einig sind, so schreiben Borschev/Partee, unterscheiden sich Existenz- und Deklarativsätze in ihrer inneren Struktur, d. h. der Organisation ihrer Bedeutung, obwohl sie sowohl aus semantischer als auch aus syntaktischer Sicht aus denselben Elementen bestehen. Beide Satztypen beschreiben Situationen, in denen ein THING in einer LOC ist, so befinden sich in Beispiel (33) *Wälder* (THING) *in dieser Region* (LOC). Der Unterschied zwischen Existenzsätzen und Deklarativsätzen besteht nun im Blickwinkel, aus dem ein Sachverhalt dargestellt wird, sprich ob aus der Perspektive des THING oder der LOC. Diese Fokussierung auf eines der beiden Elemente spiegelt den Kern des perspektivischen Zentrums (im Original *perspectival center*) wider. Folgende Darstellung zeigt die Strukturen von Deklarativ- und Existenzsätzen, wobei das perspektivische Zentrum jeweils unterstrichen ist:

(34) **PERSPEKTIVISCHES ZENTRUM**
BE (THING, LOC): Struktur eines Deklarativsatzes
BE (THING, LOC): Struktur eines Existenzsatzes

Borschev/Partee setzen in ihrer perspektivischen Präsupposition (*perspectival presupposition*) voraus, dass (im Normalfall) jenes Element, das in einem Satz als perspektivisches Zentrum fungiert (und in (34) unterstrichen ist), existieren muss. Dies bedeutet, dass in negierten Deklarativsätzen ein THING existieren muss, während in negierten Existenzsätzen hingegen nur die Existenz einer LOC gegeben ist, nicht aber die Existenz des THING. Anders ausgedrückt: In Existenzsätzen gibt die perspektivische Struktur keinerlei Hinweis darauf, ob ein bzw. das genannte THING existiert. Die LOC – die im Gegensatz dazu existieren muss – kann hierbei einerseits (zumeist als lokales Adjunkt) expliziert werden, doch kann sie trotz ihrer obligatorischen Existenzpräsupposition auch implizit bleiben. Die (Nicht-)Existenz des THING ist in Existenzsätzen jedenfalls immer relativ zu einer (genannten oder nicht-genannten) LOC zu evaluieren. Dies formulieren Borschev/ Partee (2002b: 123) in ihrem *‚Existence is*

Relative'-Principle: „Existence (in the sense relevant to AESs and NESs) is always relative to a LOC(ation)." Folgende Metapher bringt das Grundprinzip des Ansatzes konzis zum Punkt:

> Our 'Perspectival Center' is therefore not Bühler's *origo*, the *'I, here, now'* center. If we take the metaphor of the movie camera, Bühler's *origo* is the eye of the cameraman, and our Perspectival Center is what the camera is tracking. When the Perspectival Center is the THING, the cameraman will follow the THING as it moves and keep it in the picture; when the Perspectival Center is the LOCation, individuals may come into the scene and leave it again, while the cameraman doesn't move the camera, or moves it to 'survey the scene'. (Borschev/Partee 2002a: 221, Hervorhebungen im Original)

Bevor ein Beispiel zur Verdeutlichung der Prinzipien des Modells eingehender diskutiert wird, soll etwas näher auf die einzelnen Elemente eines Existenzsatzes – BE, LOC und THING – eingegangen werden.

2.2.3.3. BE

Unter dem Begriff BE fassen Borschev/Partee alle Verben zusammen, die in einem Existenzsatz auftreten können. Sie postulieren, dass für jene Verben gelten muss, dass sie in diesem Kontext die Bedeutung des Verbs *byt'* annehmen:

(35) **Presupposed Equivalence**:
An NES presupposes that the following equivalence holds locally in the given context of the utterance:
V(THING, LOC) ←→ BE(THING, LOC)

(Borschev/Partee 2002b: 126)

Auch Babby und Arutjunova haben sich mit den potenziell in Existenzsätzen lizensierten Verben beschäftigt: Als *bytijnye glagoly* „existenzielle Verben" zählt Arutjunova (1976) neben dem prototypischen *byt'* auch dessen Äquivalente und Analogien, also *suščestvovat'* „existieren", *imet'sja* „verfügbar sein", *byvat'* „(häufig) sein" usw. auf (vgl. Borschev/Partee 2002b: 121). Laut Kondition (b) in Babbys GenNeg-Regel müssen diese Verben semantisch leer sein, anders ausgedrückt auch *schwach*, um die nötigen Konditionen für das Auftreten des GenNegs zu erfüllen, wogegen Borschev/Partee (1998: 15) argumentieren, die Verben würden im Prinzip ihre ursprüngliche Bedeutung behalten.[36] Sie fassen zusammen, dass Verben, die in NES auftauchen, aufgrund bestimmter Bedeutungsverschiebungen bzw. -generalisierungen als Äquivalente von *byt'* verstanden werden können (Partee/Borschev 2007b: 158f.). Da diese semantische Gleichwertigkeit als Resultat einer partiellen Desemantisierung an „existenzielle" Axiome gebunden ist, die teilweise vom Kontext der Satzäußerung bedingt

[36] Damit meinen sie vermutlich, dass bspw. dem Verb *belet'* „weiß scheinen" die Bedeutung „weiß *sein*" inhärent ist. Scheinen Segel weiß, so wird impliziert, dass sie weiß *sind*. Das bedeutet allerdings nicht, dass in einem Satz wie *Am Horizont schienen die Segel weiß* die Bedeutung des Wortes „scheinen" gänzlich verloren geht.

werden, ist es unmöglich, eine erschöpfende Liste aller Verben zu erstellen, die mit dem GenNeg auftreten können (vgl. Borschev/Partee 1998: 92). Zwei der zentralsten von Borschev/Partee bereits in ihrem ersten Beitrag zum GenNeg erläuterten Axiome sind die folgenden:

(i) *„Wörterbuchaxiome“*: Unter dem Begriff *dictionary axioms* verstehen Borschev/Partee (1998: 88f.) die einfachste Art eines Axioms. Die Äquivalenz eines Verbs mit dem einfachen Ausdruck des Seins – *byt’* – wird in diesem Fall durch Weltwissen bedingt, in dem unten angeführten Beispiel also dadurch, dass *belet’* „weiß scheinen“ – so „scheinen“ nicht als (agentivische) Handlung sondern als Zustand aufgefasst wird – hinzureichend gleichbedeutend mit *byt’ belym* „weiß sein“ ist, um den GenNeg *parusov*-GEN.PL „Segel“ zu lizensieren. Genauer analysiert unterstützen die Punkte in (36c) und (36d) die in (36b) postulierte Äquivalenz.

(36) a. **NES**: Ne belel-o parus-ov na gorizonte.
NEG schien weiß-N Segel-GEN.PL am Horizont
‚Keine Segel schienen weiß am Horizont.‘

b. **Präsupponierte Äquivalenz**:
Na gorizonte belel parus. ←→
Am Horizont schien weiß.M.SG Segel.NOM.SG ←→
Na gorizonte byl parus.
Am Horizont war.M.SG Segel.NOM.SG

c. **Wörterbuchaxiom** (Teil der lexikalischen Semantik)
belet’ ←→ byt’ belym (im Blickfeld)
weiß scheinen ←→ weiß sein

d. Wörterbuch- oder enzyklopädisches Axiom, **„Weltwissen“**:
Parus kak pravilo belyj.
Segel in der Regel weiß.
‚Segel sind in der Regel weiß.‘

(Borschev/Partee 1998: 88f.)

(ii) *Wörterbuchaxiome in Kombination mit kontextuellen Axiomen*: Das Beispiel in (37) stellt eine leicht modifizierte Version von (36) dar. In diesem Fall geht es jedoch um Häuser, von denen – anders als von Segeln – nicht angenommen werden kann, dass sie immer weiß sind.

Kommt aus dem unmittelbaren Kontext jedoch die Information, dass in der Region, um die es im Satz geht (und von der das relevante Blickfeld einen Ausschnitt bietet), Häuser tatsächlich normalerweise weiß sind (bspw. in der Altstadt der griechischen Insel San Torin), so ist das Weltwissensaxiom in (37d) zutreffend; gemeinsam mit dem Wörterbuchaxiom in (37c) wird nun die in (37b) genannte Äquivalenz impliziert, womit insgesamt die Verwendung des GenNeg in (37a) als grammatisch gelten kann.

(37) a. **NES**: Ne belel-o dom-ov na gorizonte.
NEG schien weiß-N Haus-GEN.PL am Horizont
‚Keine Häuser schienen weiß am Horizont.‘

b. **Präsupponierte Äquivalenz**:

Na gorizonte	beleli	dom-a.	←→
Am Horizont	schienen weiß	Haus-NOM.PL	←→
Na gorizonte	byli	dom-a.	
Am Horizont	waren	Haus-NOM.PL	

c. **Wörterbuchaxiom** (Teil der lexikalischen Semantik)

belet’	←→	byt’ belym	(im Blickfeld)
weiß scheinen	←→	weiß sein	

d. Wörterbuch- oder enzyklopädisches Axiom, **„Weltwissen“**:

Doma	kak pravilo	belye.	(normalerweise falsch!)
Häuser	in der Regel	weiß.	

‚Häuser sind in der Regel weiß.‘

(Borschev/Partee 1998: 89f.)

Auch Padučeva setzte sich mit jenen Verben auseinander, die den Genitiv erlauben, und prägte in diesem Zusammenhang den Terminus „Genitivverb“ (*genitivnye glagoly*). Während Babby jene Verben eher negativ definiert, d. h. darüber, dass sie „semantisch leer“ sind, definiert sie Padučeva positiv, indem sie die Merkmale bzw. Komponenten beschreibt, über die diese Verben verfügen müssen. So ergeben sich auch erhebliche Unterschiede in der Anzahl an angenommenen Genitiv- bzw. existenziellen Verben: Babby (1980) meint, es gäbe zwischen 50-100 von ihnen, wobei er unterstreicht, dass diese Verben eine offene Klasse darstellen und die Verwendung des Genitivs nicht alleine von der Verbsemantik abhängt; Padučeva (1997, 2013: 100-104) spricht demgegenüber von über 300 Genitivverben, von denen 60% in Texten attestiert sind und die anderen von MuttersprachlerInnen als grammatisch eingestuft, in der Literatur jedoch teilweise als problematisch bezeichnet wurden (vgl. Borschev/Partee 2002a: 197). Auch Padučeva weist darauf hin, dass es sich bei diesen Verben um keine geschlossene Klasse handelt und dass deshalb neue Mitglieder hinzustoßen können, so auch unerwartete Verben, die aufgrund eines ungewöhnlichen Kontexts den Genitiv erlauben. Zusätzlich zu dem oben erwähnten Kerninventar der existenziellen Verben, das Arutjunova beschrieben hat, werden gewisse Subklassen von Genitivverben unterschieden, die zusätzlich zu ihrer existenziellen Lesart auch andere Bedeutungsnuancen aufweisen: inchoative Verben[37] (*voznikat’* „entstehen, aufkommen“, *pojavljat’sja* „erscheinen“), modale Verben bzw. Ausdrücke (*trebovat’sja* „(für etw.) erforderlich sein“, *nužno* „notwendig“), Perzeptionsverben in ihren Passivformen (*nabljudat’sja* „beobachtet werden“, *slyšat’sja* „gehört werden“). Bei Subjekten, die Ereignisse bezeichnen, ist die Klasse der Geschensverben üblich (*proizojti* „stattfinden“, *slučit’sja* „passieren“) (vgl. Borschev/Partee 2002a: 197).

[37] Der Begriff *inchoativ* bezeichnet eine Aktionsart, „die den (allmählichen) Beginn des im Verbstamm ausgedrückten Vorgangs charakterisiert“ (Glück/Thümmel 2010: 282).

Folgende Komponenten identifiziert Padučeva als wesentlich für ein Genitivverb, wobei bereits eine Komponente für eine Genitivmarkierung des Arguments genügt:

(38) I. ‚X existiert nicht in der Welt/der LOC[38].‘
II. ‚X ist nicht (es gibt kein X) im perzeptiven Feld des wahrnehmenden Subjekts.‘

(nach Padučeva 1997: 103, 2013: 85)

Wollen SprecherInnen eine dieser beiden Komponenten in einem Verb zum Ausdruck bringen, so verwenden sie in negierten Sätzen ein Genitivverb, das wiederum den Genitiv bedingt. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese oben genannten semantischen Komponenten des Verbs *lexikalisch*, d. h. dem Verb inhärent sind. Wie bereits erwähnt können auch kontextuelle Faktoren dafür sorgen, dass dem Verb diese Komponente in einem GenNeg-Satz *hinzugefügt* wird. Padučeva (1992) richtet im Hinblick auf die Komponente II, die einen bestimmten Ausschnitt aus der Wahrnehmung des Subjekts betrifft, besonderes Augenmerk auf Perzeptionsverben, und identifiziert neben der Grundbedeutung des Verbs *byt’* noch zwei weitere, lokale Bedeutungen: *byt’*$_1$ verfügt über die perzeptuelle Komponente II, während *byt’*$_2$ nicht über diese Komponente verfügt. Dies wird in (39) verdeutlicht.

(39) a. Geologičeskoj partii ne bylo$_1$ na baze.
[geologische Gruppe]GEN NEG war$_1$ in der Basis
‚In der Basis war keine geologische Gruppe.‘
(Padučeva 1992: 55, zit. nach Borschev/Partee 2002a: 199)

b. Geologičeskaja partija ne byla$_2$ na baze.
[geologische Gruppe]NOM NEG war$_2$ in der Basis
‚Die geologische Gruppe war nicht in der Basis.‘
(Borschev/Partee 2002a: 199)

Padučevas Genitivverb-Komponente II weist bereits auf ein weiteres von ihr geprägtes Konzept hin: den Beobachter (engl. *observer*, russ. *nabljudatel’*). Bei einer lexikalisch-semantischen Analyse des Verbs *byt’*$_1$, das im Grunde optional als Genitivverb verwendet werden kann, grundsätzlich aber ein lokativisches Verb darstellt) ergibt sich folgende Argumentstruktur:

(40) X byl$_1$ v meste Y [v momente t_0].[39]
‚X war$_1$ am Ort Y [im Moment t_0].‘

(Borschev/Partee 2002a: 199)

[38] Statt des Begriffs „Schauplatz“ oder „lokale Angabe“ wird hier der Begriff von Borschev/Partee übernommen, obwohl dieser selbstverständlich nicht in Padučevas zeitlich vorher entstandener originaler Formulierung in Verwendung ist.

[39] Diese Struktur erinnert sehr an die von Borschev/Partee angenommene Struktur von Existenzsätzen, in denen sich das THING in einer LOC befindet (= BE).

Zusätzlich zu dieser Struktur kann aber eben eine weitere Bedeutungsnuance hinzukommen, die in etwa folgendes impliziert: „Ein wahrnehmendes Subjekt [im Sinne von Person/Individuum, nicht zu verwechseln mit dem grammatikalischen Terminus *Subjekt*, D. M.] stellt sich vor, im Moment t_0 am Ort Y zu sein (gemeinsam mit dem Individuum/Objekt bzw. der Entität X)", wobei mit dem wahrnehmenden Subjekt eben ein Beobachter gemeint ist, der die im Satz beschriebene Situation überblickt. Es ist diese zusätzliche semantische Komponente, welche die Verwendung des GenNegs in (39a) lizensiert. Auch bei der zweiten Variante, *byt'*$_2$, die mit dem Nominativ verwendet wird, ist ein Beobachter involviert, jedoch ist dessen Referenzrahmen in diesem Fall die gesamte Situation, in der der Satz geäußert wird; in diesem Fall spricht Padučeva von einem retrospektiven Beobachter, der dem synchronen Beobachter von *byt'*$_1$ gegenübersteht. Ähnlich dieser Zweiteilung der Funktionen des Verbs *byt'* nach Padučeva analysiert auch Chvany (1975) dieses Verb als bifunktional: Sie postuliert, dass es einerseits jenes *byt'* gibt, das als reine Kopula fungiert und somit nur eine grammatikalische Funktion erfüllt, allerdings keinerlei semantische Information trägt, andererseits das existenzielle *byt'*, das die Existenz des Referenten der Subjekt-NP ausdrückt.

Eine weitere Untersuchung, die hier genannt werden soll, rückt ihren Fokus ebenso auf die lexikosemantischen Eigenschaften von Verben und stellt die Frage, welche von ihnen den Subjekt-GenNeg erlauben und welche nicht. Robblee (1993: 209), die in ihrem hier diskutierten Beitrag eingangs bemerkt, dass jene Verben, die mit dem GenNeg auftreten können, bzgl. ihrer lexikalischen Eigenschaften sehr eingeschränkt sind, postuliert in Folge eine lexikalische Hierarchie von Prädikaten, deren Gliederung von dem Grad der (semantischen) Individuation der jeweiligen Prädikate bedingt wird; dieser gibt wiederum Aufschluss darüber, ob in Kombination mit einem gegebenen Prädikat eine Genitivmarkierung des Subjekts wahrscheinlich oder überhaupt möglich ist. Der Begriff der Individuation war schon in Timberlakes (1975) Ansatz zentral, doch wurde er dort in Bezug auf die NP-Semantik verwendet (vgl. Abschnitt 2.2.1).

Die Basis dieser lexikalischen Prädikatshierarchie ist die Beobachtung, dass NPs eine referenzielle Funktion oder eine attributive Funktion haben können (was nicht ausschließt, dass sie noch weitere Funktionen erfüllen können). Im Satz *John would like to marry a girl his parents don't approve of* ist die Lesart der NP *a girl his parents don't approve of* referenziell,[40] wenn John an ein bestimmtes (= semantisch bzw. diskurstechnisch spezifisches) Mädchen denkt, und attributiv, wenn er an den „Typ Mädchen" denkt, für den er von seinen Eltern keinen Segen bekommen würde. Dieser Grundgedanke wird uns bei der Formulierung der Property-Type-Hypothese in Abschnitt 2.2.4 wieder begegnen.[41] Die referenzielle Funktion von NPs wird, so die

[40] Der Begriff der Referenzialität wird von Robblee synonym zum Begriff Spezifizität verwendet.

[41] Außerdem soll hier angemerkt werden, dass es sich bei der unspezifischen Lesart um einen intensionalen, d. h. opaken Kontext handelt.

Grundprämisse von Robblees Ansatzes, von *individuierenden* Prädikaten lizensiert, die attributive Funktion von *deindividuierenden* Prädikaten.

Robblee (1993) differenziert zwischen drei Klassen, für deren Annahme drei semantische Rollen bzw. Konzepte konstitutiv sind: Die thematischen Makrorollen ACTOR und UNDERGOER (vgl. Van Valin 2006) sowie jene semantische Komponente, die die „Art und Weise" einer gewissen Handlung wiedergibt, MANNER. Während ein UNDERGOER die Rollen Patiens, Stimulus, Thema und z. T. auch Rezipient subsumiert – was bedeutet, dass der kleinste semantische Nenner „wird durch das Prädikat beeinflusst/affiziert" lautet – werden unter dem Begriff ACTOR die Rollen Agens, Experiencer (weiter unterteilt in Cognizer, Perceiver und Emoter) sowie ebenfalls Rezipient zusammengefasst; dies deutet bereits darauf hin, dass ein ACTOR für die vom Prädikat bezeichnete Handlung (bis zu einem gewissen Grad) selbst verantwortlich ist. Während sowohl UNDERGOER als auch ACTOR sich auf die Partizipanten eines Ereignisses bzw. einer Handlung beziehen, wird mit MANNER ausgedrückt, *wie* diese/s sich vollzieht. Prädikate, die über eine MANNER-Komponente verfügen „describe properties that represent a range from qualitative values" (Robblee 1993: 218).

Es sind nun der jeweilige Gebrauch und die Kombination der Rollen ACTOR, UNDERGOER und MANNER, die eine Definition der drei Prädikatsklassen zulassen: Die erste Klasse, von Robblee (1993: 219) (I) *Inverse Prädikate* genannt, beinhaltet die Makrorolle UNDERGOER, aber nicht ACTOR und verfügt über keine MANNER-Komponente. Es wird weiter zwischen zwei Subklassen unterschieden: Klasse (Ia) enthält als einziges Prädikat das Verb *byt'*, während Klasse (Ib) andere existenzielle, modale, lokative sowie gewisse perzeptive Prädikate enthält, die *category of state* genannt werden, bspw. *vidno* „sichtbar", *slyšno* „hörbar", *zametno* „wahrnehmbar". Während die auf das Verb *byt'* beschränkte Klasse (Ia) also nichts weiter darstellt als eine „Verbindung" (im Sinne einer Kopula) zwischen einem UNDERGOER und einem anderen Argument, sind die Prädikate der Klasse (Ib) semantisch „reicher" und verfügen zusätzlich über andere semantische Nuancen wie z. B. aspektuelle und modale Bedeutungen. Robblee (1993: 219) fasst die Funktion dieser Klasse wie folgt zusammen: „Class I predicates generally assert the existence, or presence in some world, of an undergoer, expressed in the morphosyntactic structure of a subject."

Die zweite Klasse, die der (II) *Intransitiven Prädikate*, verfügt nun nicht mehr nur über die Rolle UNDERGOER, sondern auch über die MANNER-Komponente. Entscheidend ist, dass kein ACTOR-Argument lizensiert wird. Zu dieser Klasse gehören v. a. einstellige Prädikate: Verben der Haltung und Bewegung sowie Zustandsverben. Hierzu zählen bspw. die Verben *stojat'* „stehen" und *ležat'* „liegen". Eine marginale Anzahl der Prädikate dieser Klasse sind zweistellig und verfügen zusätzlich über einen Lokus, der ebenfalls als abstrakte Makrorolle verstanden werden kann, da er als Lokativ, Benefizient, Ursprung (*Source*) oder Ziel (*Goal*) auftreten kann. Ein Lokus fügt einer Proposition einen gewissen lokativen Anker- bzw. Orientierungspunkt hinzu, der meistens räumlicher, teilweise aber auch zeitlicher Natur ist.

Die dritte und letzte Gruppe ist die Klasse (III) *Agentivischer Prädikate*: Sie macht sowohl von den Rollen UNDERGOER und ACTOR als auch von der MANNER-Komponente Gebrauch. Zu dieser Gruppe zählen transitive sowie semi-transitive Verben, die ein-, zwei- oder dreistellig sein können, wobei zweistellige transitive Prädikate den häufigsten und unmarkiertesten Fall darstellen. Wie die Bezeichnung der Klasse schon andeutet, handelt es sich um Prädikate, die agentivischer Natur sind.

Wie Robblees Ergebnisse zeigen, treten v. a. Prädikate der Klasse (I) mit dem GenNeg auf: Hier führt eindeutig das prototypische Existenzverb *byt'*, gefolgt von dessen Analogien. Klassen (II) und (III) erlauben hingegen sehr wenige bzw. gar keine Genitivmarkierungen. Tabelle 3 zeigt die genauen Angaben von Robblees Untersuchung. In der zweiten Spalte sind die für eine Klasse prototypischsten und repräsentativsten Verben angeführt.

Tabelle 3: Ergebnisse von Robblees (1993) lexikosemantischer Prädikatenanalyse

		Genitivbeispiele/ Beispiele insgesamt	% Genitiv
Klasse Ia	*byt'* „sein"	226/238	95.0%
Klasse Ib	*proizojti* „geschehen"	69/105	65.7%
Klasse IIa	*stojat'* „stehen"	4/198	2.0%
Klasse IIb	*krasnet'* „rot werden"	0/130	0.0%
Klasse IIIa.1	*rabotat'* „arbeiten"	0/25	0.0%
TOTAL		299/696	43.0%

2.2.3.4. LOC

Als alternativen Begriff für die LOC nennen Borschev/Partee (2002a: 206) die Begriffe SCENE oder STAGE (im Russischen *scena* „Bühne"), im Sinne einer Bühne, auf der die Handlung, die von einem Satz beschrieben bzw. ausgedrückt wird, sich vollzieht. Die LOC muss in Existenzsätzen nicht explizit genannt werden, sondern kann implizit bleiben.

Eine implizite LOC wird vom Kontext bestimmt und kann bspw. als *hier*, *dort*, *jetzt* oder *dann* interpretiert werden, d. h. nicht nur lokal, sondern auch temporal (Borschev/Partee 2002b: 128). Der Beispielsatz *V ėtom regione est' lesa* „In dieser Region gibt es Wälder" weist also darauf hin, dass *eine Region* existiert, und es ist von Interesse, was es in dieser Region gibt bzw. was es eben *nicht* in dieser Region gibt, in diesem Fall *Wälder*. Existenzsätze sind wie erwähnt im Gegensatz zu Deklarativsätzen strukturell markiert. Entscheidet sich nun ein Sprecher/eine Sprecherin dazu, diese markierte Satzstruktur zu produzieren, so wird dadurch vermieden, dass damit ausgedrückt wird, dass ein THING in der LOC existieren *muss*, denn es könnte genauso gut sein, dass das THING dort nicht existiert. Dies streitet allerdings wiederum nicht die Existenz des THING *außerhalb* der angegebenen LOC (bzw. in einer anderen als der angegebenen LOC) ab, z. B. *in der gesamten Welt* oder auch in einer alternativen Welt (z. B. Vorstellungen).

2.2.3.5. THING

Das THING sowie die NP, durch die es realisiert wird, können unterschiedliche Referenten besitzen: konkrete Objekte (inkl. Menschen), Massennomen (Geld, Kefir etc.), Ereignisse, abstrakte Konzepte (Gerechtigkeit, Probleme). Die semantischen Eigenschaften, die NPs aufweisen müssen, damit sie im GenNeg auftreten können, nehmen in anderen Ansätzen als dem perspektivischen Zentrum eine zentralere Stellung ein, weshalb ihnen auch in der vorliegenden Arbeit an den jeweiligen Stellen mehr Beachtung geschenkt wird (allen voran in Abschnitt 2.2.1).

2.2.3.6. Ein erläutertes Beispiel

Die folgenden Beispielsätze dienen dazu, die oben genannten Behauptungen, die anfangs durchaus recht abstrakt erscheinen, konkret zu veranschaulichen.

(41) a. Ja iskal Ivana-AKK.

b.

Ivan-a	ne	byl-o	na lekcii.
Ivan.M-GEN	NEG	war-N	in Vorlesung
THING		BE	LOC

‚Ivan war nicht in der Vorlesung. (In der Vorlesung war kein Ivan.)'

c.

Ivan	ne	byl	na lekcii.
Ivan.M.NOM	NEG	war.M	in Vorlesung
THING		BE	LOC

‚Ivan war nicht in der Vorlesung.'

Satz (41a) beinhaltet *Ivan* als Rhema, als „neue Information", die in den Sätzen (41b) und (41c) als Thema wieder aufgenommen wird. Beispielsatz (41b) setzt die LOC ins perspektivische Zentrum. Da dieses vorausgesetzt existiert, bedeutet das in Folge, dass die LOC existiert; konkret in diesem Beispiel existiert also eine *Vorlesung*. Die Verwendung einer existenziellen Negativkonstruktion drückt aus, dass das THING, sprich *Ivan*, darin nicht existieren muss. Als wortwörtliche deutsche Übersetzung bietet sich *Es gab keinen Ivan bei der Vorlesung* an, als Antwort auf die Frage *Wen/was gab es bei der Vorlesung?* – dies sollte verdeutlichen, dass *die Vorlesung*, die LOC, den Fokus der Aussage erhält und als Ausgangspunkt für diese dient; es ist von Interesse, dass *Ivan* dort nicht anzutreffen war, nicht aber, dass das *Nicht-dort-Sein* eine Handlung von *Ivan* war (bspw. als Kontrast zur Handlung, die er stattdessen vollzogen hat) – dies ist die Aussage von Satz (41c), in dem *Ivan* als THING das perspektivische Zentrum darstellt. Das zeigt auf, wie der strukturelle und terminologische Vorschlag von Borschev/Partee zu verstehen ist: Wenn die LOC als perspektivisches Zentrum gewählt wird, wird eine Situation unter dem Blickwinkel „was befindet sich in der LOC" betrachtet.

Babby (1980: 124) und Arutjunova (1976: 225) erachten Sätze wie jenen in (41b) nicht als (negierte) Existenzsätze, obgleich der vorliegende Satz in allen Belangen, morphologisch und syntaktisch gesehen, v. a. eben aufgrund des Auftretens des GenNegs, wie ein prototypischer Existenzsatz aussieht.

Die Semantik stellt hier ein Problem für sie dar: Sätze wie (41b), die über einen Eigennamen oder eine andere deutlich referenzielle, definite NP verfügen, streiten die Existenz des Referenten des Subjekts nicht ab, wie dies normalerweise in negierten Existenzsätzen der Fall ist. Beispiel (41b) setzt allerdings voraus, dass ein konkreter Referent, *Ivan*, existiert, weshalb Babby behauptet, es kann sich aufgrund des definiten Subjekts um keinen Existenzsatz handeln, vielmehr ist es ein Lokativsatz, eine spezielle Art des Deklarativsatzes, in dem *bei der Lesung sein* das verneinte Rhema darstellt. Dass Lokativ- und Existenzsätze in ihrer Form gleich aussehen, rechtfertigt Babby (1980:124) damit, dass, wenn ein Lokativsatz das Verb *byt'* enthält, er in seiner syntaktischen Form einem Existenzsatz so sehr ähnelt, dass die russische Grammatik die beiden syntaktischen Strukturen in Bezug auf die Genitivmarkierung gleich behandelt (vgl. Borschev/Partee 2002b).

Marguerite Guiraud-Weber (1984: 96) führt eine ähnliche Kasusopposition auf: Die NOM/GEN-Alternation in den Sätzen *Ja-NOM ne byl v Pariže* „Ich war nicht in Paris" und *Menja-GEN ne bylo v Pariže* „Ich war nicht in Paris" hängt ihrer Meinung nach von der Art der Relation zwischen dem Referenten (hier dem Sprecher/der Sprecherin selbst) und dem Ort, sprich der LOC, ab. Die Variante mit der Nominativmarkierung wird am ehesten von einer Person produziert, die bspw. in Russland lebt und nichts mit Paris zu tun hat; die Äußerung könnte in einem Kontext getätigt worden sein, in der die Person gefragt wurde, wo sie schon überall war bzw. nicht war. Die Genitivmarkierung des Personalpronomens könnte demgegenüber bspw. eher von einer Person verwendet werden, die in Paris wohnt (bspw. weil sie aus Russland emigriert ist). In diesem Fall – da die Person dort lebt – stellt das „in Paris Sein" den Defaultzustand dar; die LOC ist gewissermaßen im perspektivischen Zentrum, da sie den Lebensmittelpunkt der Person darstellt, und scheinbar ist es sogar irrelevant, explizit aufzuklären, wo sich die Person stattdessen zu dieser Zeit befand. In der ersten Variante weist die Nominativmarkierung im Vergleich dazu darauf hin, dass die Person (das „THING") selbst im perspektivischen Zentrum steht und mit Paris bzw. der LOC eigentlich nichts zu tun hat (vgl. auch Robblee 1993: 213).

2.2.4 Property-Type-Hypothese: Verschiebung der NP-Semantik

Nach der systematischen Beschreibung und Bekräftigung des perspektivischen Zentrums rückten Partee/Borschev – zusammen mit anderen namhaften Personen der GenNeg-Forschung, u. a. Padučeva – die Semantik der GenNeg-NPs selbst in den Fokus. Den Ausgangspunkt für diese Beschäftigung bildete die oftmals gestellte Frage, warum neben indefiniten und unspezifischen NPs in vielen Fällen auch hochreferenzielle NPs wie etwa Eigennamen (die sowohl definit als auch spezifisch sind) im GenNeg auftreten können. Grundlage für diesen Ansatz – der nicht nur für die Erklärung des GenNegs, sondern auch des GenInts zentral ist – bilden die in semantischen Theorien unterschiedenen Typen natürlichsprachlicher Ausdrücke, etwa *Individuum*, *Proposition*, *Eigenschaft*. Konkret im Rahmen der formalen Semantik – als deren Vertreter sich Borschev/Partee sehen – spiegelt sich diese Typologie in der Annahme wider, dass unterschiedliche Arten von NPs – die zur syntaktisch definierten Oberka-

tegorie der *Nominalphrasen* gehören – sich auch auf semantischer Ebene voneinander unterscheiden, d. h. verschiedenen *semantischen* Typen[42] angehören:

(1) Typ *e* (*entity type*), ist der unmarkierte Typ für referenzielle NPs (die nicht unumstritten als Determinatorphrasen oder DPs kategorisiert werden)[43], also vorwiegend für Eigennamen, gewisse Pronomen etc.; (2) Typ *<<e, t>, t>* (*generalized quantifier type,* GQ) ist der Typ von quantifizierten NPs wie *jede Frau*, *kein Kind*, *ein Mann*, während (3) Typ *<e, t>*[44] (*predicate* bzw. *property type*) der Defaulttyp für Adjektive, Gattungsnamen und prädikative NPs ist. Borschev et al. (2008: 50) weisen darauf hin, dass in der Literatur bisher einige syntaktisch definierte Arten von NPs als *property type* analysiert wurden, u. a. opake Objekte intensionaler Verben (die Tatsache, die GenInt lizensiert), inkorporierte Nomen, im Russischen auch sogenannte *small nominals*[45] sowie – zentral für die vorliegende Untersuchung – Subjekte von Existenzsätzen (vgl. McNally 1992, die Subjekte in englischen Existenzsätzen untersuchte; für das Russische liegt eine solche Untersuchung m. W. noch nicht vor). Dies dient Borschev et al. (2008: 51, Hervorhebung im Original) als unabhängige Bekräftigung für ihre Hypothese:

> **The property-type hypothesis for Russian genitives**: If a Russian Nom/Gen or Acc/Gen alternation shows a semantic difference at all, then Nom or Acc is interpreted as e-type, and Gen is interpreted as property-type: <e, t>.

Beispiel (42) zeigt die Verschiebung der Objekt-NP von Typ e zu Typ <e, t>.

(42) a. *Ja ne ljublju ėt-oj ženščin-y.
Ich NEG liebe diese-GEN Frau-GEN
‚Ich liebe/mag diese Frau nicht.‘

b. Ja ne ljublju ėt-oj pevic-y.
Ich NEG liebe diese-GEN Sängerin-GEN
‚Ich liebe/mag diese Sängerin nicht.‘

(Borschev et al. 2008: 51)

---

[42] Barbara H. Partee hat selbst einige zentrale Beiträge zu den semantischen Typen von NPs verfasst, bspw. Partee (1986).

[43] Determinatorphrasen haben als Kopf einen Determinator, zu denen im Deutschen bspw. die Artikel, Demonstrativpronomina sowie andere Pronomina zählen. Als DP-Hypothese bezeichnet man die Annahme, dass „NPs eigentlich maximale Projektionen der Kategorie D [Determinator, D. M.] sind. Der Ausdruck *das Heffalump* ist demnach eine DP mit dem Determinator *das* als Kopf und der NP *Heffalump* als Komplement. Namen wie *Pu* werden als DPs interpretiert, bei denen die D-Position leer bleibt“ (Philippi/Tewes 2010: 296, Hervorhebungen im Original).

[44] Vgl. Gaskin (2008: 226, Hervorhebungen im Original): „At the first level we have monadic properties of the type <e, t>: that is, functions from basic entitites to truth-values.“

[45] Pereltsvaig (2006: 436), die diesen Begriff geprägt hat, unterscheidet zwischen zwei Arten von *small nominals*: einerseits QPs (Quantifikatorphrasen), andererseits bloße NPs (d. h. NPs ohne Determinatoren). Diese *small nominals* können – wie auch DPs, also Determinatorphrasen – sowohl in der Subjekt- als auch in der Objektposition als Argumente auftreten, doch unterscheiden sie sich insofern von DPs, als sie bspw. im Gegensatz zu diesen (1) keine individuierte Interpretation aufweisen können, (2) nicht spezifisch sein können, (3) keine partitive Interpretation besitzen können (vgl. Pereltsvaig 2006: 494). DPs weisen Typ e auf, *small nominals* Typ <e, t>.

Normalerweise verlangt das Verb *ljubit'* „lieben" in Verbindung mit NPs, die menschliche Referenten besitzen, Typ e, d. h. jenen Typ, der Individuen wie *ėta ženščina* „diese Frau" in Satz (42a) bezeichnet; somit wird der GenNeg hier stark dispräferiert. Das Rollennomen *pevica* „Sängerin" in Verbindung mit dem GenNeg in Beispiel (42b) erlaubt jedoch laut Borschev et al. eine Interpretation, in der das Verb sich nicht auf die Sängerin als Individuum *per se* bezieht, sondern auf eine – oder mehrere – ihrer Eigenschaft(en), bspw. die Qualität ihres Gesangs. Die Genitivmarkierung des Demonstrativpronomens hatte bereits Robblee (1993: 213) so erklärt: „The demonstrative pronoun occurs with genitive case because it fails to utilize its referent's full set of properties and to treat the referent as unique."

Hier zeigt sich – wie so oft in der Untersuchung dieses Phänomens –, dass die Interpretation eines der beiden möglichen Kasus ambig ist, während der andere eine eindeutige Interpretation zulässt: Im Beispielsatz (42b) ist statt einer Genitiv- auch eine Akkusativmarkierung möglich; diese geht jedoch nicht zwingend mit einer Interpretation der NP als Typ e (= eine konkrete Sängerin, die geliebt wird) einher, da der Akkusativ genauso eine Eigenschaft (= den Gesang, allerdings den Gesang einer spezifischen Sängerin, was Borschev et al. als *indirekte Spezifizität* bezeichnen) meinen kann, wenn die NP als Typ <e, t> interpretiert wird. Der Akkusativ ist demnach mehrdeutig. Der Genitiv ist demgegenüber ausschließlich in Verbindung mit Typ <e, t> möglich, womit eine Lesart, die ein Individuum bezeichnet, ausgeschlossen ist. Borschev et al. (2008: 52f.) nennen folgende Faktoren als Gründe für diese Asymmetrie, was die Spezifizität der Kasusmarkierungen betrifft:

(1) *Semantische und pragmatische Faktoren*: Während NPs vom Typ e eine Existenzpräsupposition tragen (ein Begriff, der stark an das Modell des perspektivischen Zentrums gebunden ist) und demnach spezifisch sein müssen, verfügen NPs des Typs <e, t> nicht über diese Präsupposition und können nicht *direkt* spezifisch sein. Es ist jedoch die Möglichkeit einer indirekten Spezifizität gegeben, wenn das bezeichnete Merkmal (bspw. der Gesang) zu einem spezifischen Individuum (= einer *spezifischen* Sängerin) gehört.

(2) *Änderungen der Norm*: Die ‚alte' Norm präferierte die Verwendung des Genitivs in allen Kontexten, in denen er heutzutage mit dem Akkusativ alterniert bzw. konkurriert, ein Reflex aus jenen Zeiten, in denen der GenNeg weiter verbreitet, zeitweise sogar obligatorisch war. Im Rahmen von Sprachwandelprozessen entwickelt sich jedoch allmählich eine neue Norm und der GenNeg geht verloren (eine Entwicklung, die im modernen Tschechischen bspw. bereits abgeschlossen ist). Während sich diese Veränderung im Russischen noch vollzieht, treten beide Normen parallel auf und spiegeln sich in stilistischen Unterschieden wider, wobei die soziolinguistische Konnotation des GenNegs mit einem gehobenen und des Akkusativs mit einem niedrigeren Register so schwer wiegt, dass sie semantische und pragmatische Faktoren wie jene in (1) genannten überschreiben kann. Laut Borschev et al. (2008: 53) sowie einer

Informantin[46] benützen jüngere Leute häufiger den Akkusativ, eine Beobachtung, die impliziert, dass der GenNeg in einigen Generationen im Russischen ebenfalls völlig verschwunden sein könnte, da aktuell bereits der Akkusativ als Defaultfall erworben wird.

Um die Verortung der Problematik an der Syntax-Semantik-Schnittstelle zu verdeutlichen und ihre semantische Analyse dementsprechend auch syntaktisch zu erklären, „übersetzen" Borschev et al. (2008: 54) den leeren Quantifikator bzw. die Merkmalsausprägung [+Q], die in syntaktischen und semantischen Analysen vorgeschlagen wurden (s. Abschnitt 2.1.3), in eine semantische Verschiebung des Verbarguments von Typ e zu Typ <e, t>; gleichzeitig kommt dem Verb eine modale Bedeutung (GenInt) und/oder eine existenzielle Quantifikation (GenNeg) zu.

Damit eine eigentlich referenzielle NP von Typ e als NP von Typ <e, t> interpretiert werden kann, muss es also zuvor oftmals zu einer Typverschiebung kommen. Borschev et al. (2008: 62f.) beschreiben fünf wesentliche Arten dieser Verschiebung:

1) *Generelle Inkorporationsverschiebung*: Die Bedeutung des Verbs verschiebt sich, sodass es ein Objekt des Typs <e, t> verlangt, und bedeutet nunmehr „etwas/jemanden mit der Eigenschaft P zu (Verb)", also bspw. „jemanden, der schön singt, mögen". Dieses Verb kann im Anschluss an die Typverschiebung intensional sein, muss es aber nicht.
2) *Metonymische Verschiebung*: Ein Argument verändert seinen Typ vom individuellen Typ e zum Typ <e, t>, wie dies ebenfalls in (42b) der Fall war. Es wird nur mehr ein Teil des ursprünglichen Referenten der NP gemeint.
3) *Partitivitätsverschiebung*: Statt „eine Entität der Quantität Q zu (Verb)" drückt die Bedeutung des Verbs nunmehr „eine Quantität Q einer Entität zu (Verb)" aus. Statt der Entität wird also direkt deren Quantität (als eine Eigenschaft der Entität) als Argument des Verbs selektiert.
4) Eine *Verschiebung von direkter Perzeption zu „Entdeckung durch Perzeption"*: Bei perzeptiven Verben vollzieht sich die Verschiebung von dem gesehenen Individuum, bspw. *Maša*, zu „eine Spur/Manifestation von Maša", die damit zusammenhängt, dass die Perzeption nicht mehr als eine direkte Relation zwischen der perzipierenden Person und der perzipierten Person (oder generell Entität) interpretiert wird (und somit als – nicht zwingend, aber oft – agentivische Handlung), sondern eher als abstraktere visuelle Wahrnehmung (im Sinne eines semantischen *Experiencers*), in deren Rahmen die perzipierende Person bemerkt (oder nicht bemerkt), was sich in ihrer unmittelbaren Umgebung befindet und somit zu sehen ist.
5) Bei opaken (intensionalen) Verben kann bereits die Grundbedeutung ohne Typverschiebung ein Argument des Typs <e, t> verlangen. Borschev et al. (2008: 63) fügen in Bezug auf die prototypisch intensionalen Verben *suchen* bzw. *wart-*

[46] Danke an dieser Stelle an Elena V. Muravenko, die ihre Ansichten zu diesem Thema mit mir geteilt hat.

en erklärend hinzu: „[I]n any case, there are clear differences between what it is to wait for or look for some particular known entity, and what it is to expect or look for something of a given kind."

Die Annahme der Property-Type-Hypothese gliedert sich in eine Reihe von Versuchen ein, zumindest zwei der drei nicht-kanonischen Genitivverwendungen anhand einer vereinten Analyse zu erklären, in diesem Fall den GenNeg und den GenInt. Letzterer weist eine höhere Lexikalisierung als der GenNeg auf, da – wie bereits erwähnt wurde – manche Verben nur den Genitiv, manche nur den Akkusativ als Objektkasus erlauben. Doch auch bei jenen Verben, bei denen prinzipiell beide Kasus möglich sind, zeigt sich keine starke Variation, sondern eher eine jeweilige Präferenz für einen Kasus, da die Kasuswahl hier – nach Ickovič (1982) – mit der semantischen Kategorie der NP korreliert. Diese Kategorien sind auf einem Spektrum positioniert, wobei das eine Ende eine starke Präferenz für den Genitiv, das andere eine Präferenz für den Akkusativ anzeigt. Dieses Spektrum korrespondiert größtenteils mit den in Abschnitt 2.2.1 vorgestellten Hierarchien von Timberlake (1975) Für weitere Faktoren, die die AKK/GEN-Alternation bei intensionalen Verben beeinflussen, s. Abschnitt 2.2.5.

(43) GEN ← abstrakt > Stoffname > unbelebt > Rollen-N > belebt → AKK

In ihrer Formulierung des perspektivischen Zentrums widmeten sich Borschev/Partee dem Subjekt-GenNeg, von dem sie mittlerweile behaupten, dass er über eine ‚relativ einheitliche' Semantik verfügt. In ihren späteren Beiträgen – aus denen die Property-Type-Hypothese hervorgeht – konzentrieren sie sich daher umso mehr auf den Objekt-GenNeg, dem in der westlichen Literatur nachgesagt wird, dass er praktisch uneingeschränkt mit Objekten auftreten kann und im unmarkierten Fall Indefinitheit sowie einen engen Skopus[47] der GenNeg-NP anzeigt (vgl. Borschev et al. 2008: 58).

Wie bereits im Abschnitt zum perspektivischen Zentrum (2.2.3) erläutert wurde, hat die russische Linguistin Elena Padučeva in erster Linie nicht die Eigenschaften der GenNeg-NPs untersucht, sondern jene der Verben, die eine Genitivmarkierung ihrer Argumente verlangen/erlauben. Sie kommt zum Schluss, dass es einige Klassen transitiver Verben gibt, die sich im Hinblick auf die AKK/GEN-Alternation wie intransitive Verben im Rahmen der NOM/GEN-Alternation verhalten. Zwei solcher Klassen, denen Borschev et al. (2008: 58f.) in ihrer Beschreibung der Property-Type-Hypothese besondere Aufmerksamkeit widmen, sind die (1) Verben der Kreation (*verbs of creation*) und die (2) Verben der Perzeption (*verbs of perception*).

Die (1) Verben der Kreation implizieren, dass etwas entsteht, m. a. W. ‚beginnt zu existieren'; sie verhalten sich analog zu existenziellen Verben. Die Verwendung des Genitivs deutet hier auf Unspezifizität hin, d. h. dass kein *bestimmtes* Objekt entsteht.

[47] ‚Enger Skopus' bedeutet in diesem Fall, dass der Skopus der Negation, der den GenNeg bedingt, sich nur über das Objekt, nicht aber über die Handlung erstreckt. In einem Satz wie *Anna ne čitala knig* „Anna las keine Bücher" wird somit nur das Objekt *knig* „Bücher" verneint, nicht aber unbedingt die Handlung an sich (s. ausführlichere Erklärungen zu diesem Beispiel im Analyseteil in Kapitel 3).

Weist das Objekt hingegen eine Akkusativmarkierung auf, trägt es die Präsupposition, dass es existiert, nicht zwingend in der realen Welt, aber zumindest in einer alternativen, möglichen Welt, die bspw. durch die Formulierung von Plänen, Träumen, Wünschen etc. eröffnet wird.[48] (Hierzu s. auch den Abschnitt zu erzeugungsorientierten Aussagen in Abschnitt 2.2.5.) Eine Illustration ist Beispiel (44), in dem die beiden Kasusmarkierungen unterschiedliche Bedeutungen hervorrufen. Dieses Beispiel wird eingehend im Analyseteil in Kapitel 3 besprochen.

(44) Oni ne postroili gostinic-u / gostinic-y.
Sie NEG bauten Hotel-AKK Hotel-GEN
‚Sie bauten das (geplante) $\text{Hotel}_{\text{AKK}}$ nicht/Sie bauten kein $\text{Hotel}_{\text{GEN}}$.‘
(Borschev et al. 2008: 58)

Sowohl transitive als auch intransitive (2) Perzeptionsverben beziehen sich auf eine „wahrgenommene Präsenz“ und nicht auf die Existenz. In diesen Fällen sind die Bedeutungsunterschiede, die die Kasuswahl AKK/GEN auslöst, subtil.

(45) a. Maša ne vidn-a.
Maša.NOM NEG sichtbar-F.SG
‚Maša ist nicht sichtbar.‘ (bspw. weil die Sicht der wahrnehmenden Person blockiert wird)
b. Maš-i ne vidn-o.
Maša-GEN NEG sichtbar-N.SG
‚Maša ist nicht sichtbar.‘ (es ist unklar, ob sie überhaupt da ist)
c. Ne vižu Maš-u.
NEG sehe Maša-AKK
‚Ich sehe Maša nicht.‘ (analog zu a)
d. Ne vižu Maš-i.
NEG sehe Mašu-GEN
‚Ich sehe Maša nicht.‘ (analog zu b)
(Borschev et al. 2008: 59)

Wird der Eigenname Maša mit dem Akkusativ (oder dem Nominativ) markiert, so wird vorausgesetzt, dass die Referentin – eine Person mit dem Namen Maša – existiert; es wird sogar impliziert, dass sie anwesend, aber aus irgendeinem Grund für die Person, die den Satz äußert, zu dem Zeitpunkt der Äußerung nicht sichtbar war. Die Verwendung des GenNegs ist hier mehrdeutig, da die NP nicht über eine Existenz-/Präsenzpräsupposition verfügen muss, diese aber gleichzeitig auch nicht ablehnt: Somit ist es – neben der Abwesenheit Mašas – auch möglich, dass sie anwesend, aber eben nicht sichtbar war, eine Bedeutung, die sich mit jener der Akkusativmarkierung deckt. Borschev et al. (2008: 59) erklären dies damit, dass das Genitivobjekt eines

[48] Vgl. Borschev et al. (2008: 58, Hervorhebung im original): „A Gen object (the usual choice with verbs of creation) is non-specific: no such object was created; an Acc object is specific, and is presupposed to exist, even if only in a possible world corresponding to some existing plans.“

Perzeptionsverbs eine Typverschiebung erfährt, in diesem konkreten Beispiel von „Maša“ (Typ e) zu „(eine wahrnehmbare) Manifestation von Maša“ (Typ <e, t>), was bedeutet, dass in (45b) und (45d) lediglich ausgesagt wird, dass diese sichtbare Manifestation von Maša fehlte, d. h., dass keine Aussage über ihre Anwesenheit in der gegebenen Situation getroffen wird. Dies entspricht dem oben genannten Verschiebungstyp *Verschiebung von direkter Perzeption zu „Entdeckung durch Perzeption“*.

Eine dritte Klasse von Verben, die sich in dieser Hinsicht interessant verhalten, ist jene, die ein menschliches Objekt als Argument verlangt (bei Borschev et al. als *human-object verbs* bezeichnet). Anders als im Polnischen, wo der GenNeg für Objekte negierter transitiver Verben (ungeachtet ihrer jeweiligen semantischen Eigenschaften) aus syntaktischen Gründen obligatorisch ist, ist im Russischen u. a. aufgrund der erwähnten Sprachwandelprozesse oftmals der Akkusativ der bevorzugte und häufigere Objektkasus. An dieser Stelle sei das Verb *ljubit'* „lieben“ in Erinnerung gerufen, das den GenNeg nur bei unbelebten Objekten erlaubt (und – in Ausnahmefällen – bei Rollennomen, die eine Typverschiebung durchmachen sowie bei einer stilistisch markierten, unhöflichen Verwendung).

Eine Beobachtung, die Partee/Borschev (2007a) zunächst als Gegenargument gegen die Property-Type-Hypothese sahen, ist, dass konjunktivische Relativsätze zwar in Sätzen mit GenInt-NPs oder NPs unter einer modalen VP, nicht aber in Sätzen mit GenNeg-NPs ohne Modalität der VP möglich zu sein scheinen. Kagan (2006) führt jedoch Gegenbeispiele an:

(46) a. Ona (ne) našla dokument-y, kotorye podtverdili
Sie (NEG) fand Dokumente-AKK die bewiesen
(*by) ego pravotu.
(*KONJ) seine Richtigkeit.
‚Sie fand die Dokumente nicht, die bewiesen (*würden), dass er recht hat.‘

b. Ona ne našla dokument-ov, kotorye podtverdili
Sie NEG fand Dokumente-GEN die bewiesen
(by) ego pravotu.
(KONJ) seine Richtigkeit
‚Sie fand keine Dokumente, die bewiesen/beweisen (würden), dass er recht hat.‘

(Borschev et al. 2008: 61)

Kagans (2006) Schlussfolgerung ist, dass die Phänomene GenNeg und GenInt gemeinsam analysiert werden können, da die Negation selbst dem Satz eine intensionale Bedeutung zukommen lässt. Später revidierte sie diese Meinung jedoch wieder und formulierte einen anderen Ansatz (Kagan 2007, 2010, 2013), der im folgenden Abschnitt vorgestellt wird. Da Negation selbst also nicht intensional ist (vgl. Partee 2008: 293), stellt sich die Frage, warum die beiden Phänomene der Negation und der Intensionalität in einigen Kontexten – so auch der Zuweisung des Genitivs – in gleichen bzw. ähnlichen Mustern resultieren (vgl. Partee/Borschev 2009: 342). Dieser zentralen Frage

widmet sich die Formulierung des irrealen Genitivs, des bisher stärksten Modells, das den GenNeg und den GenInt zu vereinen sucht.

Zuletzt soll hier nicht verschwiegen werden, dass es auch nach wie vor Gegenargumente gegen die Property-Type-Hypothese gibt, wovon Harves auf eines aufmerksam macht:

(47) On ne rešil vsech zadač. (Harves 2013: 658)
Er NEG löste [alle Aufgaben]GEN
‚Er löste nicht alle Aufgaben (nur ein paar von ihnen).'

In diesem Satz kann die NP *vsech zadač* bspw. nicht als semantischer Typ <e, t> interpretiert werden, tritt jedoch dennoch im GenNeg auf.

2.2.5 Irrealer Genitiv

Olga Kagan versuchte in einigen aufbauenden Arbeiten, die im Jahr 2013 in ihrer umfassenden Monographie *Semantics of Genitive Objects in Russian* kumulierten, die Phänomene des GenNegs und GenInts in einer vereinten Analyse zu berücksichtigen und zu erklären. Mit diesem Vorgehen bezieht sie sich stark auf Neidle (1988), die ebenfalls der Ansicht war, dass diese beiden nicht-kanonischen Auftreten des Genitivs aufgrund ihrer Parallelen eine gemeinsame Analyse erlauben. Der GenPart hingegen, so Kagan, teilt einerseits zwar einige relevante Eigenschaften sowohl mit dem GenNeg als auch mit dem GenInt, kann letztendlich jedoch – anders als diese beiden – aufgrund einiger auffälliger Unterschiede nicht unter dem Oberbegriff des *irrealen Genitivs* subsumiert werden. Kagans Fokus liegt dabei auf den semantisch-pragmatischen Eigenschaften, die sich diese nicht-kanonischen Verwendungsweisen des Genitivs teilen.

An dieser Stelle muss vorweggenommen werden, dass Kagan sich ausschließlich auf den Objekt-GenNeg bezieht. Dieser steht dem GenInt natürlich insofern näher als der Subjekt-GenNeg, als beide in der Objektposition auftreten. Im Analyseteil der vorliegenden Arbeit soll aus diesem Grund auch an Existenzsätzen geprüft werden, ob sich Kagans Modell auf den Subjekt-GenNeg umlegen bzw. ausweiten lässt.

Zunächst thematisiert Kagan (2010: 20, 2013: 75ff.) die in vielen Kontexten gegebene und grammatikalisch korrekte Alternationsmöglichkeit zwischen dem Akkusativ und dem Genitiv; wie viele andere AutorInnen vor ihr weist sie darauf hin, dass diese Optionalität keine gänzlich freie Variation darstellt, sondern vielmehr mit differierenden Grammatikalitätsurteilen einhergeht, d. h. dass Unterschiede bezüglich der Präferenz bzw. der konkreten Verwendung der beiden konkurrierenden Kasus besteht, die das Unterfangen einer systematischen Analyse des Phänomens selbstredend erschweren. Neben der (1) *Kontextsensitivität* nennt sie als zweiten Grund für diese Variation auch (2) *Sprachwandel*.[49]

[49] Hier fällt auf, dass diese Faktoren jenen von Borschev/Partee genannten sehr ähneln. Im Folgenden sollen sie genauer beleuchtet werden.

Die (1) Kontextsensitivität resultiert daraus, dass das (Nicht-)Auftreten des GenNegs sowohl von semantischen als auch von pragmatischen Faktoren beeinflusst wird. Ob ein Sprecher/eine Sprecherin einen Satz als grammatisch bzw. wohlgeformt empfindet, hängt immer davon ab, wie der Satz individuell interpretiert wird. Es ist diese individuelle Satzinterpretation, die stark variieren kann, da für unterschiedliche SprecherInnen (aus einer Vielzahl von Gründen) verschiedene Interpretationen salienter sind als andere mögliche Lesarten. So kann eine NP bspw. von einem Sprecher als spezifisch, von einer anderen Sprecherin als unspezifisch gedeutet werden. Speziell im Hinblick auf empirische Untersuchungen dieses Phänomens meint Kagan, dass diese Variation auf ein Minimum reduziert werden kann, wenn L1-SprecherInnen die zu untersuchenden Sätze mit der möglichen Kasuswahl AKK/GEN nur in konkreten und disambiguierenden Kontexten präsentiert werden, die etwaige alternative Interpretationen unterbinden.

Beim Faktor des (2) Sprachwandels bezieht sich Kagan wieder auf Neidle (1988), die schon vor mehr als zwei Jahrzehnten feststellte, dass sich die russische Sprache weg vom Genitiv und hin zum Akkusativ entwickelt; dieser allmähliche Wandel bedingt in Folge die sinkende Verwendungsfrequenz des GenNegs und GenInts. So entstehen mithin drei (sehr fluide) Gruppierungen von SprecherInnen, die nach ihrer Kasuspräferenz unterschieden werden: Während eine (eher jüngere) Gruppe die neue, modernere Akkusativ-Variante bevorzugt, hält eine linguistisch konservativere Gruppe am Genitiv fest. Natürlich gibt es dazwischen auch jene SprecherInnen, die beide Varianten akzeptieren und sie auch in ihrer eigenen Sprachproduktion alternierend verwenden. Kagan resümiert schließlich, dass die individuelle Präferenz für einen Kasus (die nun vom Sprachwandel beeinflusst sein kann oder auch nicht) in vielen Fällen auch den oben beschriebenen Faktor der Kontextsensitivität beeinflusst und sogar überschreiben kann: Verlangt ein gewisser Kontext eigentlich den Genitiv, ein Sprecher/eine Sprecherin verwendet allerdings viel häufiger den Akkusativ, so wird am wahrscheinlichsten eine Akkusativzuweisung erfolgen.

Statistisch gesehen können jedoch trotz des Mangels eines einheitlichen Verwendungsmusters und der damit verbundenen Variation der Grammatikalitätsurteile gewisse Aussagen zur Verwendung von AKK/GEN getroffen werden. Diese statistische Basis nützt Kagan als empirische Grundlage für ihre theoretische Modellierung des von ihr so benannten *irrealen Genitivs*.

Zwei weitere Faktoren, die das Auftreten des GenNegs beeinflussen, wurden bereits einige Male im Laufe dieser Arbeit erwähnt und werden auch von Kagan angeführt: die (3) *idiosynkratischen Eigenschaften von Verben* sowie das (4) *Register*. Zu ersterem Punkt ist festzustellen, dass Verben sich in Bezug auf ihre Argumente – in diesem Fall konkret grammatikalische Objekte – unterschiedlich verhalten. Während einige dieser ‚Verhaltensweisen' semantisch motiviert sind, sind andere tatsächlich idiosynkratischer Natur. Kagan (2013: 78) führt *izbegat'* „vermeiden" als Beispiel an: Dieses Verb präferiert den Genitiv und erlaubt eine Akkusativmarkierung des Objekts nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Fällen, vorrangig bei Eigennamen und definiten Ausdrücken, die Demonstrativpronomen enthalten. Und selbst in diesen

Fällen empfinden einige SprecherInnen die Verwendung des Akkusativs als ungrammatisch. Folglich scheint der Genitiv der unmarkierte Objektkasus von *izbegat'* zu sein, während die (sehr restriktive) Verwendung des Akkusativs semantisch motiviert ist. Genau umgekehrt verhält sich das Verb *iskat'* „suchen", das den Genitiv nur selten lizensiert – und wenn, dann ist diese markierte Verwendung ebenfalls semantisch motiviert.

Zuletzt führt Kagan auch den soziolinguistischen Aspekt des Registers an: Die Verwendung des Genitivs wird mittlerweile mit einem formaleren Stil assoziiert als die Verwendung des Akkusativs. Diese stilistischen Unterschiede sind ein unmittelbares Produkt des in Punkt (2) erwähnten Sprachwandels, der dem Genitiv zunehmend einen konservativen Charakter zukommen lässt.

In ihrer Analyse des irrealen Genitivs verweist Kagan zunächst auf in der Literatur oftmals genannte Eigenschaften wie Definitheit, Spezifizität, Numerus, die Opposition Konkreta/Abstrakta etc. Sie bezieht sich hier u. a. auf die umfangreiche Liste an (hierarchisch gegliederten) Faktoren, die Timberlake (1975) herausgearbeitet hat und die in Abschnitt 2.2.1 präsentiert wurde. Timberlake hat den Kern aller dieser Eigenschaften unter dem Konzept der *Individuation* zusammengefasst. Objekte (hier stellt sich wieder die Frage, ob dies auch auf Subjekte zutrifft), die mit dem Genitiv markiert werden, weisen einen geringen Grad an Individuation auf, während die mit dem Akkusativ markierten Objekte auf der Individuationsskala höher angesiedelt sind. Kagan kritisiert jedoch den Begriff der Individuation, den sie als zu vage empfindet. Diese unzureichende Eingrenzung dieses semantischen Konzepts bedingt auch, dass bereits einige wenige Beispiele Gegenargumente zu liefern scheinen:

(48) a. Vasja ždët ėtoj vstreči.
Vasja wartet [dieses Treffen]GEN.SG
‚Vasja wartet auf dieses Treffen.'

b. Maš-i ne vidn-o.
Maša-GEN NEG gesehen-N
‚Maša ist nicht sichtbar/kann nicht gesehen werden.'

c. Elena iščet real'nye rezul'taty.
Elena sucht [reale Resultate]AKK.PL
‚Elena sucht nach realen/richtigen Resultaten.'

d. Ivan predvidit groz-u.
Ivan sieht voraus Sturm-AKK.SG
‚Ivan sieht einen Sturm voraus.'

(Kagan 2013: 79)

Der Satz in (48a) ist definit und spezifisch, und dennoch steht das Objekt im Genitiv; einige SprecherInnen, so Kagan, haben in diesem Kontext eine starke Präferenz für den Genitiv. Hier stellt sich nun die Frage, warum diese NP – die immerhin von einem Demonstrativum eingeleitet wird – nicht individuiert genug ist, um mit dem Akkusativ markiert zu werden. (48b) ist noch problematischer, da hier ein Eigenname

im Genitiv steht; Eigennamen stehen jedoch in Timberlakes (1975) Individuationshierarchie ganz oben. Die Beispiele (48c) und (48d) zeigen das genaue Gegenteil: Hier werden Phrasen mit dem Akkusativ markiert, die sowohl indefinit als auch abstrakt sind und – so Kagan – zumindest potenziell unspezifisch. Dies sind zwar selbstredend nur wenige Beispiele, doch genügen sie bereits, um mögliche Schwachstellen des Konzepts der Individuation aufzuzeigen, die Kagan mit ihrem Vorschlag des irrealen Genitivs zu lösen versucht.

Kagan postuliert zwei zentrale Eigenschaften, die der irreale Genitiv aufweist:

(49) (i) Genitivobjekte bezeichnen Eigenschaften/Merkmale
(ii) Genitivobjekten mangelt es an einer Existenzpräsupposition (im Original *existential commitment*, EC)

(vgl. Kagan 2013: 80)

Der erste Punkt wurde bereits unter der Bezeichnung Property-Type-Hypothese in Abschnitt 2.2.4 erläutert. Tatsächlich sind sowohl die Gruppe von ForscherInnen rund um Borschev/Partee als auch Kagan relativ gleichzeitig und unabhängig voneinander zu dieser Erkenntnis gelangt, nach der Genitivobjekte die semantischen Typen <e, t> oder <s<e, t>> kennzeichnen, während ihre Akkusativkonkurrenten die Typen e oder <<e, t>, t> (Quantifizierungen) bezeichnen. Ein Unterschied in den Herangehensweisen liegt darin, dass bei Kagan den Verben eine entscheidendere Rolle in der Typzuweisung bzw. -verschiebung zukommt. Da definite oder referenzielle nominale Ausdrücke in der Regel Individuen bezeichnen, ist zu erwarten, dass sie im Akkusativ auftreten. Allerdings ist es wie bereits erwähnt möglich, dass definite NPs eine Verschiebung ihres semantischen Typs erfahren (vgl. Partee 1986). Dies erklärt jene Fälle, in denen definite NPs im Genitiv auftreten (was Babby 1980 noch ausgeschlossen hatte, indem er diese Fälle als Lokativ- und nicht als Existenzsätze bezeichnete).

Kagan bemerkt, dass diese Typverschiebung nicht nur den Objekt-GenNeg, sondern auch den Subjekt-GenNeg in negierten Existenzsätzen erklären kann: Bereits McNally (1992, 1998) postulierte, dass jene NPs, denen in Existenzsätzen die semantische Rolle des Themas zukommt, eine Eigenschaft bezeichnen. Da nun jeder Existenzsatz ein solches Element, das eine Eigenschaft bezeichnet, enthält, und diesem bei einer Negation der Genitiv zugewiesen wird, ist die Genitivmarkierung in negierten Existenzsätzen für Kagan (2013: 80) höchstsystematisch, wie sie zusammenfasst:

> Assuming that existential sentences always contain a property-denoting expression and that nominals of the property type are assigned genitive case under negation, it follows naturally that negated existentials should systematically contain genitive phrases.

Die zweite relevante Eigenschaft, über die Genitivobjekte verfügen, ist das Fehlen einer Existenzpräsupposition. Eine NP verfügt dann über eine Existenzpräsupposition, wenn der Satz, in der sie auftritt, entweder (1) voraussetzt bzw. impliziert, dass sie einen Referenten besitzt oder (2) sie ein nicht-leeres Set quantifiziert (wie in *dva otveta* „zwei Antworten“). Zur Veranschaulichung soll ein Beispiel aus Kagan (2013: 84) reproduziert und erläutert werden:

(50) a. Lena ne polučila otvet-a.
Lena NEG erhielt Antwort-GEN
‚Lena hat keine Antwort erhalten.‘
b. Lena ždjët otvet-a.
Lena wartet (auf) Antwort-GEN
‚Lena wartet auf eine Antwort.‘

Der Satz in (50a) impliziert nicht, dass eine Antwort existiert, d. h. es ist in diesem Kontext durchaus möglich, den Satz so zu verstehen, dass nie eine Antwort verfasst wurde. Kagan fügt hinzu, dass ein Sprecher/eine Sprecherin, der/die stattdessen aussagen will, dass eine Antwort verfasst und abgeschickt wurde (und folglich *existiert*), diese aber Lena aus irgendeinem Grund (bspw. weil die Post sie verloren hat) nicht erreichte, nicht den Genitiv, sondern den Akkusativ verwenden würde. Das Objekt in Satz (50b), der über ein intensionales Prädikat verfügt, trägt ebenfalls keine Existenzpräsupposition: Dass Lena auf eine Antwort wartet, setzt nicht voraus, dass diese auch tatsächlich existiert, wobei dies natürlich durchaus möglich ist.

An dieser Stelle führt Kagan eine weitere relevante grammatikalische Kategorie – diesmal eine verbale und keine nominale – ein, die sich auf das Vorhandensein der Existenzpräsupposition auswirkt: Modus. Der Modus eines (Teil-)Satzes (bzw. einer *Clause*, ein notorisch unübersetzbarer Terminus) hängt nicht nur von dem Wahrheitsgehalt in der Realität, d. h. der realen Welt, ab, vielmehr kann die Wahl des Modus auch durch den Wahrheitsgehalt einer Aussage im Rahmen eines Sets von möglichen Welten (*possible worlds*) bedingt sein. Das Prinzip der Existenzpräsupposition darf also nicht absolut, sondern nur relativ verstanden werden, und zwar relativ zu einer jeweiligen modalen Basis. Verfügt ein Satz bspw. über einen nichtveridikalen (teilweise auch als nichtveridisch bezeichneten)[50] bzw. einen intensionalen Operator, kann die Existenzpräsupposition (‚X existiert in der realen Welt‘) dadurch aufgehoben werden. In den meisten Fällen wird sie jedoch nicht komplett entkräftet, sondern lediglich durch eine andere, relative Existenzpräsupposition substituiert, die besagt, dass ‚X in einer möglichen, alternativen Welt existiert‘. Wieder führt Kagan ein englisches Beispiel an, um dies zu verdeutlichen:

(51) Mary thinks that a unicorn entered her house.
(Kagan 2013: 84)

Der Satz in (51) behauptet, dass Mary – in der realen Welt – eine gewisse Überzeugung hat. Zusätzlich drückt der Satz noch etwas über alternative Welten aus, und

[50] Bei nichtveridikalen/nichtveridischen Kontexten handelt es sich um Kontexte, in denen die Faktizität aufgehoben wurde (vgl. Dobrovol'skij 2013: 556), womit bspw. negative Polaritätselemente lizensiert werden. Als nichtveridische Operatoren gelten neben stark intensionale Verben auch Fragepronomina, Imperative, Futurpartikel, negative Verben (bspw. dt. *verhindern*), Disjunktionen etc. (vgl. Becker 2014: 116). Der Begriff der (Nicht)Verdikalität wird stark mit der Linguistin Anastasia Giannakidou assoziiert, die etliche Beiträge zu diesem Konzept publiziert hat.

zwar jene, die mit Marys Überzeugung (‚ein Einhorn hat mein Haus betreten') konform gehen. Hier wird also keineswegs behauptet, dass Einhörner tatsächlich in der Realität existieren (und Marys Haus betreten haben), da das Subjekt *a unicorn* in den Skopus des stark intensionalen Verbs *think* eingebettet ist. Kagan (2013: 85, Hervorhebung im Original) definiert diese modifizierte Art der Existenzpräsupposition wie folgt:

> I will refer to existential commitment of this latter type as *Relative Existential Commitment* (REC). This is a commitment to existence that is relativized to a particular modal base – the one relative to which the nominal is interpreted.

In Sätzen, in denen ein intensionaler Operator (in erster Linie intensionale Verben) fehlt, gilt nicht die *relative Existenzpräsupposition* (oben REC), sondern der Defaultfall tritt ein und der Satz stellt eine Aussage über die Realität dar, wonach die absolute Existenzpräsupposition (oben EC, zur Kontrastierung nun modifiziert als AEC – *absolute existential commitment*) gilt. Kontexte, in denen der GenNeg auftritt, weisen weder AEC noch REC auf, was wiederum bedeutet, dass eine NP, die mit dem GenNeg markiert wird, weder in der realen Welt noch in möglichen alternativen Welten einen Referenten besitzt. Dass dies ebenso nicht so absolut verstanden werden darf, zeigen die Beispiele, in denen Eigennamen im GenNeg auftreten. Diese werden weiter unten näher besprochen.

Die Frage, wie die beiden Eckpfeiler der Annahme eines irrealen Genitivs – semantische Typverschiebungen und die (relative) Existenzpräsupposition – zusammenhängen, lässt sich laut Kagan leicht beantworten. Tritt eine NP des Typs <e, t> innerhalb des Skopus der Negation auf, so mangelt es ihr an einer (relativen) Existenzpräsupposition. Kagan (2013: 87) formuliert das wie folgt:

> Consequently, nothing in the semantics of a property-denoting nominal is expected to contribute EC relative to any particular world, including w_0 [the actual world, D. M.]. In fact, the situation remains the same if we consider the extensional property type <e, t>. Here, the nominal denotes the value of the property for a particular world (by default, the actual one). Thus, it denotes the set of individuals that have the corresponding property in this world. […] this set could in principle be empty.

Eine bisher unbeantwortete Frage ist jedoch, warum einige intensionale Verben mit engem Skopus, deren Objekte beide oben genannten Voraussetzungen für das Auftreten des irrealen Genitivs wie von Kagan formuliert erfüllen, nicht nur den Genitiv, sondern parallel dazu auch den Akkusativ lizensieren. Noch komplexer wird das Bild, wenn man jene intensionalen Verben berücksichtigt, bei denen es nicht nur zu einer freien Kasusalternation kommt, sondern die den Genitiv *gar nicht* erlauben, womit der Akkusativ obligatorisch wird. Verben wie bspw. *predstavljat'* „vorstellen" lizensieren zwar Argumente, die keine Existenzpräsupposition enthalten und zudem vom „Merkmalstyp" <e, t> sind, lizensieren jedoch nur eine Akkusativmarkierung. Um dieses wirre Bild systematisieren zu können, postuliert Kagan (2013: 90) eine Subdifferenzierung intensionaler Verben in (i) *schwache intensionale Verben* und (ii) *starke*

intensionale Verben. Diese Opposition soll anhand von zwei konkreten Beispielen erklärt werden:

(52) a. Dima ždjët rusalk-u/ *rusalk-i.
Dima wartet Meerjungfrau-AKK Meerjungfrau-GEN
‚Dima wartet auf eine Meerjungfrau./Dima erwartet eine Meerjungfrau.'

b. Dima ždjët čud-a.
Dima wartet Wunder-GEN
‚Dima wartet auf ein Wunder.'

c. Maša predstavljaet (sebe) bur-ju/ *bur-i.
Maša stellt vor sich Sturm-AKK Sturm-GEN
‚Maša stellt sich einen Sturm vor.'

(Kagan 2013: 89f.)

Während es sich beim Verb *ždat'* „warten (auf), erwarten" in (52a) und (52b) um ein schwaches intensionales Verb handelt, ist das bereits oben erwähnte *predstavljat'* „vorstellen" aus (52c) ein starkes intensionales Verb. Der Unterschied besteht darin, dass starke intensionale Verben nur Argumente zulassen, die eine relative Existenzpräsupposition enthalten. Stellt sich Maša einen Sturm vor, so fungiert „Mašas Vorstellung" als modale Basis für diese Aussage und eröffnet eine alternative Welt, in welcher der Sturm existiert und damit eine klare Existenzpräsupposition trägt – eine Genitivmarkierung ist deshalb ausgeschlossen. Ähnlich verhält es sich in (52a): Hier verfügt die NP *rusalka* „Meerjungfrau" über eine relative Existenzpräsupposition, weil Dima im Moment der Äußerung an Meerjungfrauen glaubt – sonst würde er nicht auf eine warten. Die Existenzpräsupposition wird also lediglich von der realen Welt in eine alternative Welt verschoben, bleibt dort aber bestehen. Dies erklärt, warum auch bei schwachen intensionalen Verben eine Akkusativmarkierung möglich ist, obgleich in (52b) gleich ein Gegenbeispiel folgt: Dass Dima auf ein Wunder wartet, impliziert nicht, dass er davon ausgeht, dass (bereits) eines existiert. Während das Verb also auch hier eine modale Basis schafft (= ein Set an Welten, das mit Dimas Sicht der Realität korrespondiert), so wird nicht ausgesagt, dass das Wunder *dort* existiert. Da keine Existenzpräsupposition gegeben ist, wird der NP der GenInt zugewiesen. In solchen Fällen ist – parallel zu schwachen intensionalen Verben – außerdem die Verwendung des Konjunktivs möglich, da auch dieser nur lizensiert wird, wenn keine Existenzpräsupposition vorhanden ist. Hierbei fällt jedoch auf, dass der Konjunktiv konsistent ist, d. h. in Komplementen *aller* schwachen intensionalen Prädikate auftreten darf, während sich in Bezug auf nominale Komplemente eben die AKK/GEN-Alternation wie in (52) zeigt.

Tabelle 4 aus Kagan (2013: 92) wurde für die vorliegende Untersuchung ins Deutsche übersetzt und listet in der linken Spalte jene Verben auf, die den Genitiv lizensieren, während in der rechten Spalte jene Verben angeführt sind, die dies nicht tun. Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Tabelle 4: Intensionale Verben, die den Genitiv erlauben oder nicht erlauben

Intensionale Verben, die den Genitiv erlauben	**IntensionaleVerben, die den Genitiv *nicht* erlauben**
chotet' „wollen", *želat'* „wünschen" *žaždat'* „dürsten (nach)", *trebovat'* „verlangen", *prosit'* „bitten (um)", *ždat'* „warten", *ožidat'* „warten, erwarten", *iskat'* „suchen", *izbegat'* „vermeiden", *zaslužívat'* „verdienen", *stoit'* „kosten, wert sein", *bojat'sja* „sich fürchten (vor)"	*predstavljat'* „vorstellen", *voobražat'* „vorstellen", *ižobražat'* „ausmalen", *risovat'* „malen", *napominat'* „erinnern", *planirovat'* „planen", *predskazyvat'* „vorhersagen", *predvidet'* „voraussehen", *obeščat'* „versprechen", *pridumyvat'* „erfinden"

Um nun die Kasusalternation innerhalb der Klasse schwacher intensionaler Prädikate erklären zu können, postuliert Kagan (2013: 96f.) wiederum eine Unterteilung in zwei Subtypen von Aussagen, die im Wesentlichen auf folgender Annahme beruht: „Wishing for an entity to change its location (or possession) differs in significant ways from wishing for the world to change by coming to contain new individuals" (Kagan 2013: 99).

(I) *Location-Oriented Attitude*: Aussagen dieses Typs drücken aus, dass eine Entität ihren (Aufenthalts-)Ort von A nach B wechselt, wobei ‚Ort' hier auch eine possessive Lesart haben kann und die Entität von Possessor A zu Possessor B wechseln kann. Entscheidend ist, dass die Entität von Anfang an *existiert* und nicht erst erschaffen wird. In Sätzen dieses Subtyps wird die Objekt-NP, die auf die Entität referiert, *meistens* mit dem Akkusativ markiert, jedoch nicht immer. Entscheidend ist hierbei die Tatsache, dass die Kasuswahl nicht vom Einstellungstyp der Aussage, sondern immer noch direkt vom Vorhandensein einer Existenzpräsupposition abhängt. In einem Satz wie *Ja ždu pis'ma*-GEN „Ich warte auf Briefe" wird (in einer unmarkierten Lesart) ausgesagt, dass ich darauf warte, dass Briefe bei mir ankommen, d. h. ihren Ort von A nach B ändern. Gleichzeitig weiß ich allerdings nicht, ob die Briefe überhaupt (schon) geschrieben wurden oder nicht.[51] Eine Existenzpräsupposition fehlt daher und eine Genitivmarkierung gilt als grammatisch. Ein deutscher terminologischer Vorschlag für diesen Typ wäre bspw. Aussagen mit *ortsbezogener* oder *positionsbezogener Einstellung*.

(II) *Instantiation-Oriented Attitude*: Dieser Satztyp impliziert hingegen, dass eine Entität erst erschaffen wird. Da eine (relative) Existenzpräsupposition also zum Zeitpunkt der Äußerung der Aussage noch nicht vorhanden ist, wird eine Genitivmarkierung des Objekts lizensiert. Auf Deutsch könnte man von *instanziierungsorientierten* oder salopper *erzeugungsorientierten* Aussagen sprechen.

Die Beispiele in (53) dienen zur Veranschaulichung dieses Unterschieds:

[51] Vgl. Kagan (2013: 101): „The sentence does not entail or presuppose the existence of a letter. In fact, in the prototypical, classical case of waiting for a letter, the person does not know whether it has already been written and sent or not."

(53) a. Dima ždjët Len-u/ *Len-y.
Dima wartet (auf) Lena-AKK Lena-GEN
‚Dima wartet auf Lena.‘

b. Rebënok prosit knižk-i/ *knižek.
Kind bittet (um) Bücher-AKK Bücher.GEN
‚Das Kind bittet um Bücher.‘

c. Dima ždjët čud-a/ *čud-o.
Dima wartet (auf) Wunder-GEN Wunder-AKK
‚Dima wartet auf ein Wunder.‘

d. Petja iščet priključeni-j/ ???priključeni-ja.
Petja sucht (nach) Abenteuer-GEN.PL Abenteuer-AKK.PL
‚Petja sucht nach Abenteuern.‘

(Kagan 2013: 99)

In (53a) und (53b) existiert der Diskursreferent der Objekt-NP bereits, es wird also lediglich darauf gewartet, gewünscht etc., dass dieser seinen Ort ändert. Dima wartet in (53a) auf eine Lena, die es gibt, die sich allerdings (noch) nicht am selben Ort wie er befindet, während das Kind in (53b) sich Bücher wünscht, die nicht einmal definit und spezifisch sein müssen, denn selbst, wenn *irgendwelche* Bücher gemeint sind (damit das Kind also über ‚Lesestoff‘ verfügt), so wird in einer Aussage dieser Art stark impliziert, dass diese bereits existieren und das Kind sich nicht wünscht, dass extra *neue* Bücher geschrieben werden (obgleich ein solcher Kontext auch denkbar wäre, bspw. wenn der Vater des Kindes Schriftsteller ist und sich das Kind von ihm Bücher wünscht – und zwar *neue* und bisher noch nicht verfasste; in diesem Fall wäre dies dann allerdings eine erzeugungsorientierte Aussage).

Die Beispielsätze in (53c) und (53d) sind Vertreter der zweiten Gruppe, in denen die Entität noch nicht existiert (bzw. nicht zwingend existieren muss), sondern vielmehr ausgedrückt wird, dass sie *entstehen* soll. So wartet Petja nicht darauf, dass Abenteuer (zudem ein abstraktes Konzept) den Ort von A nach B (zu ihm) wechseln, sondern er wünscht sich, dass neue Abenteuer entstehen.

Betrachtet man die jeweiligen NPs in (53), so wird deutlich, dass es sich bei jenen in den ortsbezogenen Aussagen um konkrete Nomen handelt, während jene in den erzeugungsbezogenen Sätzen abstrakte Nomen darstellen. Dies erläutert Kagan (2013: 104, Hervorhebung im Original) damit, dass die Referenten abstrakter NPs nicht ihren Ort in der Welt ändern, sondern meistens erst (vor Ort) erschaffen werden: „Thus, the sentence *Mary demands silence* does not mean that Mary wants silence to move from one (currently quiet) location to another. Rather, she wants the property *silence* to be instantiated in a certain place at a certain time.“

Dem ist hinzuzufügen, dass sich abstrakte Nomen in dieser Hinsicht ähnlich wie Nomen verhalten, die auf Ereignisse referieren (*this meeting, John's arrival* etc.): Während die Referenten dieser NPs sich auf einen bestimmten Ort beziehen (John muss irgendwo ankommen, das Treffen muss irgendwo stattfinden etc.), so wird das Ereignis an diesem Ort erst ins Leben gerufen. Insofern handelt es sich bei Sätzen wie *Mary is waiting for John's arrival* auch um erzeugungsbezogene Aussagen, womit eine Genitivzuweisung möglich ist.

Nachdem Kagan damit das Auftreten des GenInts und dessen Alternation mit dem Akkusativ erklärt hat, widmet sie sich ausführlicher dem Objekt-GenNeg, der im Prinzip (wie oben erläutert) die gleichen Eigenschaften wie der GenInt aufweist: Referenten von Objekt-NPs, die unter der Negation mit dem Genitiv markiert werden, verfügen über keine Existenzpräsupposition und bezeichnen zudem Merkmale (im Gegensatz zu Individuen), sind also vom semantischen Typ <e, t>. Der erste Unterschied, der sich beim Vergleich des GenInts mit dem GenNeg (in den übrigen Absätzen dieses Abschnitts ist damit immer Objekt-GenNeg gemeint) ergibt, betrifft die Existenzpräsupposition: Wird bei intensionalen Kontexten, die von den entsprechenden Verben hervorgerufen werden, zwischen einer absoluten und einer relativen Existenzpräsupposition differenziert, so ist diese Zweiteilung im Bezug auf die Negation nicht relevant: Kagan (2013: 119) argumentiert, dass in negierten Sätzen prinzipiell Aussagen über die reale Welt („the actual world") getroffen werden, d. h. der Negationsoperator (im Gegensatz zum intensionalen Operator) führt keine alternative modale Basis („andere mögliche Welten") in den Diskurs ein. Zudem fügt Kagan hinzu, dass sie – u. a. Bailyn (1997), aber auch vielen anderen folgend – annimmt, dass der Akkusativ den Defaultkasus für (direkte) Objekte in negierten Sätzen darstellt. Der GenNeg tritt also auch hier nur dann auf, wenn keine Existenzpräsupposition vorliegt und dies besonders *hervorgehoben* werden soll, da theoretisch auch bei fehlender Existenzpräsupposition der Akkusativ möglich wäre.

Im Bezug auf den von ihr so benannten irrealen Genitiv im Kontext der Negation schenkt sie zwei Punkten besondere Aufmerksamkeit, die auch hier näher ausgeführt werden sollen: (1) Die Beziehung zwischen verschiedenen Arten sprachlicher Ausdrücke (unterschiedliche Verbklassen, definite Objekte, Eigennamen etc.) und dem Konzept der Existenzpräsupposition sowie (2) die Gemeinsamkeiten des irrealen Genitivs und Konjunktiv-VPs bzw. -komplementen:

(1) Obwohl die Kasuswahl zwar hauptsächlich von der Semantik (und hier vorrangig von den Typen) der NPs selbst abhängt, sind auch die semantischen Eigenschaften der involvierten Verben relevant (wie bereits in der Darstellung der anderen wesentlichen semantischen Ansätze deutlich wurde): Nicht alle Verben, jedoch einige „affect, by some mechanism or other, the existence meaning component of their object" (Kagan 2013: 121). Hier zählt Kagan u. a. die Verben der Erzeugung auf (die bereits von Padučeva beschrieben worden waren), denen die Bedeutung inhärent ist, dass etwas im Vorhinein nicht existiert und im Rahmen der vom Verb bezeichneten Handlung erst *erschaffen* wird. Im Gegensatz dazu gibt es Verben, die die Existenz ihrer Argumente in Objektposition voraussetzen: Kagan nennt diese *verbs that trigger existential presupposition* und führt u. a. *perečitat'* „wieder lesen, noch einmal lesen" an (vgl. Kagan 2013: 122). Die Verwendung dieses Verbs impliziert, dass das Objekt, das *wieder* gelesen wird, bereits einmal gelesen wurde und deshalb existieren muss. Diese zusätzliche semantische Nuance wird im Russischen u. a. vom produktiven Präfix *pere-* evoziert, das die Grundbedeutung „noch einmal (etwas tun)" ausdrückt.

Kagan spricht an diesem Punkt erneut Sprachwandelprozesse an, die sich aktuell vollziehen und dazu führen, dass der GenNeg viel seltener als noch vor einiger Zeit

verwendet wird. Sie fügt hinzu, dass dies damit zusammenhängt, dass der GenNeg in früheren Sprachstadien aus syntaktischer Sicht obligatorisch war und deshalb keine semantische Motivation für seine Verwendung vorliegen musste, während diese im aktuellen Sprachstadium – v. a. in der Sprachproduktion jüngerer SprecherInnen – vorliegen muss, um ihn zu lizensieren.

Für die Erklärung der Tatsache, dass auch hochreferenzielle NPs, allen voran Eigennamen, im GenNeg auftreten können, zieht Kagan das von Borschev/Partee formulierte Modell des perspektivischen Zentrums, konkreter das Konzept der *Location* (LOC) heran (sie spricht von einer *salient location*, vgl. Kagan 2013: 128), die in einem Existenzsatz immer vorhanden ist, aber nicht zwingend explizit genannt werden muss. Wird nun einem Eigennamen in einer negierten Aussage der Genitiv zugewiesen, so bedeutet dies nicht, dass der Referent/die Referentin des Eigennamens in der realen Welt nicht existiert; es bedeutet lediglich, dass er/sie in der gegebenen LOC nicht anwesend ist. Ähnliches gilt für Sätze, in denen Perzeptionsverben als Prädikate dienen: Die Aussage bzw. Proposition des Satzes wird dann durch die Sinne des „wahrnehmenden Subjekts" perzipiert. Ist eine Person (und linguistisch gesehen damit der Referent eines Eigennamens) nicht „im Blickfeld" und somit in der LOC des wahrnehmenden Subjekts, so ist die Genitivmarkierung des Eigennamens erlaubt. Hier wird deutlich, in wie vielen Punkten sich die unterschiedlichen VertreterInnen der GenNeg-Forschung einig sind.

Der letzte Punkt, den Kagan in ihrer Formulierung des irrealen Genitivs unterstreicht, sind dessen grammatikalische Parallelen mit dem Konjunktiv. Aus der Annahme der weiter oben beschriebenen relativen Existenzpräsupposition (REC), die den irrealen Genitiv als nominales Pendant zum verbalen Konjunktiv versteht, folgt, dass diese beiden sprachlichen Kontexte einige Eigenschaften gemein haben. Die erste dieser Eigenschaften ist die schon erschöpfend beschriebene fehlende Existenzpräsupposition. Die beiden Sätze in (54) sind somit aus semantischer Sicht als Äquivalente anzusehen, in denen einerseits die Proposition „es war kalt", andererseits der Referent dieses Temperaturnomens, „die Kälte", über keine Existenzpräsupposition verfügen:

(54) a. Ivan ne čuvstvoval, čtoby bylo cholodno.
Ivan NEG fühlte dass.KONJ war kalt
‚Ivan fühlte nicht, dass es kalt war/gewesen wäre.'

b. Ivan ne čuvstvoval cholod-a.
Ivan NEG fühlte Kälte-GEN
‚Ivan fühlte/spürte keine Kälte.'

(Kagan 2013: 133)

2.3 Ein multifaktorieller Ansatz der Kasuswahl Nom/Gen

Die bisher vorgestellten und diskutierten Ansätze verdeutlichen, dass es nicht an theoretischen Modellierungen und Herangehensweisen mangelt, wenn es darum geht, das Phänomen GenNeg und die Kasusalternationen NOM/GEN und AKK/GEN zu erklären. Auch die Untersuchung von Renee Perelmutter (2005) reiht sich in den Kanon der GenNeg-Forschung ein, wurde (bisher) allerdings nicht so stark rezipiert wie die oben

beschriebenen Ansätze. Ihre Analyse zeichnet sich dadurch aus, dass sie in gewisser Weise ein unbeschriebenes Blatt darstellt, da sie nicht explizit an zuvor mehr oder weniger stark etablierte theoretische Fragmente der GenNeg-Forschung anknüpft (sie erkennt durchaus das existierende Forschungsfeld an, baut aber nicht wesentlich auf bisherige Erkenntnisse auf), sondern einen Aspekt des Phänomens unvoreingenommen aus einer neuen Perspektive untersucht.

Perelmutter beschäftigt sich ausschließlich mit Existenzsätzen, d. h. konkret mit der NOM/GEN-Alternation in der Subjektposition negierter Existenzsätze. Sie geht der Frage auf den Grund, warum belebte, referenzielle Subjekte – u. a. Eigennamen – häufiger mit dem Genitiv als mit dem Nominativ markiert werden. Die Beschränkung der Untersuchung auf belebte und referenzielle NPs rührt daher, dass unbelebte Subjekte – so Perelmutters Behauptung – in negierten Existenzsätzen obligatorisch im Genitiv auftreten und es zu keiner Alternation kommt. Um diese beiden Typen voneinander abzugrenzen, bezeichnet sie jene Sätze, in denen eine NOM/GEN-Alternation möglich ist, als *Abwesenheitskonstruktionen* (*absence clauses*) und unterscheidet GACs (*genitive absence clauses*) und NACs (*nominative absence clauses*).

Laut Perelmutter (2005: 321) kann diese Alternation nicht durch einen einzelnen Faktor erklärt werden. Vielmehr handle es sich um das komplexe Zusammenspiel mehrerer Faktoren. Diese seien nicht symmetrisch und operieren auf unterschiedlichen linguistischen Ebenen – von Teilsätzen über Sätzen bis hin zum ganzen Text – und beziehen sich nicht nur auf strukturelle Elemente, sondern berücksichtigen auch – womit sich dieser Ansatz stark von den bisher beschriebenen abhebt – die emotionale Verfassung bzw. Haltung und die individuelle Sichtweise (*point of view*) der sprechenden Person. Ein einziger dieser Faktoren ist nicht ausreichend, um die Kasuswahl in allen Fällen zu erklären; stattdessen ist es eben dieses vorgeschlagene Faktorenbündel, so Perelmutter, das die Kasuswahl effizienter erklären und prognostizieren kann.

Zwei Elemente sind in Perelmutters Analyse von Abwesenheitskonstruktionen wesentlich: ein sogenannter (1) *Lokus* (Pl. *Loki*), womit ein konkreter, in manchen Fällen auch abstrakter Ort gemeint ist, an/in dem sich eine (2) *abwesende Person* zu einem gewissen Zeitpunkt nicht befindet. Diese Konzepte erinnern stark an LOC und THING im perspektivischem Zentrum von Borschev/Partee, und tatsächlich ergeben sich mehrere Parallelen zwischen den beiden Analysen. Diese beiden in Abwesenheitskonstruktionen enthaltenen Elemente können nun jeweils über eine von zwei Merkmalsausprägungen verfügen: So können sowohl der Lokus als auch die abwesende Person entweder (i) individuiert oder (ii) nicht-individuiert sein, womit auch hier wieder der Begriff der Individuation zentral ist. Im Falle eines nicht-individuierten Lokus spricht Perelmutter terminologisch von einem *existenziellen* Lokus. Dadurch ergeben sich vier logische Kombinationen, von denen im Folgenden zwei herausgegriffen und näher erläutert werden sollen. Anschließend werden die von Perelmutter postulierten Nominativstrategien präsentiert.

2.3.1 Individuierter Lokus, nicht-individuierte abwesende Person

Perelmutter stellt fest, dass eine Kasusalternation NOM/GEN nur bei individuierten abwesenden Personen auftritt; ist die abwesende Person nicht-individuiert, so ist eine Genitivmarkierung obligatorisch. Im Falle der Kombination eines Lokus und einer sich darin *nicht* befindenden abwesenden Person liegt also der Defaultfall eines Existenzsatzes vor und das Subjekt – die abwesende Person – wird mit dem Genitiv ausgedrückt. Dies entspricht der LOC als perspektivischem Zentrum in Borschev/Partees Modell: BE(LOC, THING). Die Unterscheidung zwischen individuiertem und existenziellem Lokus entspräche einer weiteren Unterteilung der LOC: Ein existenzieller Lokus muss nicht zwingend expliziert werden (und wird dann implizit als „... in der Welt" verstanden), kann aber durchaus auch mit globalen lokalen Angaben wie *v mire* „in der Welt", *na zemle* „auf der Erde" etc. ausgedrückt werden. Individuierte Loki sind *per definitionem* konkreter, bspw. *doma* „zuhause", *v Moskve* „in Moskau", und müssen im Gegensatz zu existenziellen Loki immer expliziert werden. Perelmutter führt als Beispiel für die Kombination individuierter Lokus + nicht-individuierte abwesende Person eine längere Textstelle an, von der hier nur der letzte Satz reproduziert wird:

(55) Passažir-ov v mašine ne byl-o.
Passagiere-GEN.PL im Auto NEG war-N.SG
‚Im Auto befanden sich keine Passagiere.'
(Perelmutter 2005: 324)

Der Satz in (55) wird nicht nur als Aussage über das Auto, den individuierten Lokus, verstanden, sondern die Proposition „es gab keine Passagiere" wird als Eigenschaft dieses Lokus interpretiert: AUTO(über keine Passagiere verfügend). Diese Art der Betrachtung geht sogleich – wenn auch nur teils – mit der Property-Type-Hypothese konform. Die NP *passažiry* „Passagiere" bezeichnet somit keine Individuen mehr, sondern nur mehr eine Eigenschaft: „[I]t is a feature of the car that it can have passengers. [...] The fact that it does not contain any individuals is an accidental property of the locus in this particular situation" (Perelmutter 2005: 325).

2.3.2 Individuierter Lokus, individuierte abwesende Person

Sind sowohl der Lokus als auch die abwesende Person individuiert, so muss laut Perelmutter der Existenzsatz mit einem anderen Ereignis oder einer anderen Situation koordiniert sein, in der die Aussage über die Abwesenheit einer Person relevant ist. Oftmals besteht folglich eine kausale Beziehung zwischen der Abwesenheit einer Person an einem gewissen Ort und einer anderen Situation, die dort stattfindet. Die Sätze in (56) verdeutlichen dies.

In diesem Kontext wird der GenNeg in (56b), wo er einen individuierten Referenten markiert, dadurch ermöglicht, dass im Satz davor bereits eine Aussage über ebendiesen getroffen wird. Mehr als das: In (56a) wird der Sprecher/die Sprecherin befördert, obwohl er/sie „zu diesem Zeitpunkt" nicht „in Moskau" (= individuierter Lokus) ist. Hier werden die beiden Situationen temporal koordiniert: Es geht also darum, dass

der Referent zu jenem Zeitpunkt, in dem er befördert wurde, nicht an dem Ort anwesend war, an dem ebendies geschah.

(56) a. Menja vybrali na ėtu dolžnost', ne sprosiv moego soglasija.
ich.GEN wählten aus für diesen Posten nicht gefragt habend meine Zustimmung
‚Sie wählten mich für diesen Posten aus, ohne nach meiner Zustimmung gefragt zu haben.'

b. Menja v ėto vremja voobšče ne byl-o v Moskve.
ich.GEN zu dieser Zeit überhaupt NEG war-N.SG in Moskau
‚Ich war zu dieser Zeit überhaupt nicht in Moskau.'

(Perelmutter 2005: 325)

Erwähnenswert sind an dieser Stelle auch einige sprachliche Kontexte, die Perelmutter *semantische Muster* nennt und die wie das obige Beispiel jeweils aus einer Abwesenheitskonstruktion sowie einem koordinierten Ereignis bestehen. Ihnen allen ist gemein, dass sie auf ein Ereignis reagieren, dass sich während der Abwesenheit vollzog. Die Art dieser Reaktion ist im Konkreten unterschiedlicher Natur: Es kann sich dabei um die (1) Formulierung von Ausreden handeln, (2) Alibis, (3) den Ausdruck des Unwissens über eine Information, die während der Absenz aufgekommen ist, sowie (4) eine emotionale Reaktion auf die (eigene) Abwesenheit, meistens Reue oder Schuldgefühle. Dies sind nur einige der möglichen semantischen Muster, die von Perelmutter (2005: 328ff.) beschrieben werden.

Zudem besteht die Möglichkeit, dass die individuierte abwesende Person nicht mit einem anderen Ereignis koordiniert wird, sondern mit einem anderen Individuum, das während der Abwesenheit der abwesenden Person im individuierten Lokus sehr wohl anwesend ist/war. Der „koordinierte Referent" steht dabei im Nominativ, während die abwesende Person im Diskurs in den Hintergrund rückt und mit dem Genitiv markiert wird. Dieser Fall trifft sogar ein, wenn der Sprecher selbst die im Satz bezeichnete abwesende Person ist, wie in (57):

(57) Vy ne slyšali moego golosa potomu čto menja tam ne byl-o.
Sie nicht hörten meine Stimme weil ich.GEN dort NEG war-N.SG
‚Sie hörten meine Stimme nicht, weil ich nicht dort war.'

(Perelmutter 2005: 331)

2.3.3 Nominativstrategien

Unter dem Begriff *nominative strategy* versteht Perelmutter jene Kontexte, in denen SprecherInnen sich aus bestimmten Gründen dazu entscheiden, die abwesende Person in einer Abwesenheitskonstruktion mit dem Nominativ zu markieren. Sie geht davon aus, dass dies Kontexte sind, in denen die abwesende Person nie ihre zentrale Stellung im Diskurs verliert und identifiziert zwei zugrundeliegende Motivationen, die oftmals kombiniert werden: (1) die *attributive* sowie die (2) *kohäsive* Motivation.

Im Fall der (1) attributiven Motivation werden Aussagen über die abwesende Person getroffen: „[T]he absence or its components (such as the locus) are perceived as part of the individual's domain, i. e. they are interpreted as one of the individual's personal attributes or as part of his/her experience" (Perelmutter 2005: 336). Ein Satz

des Typs ‚Person$_{NOM}$ war noch nie an Ort Y' ist somit bspw. ein syntaktisches und semantisches Muster, in dem ‚war noch nie an Ort Y' als Eigenschaft der ‚abwesenden Person' verstanden wird (vgl. den Satz *Ja-NOM ne byl v Pariže* „Ich war nicht in Paris", in dem die LOC unwichtig ist und es nur darum geht, dass der Sprecher noch nicht dort war, vgl. Guiraud-Weber 1984: 96). Demgegenüber geht es bei der (2) kohäsiven Motivation um einen gesamten Text und die Relevanz der abwesenden Person (bzw. der Person, die an bestimmten Stellen des gesamten Textes an einem gegebenen Ort nicht anwesend ist) darin. Perelmutters Fazit scheint hier also zu sein: Je diskursprominenter ein Referent, desto wahrscheinlicher ist, dass er mit dem Nominativ markiert wird.

Ihren multifaktoriellen Ansatz fasst Perelmutter (2005: 344) wie folgt zusammen:

> [M]ultiple factors [...] can play a role in the speaker's choice of case, among them clause-level parameters – individuation of absentee, the nature of a locus (individuated, existential, geographical label, etc.), specification of timeframe (coordination, duration); text-level phenomena such as focusing and cohesion; emotional attitude and point of view; common semantic templates; and some additional phenomena such as syntactic parallelism and peculiarities of a translated text.

2.4 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden die wesentlichen Strömungen und Ansätze der Semantikforschung zum GenNeg vorgestellt. Bereits Mitte der 1970er-Jahre wurden erste Arbeiten publiziert, die ausschließlich semantische Merkmale dieser Konstruktion untersuchten und bis heute wenig an Relevanz eingebüßt haben. Vorerst lag der Fokus dabei besonders auf den Nomen bzw. NPs, die mit dem Genitiv markiert werden können. Welche semantischen Eigenschaften werden durch die Genitivmarkierung ausgedrückt bzw. umgekehrt: Welche Eigenschaften müssen vorliegen, um eine Genitivzuweisung überhaupt erst zu lizensieren? Timberlake (1975) versuchte, diese Fragestellung mithilfe von Hierarchien zu beantworten: Die Ausprägung gewisser Parameter – Definitheit, Belebt-/Beseeltheit, Numerus, Art des Nomens etc. –, die jeweils für sich genommen entweder den Akkusativ bzw. Nominativ oder aber den Genitiv bedingen, führte in Summe zu einem gewissen Grad an Individuation, der ausdrückt, wie sehr ein Partizipant einer Handlung als Individuum wahrgenommen wird und in welchem Ausmaß er am Ereignis teilnimmt. Dieser Gedanke geht auf Jakobson zurück, der im Genitiv jenen Kasus sah, der widerspiegelt, wie sehr ein Argument am Ereignis involviert ist. Der Hierarchien-Ansatz von Timberlake weist jedoch einige markante Schwachstellen auf, vorrangig die fehlende Erklärung für jene Fälle, in denen hochindividuierte Nomen wie Eigennamen mit dem Genitiv markiert werden können. Einige andere Untersuchungen behandelten gewisse semantische Konzepte, so auch die Analyse von Babyonyshev/Brun (2002), in der es um die Spezifizität ging. Die beiden Forscherinnen fanden heraus, dass sich das entscheidende Kriterium für die Verwendung des GenNegs von einer SprecherInnen-Generation zur nächsten systematisch verändert hat: Hing die Verwendung zuvor (und in älteren Generationen tut sie das nach wie vor) von der Definitheit der NP ab, so ist nun – eben v. a. bei

jüngeren SprecherInnen – die Spezifizität entscheidend. Dies ist insofern bemerkenswert, als das Konzept der Spezifizität kein rein semantisches ist, sondern wesentlich durch den Diskurs und dessen PartizipantInnen beeinflusst wird. Außerdem verfügt das Russische über keine overten grammatikalischen Mittel, um Spezifizität oder Definitheit zu kennzeichnen. Deshalb bleibt die Interpretation einer NP als spezifisch oder unspezifisch immer eine Entscheidung auf individueller Ebene.

Der Zeitpunkt, an dem Vladimir Borschev und Barbara H. Partee begannen, sich wissenschaftlich mit dem GenNeg auseinanderzusetzen, stellt einen einschneidenden Moment in der GenNeg-Forschung dar. Die Erkenntnis, dass dieses seit Anfang des 20. Jahrhunderts erforschte Thema noch genügend offene Fragen bereit hielt, die aus der Sicht der formalen Semantik fruchtbare Untersuchungsgegenstände darstellen würden, war der Anreiz für die beiden, der Ende der 1990er- und Anfang der 2000er-Jahre zur Erarbeitung des Modells des *perspektivischen Zentrums* führte. Die kritische Rezeption der wegweisenden Monographie von Babby (1980), in der eine informationsstrukturelle Grundlage für die Zuweisung des GenNeg postuliert wurde, führte zu einer wesentlichen Modifikation: Der Subjekt-GenNeg tritt demnach ausschließlich in Existenzsätzen auf, die über drei Elemente verfügen: ein existenzielles Verb, schematisiert BE genannt, das sowohl ein zu *byt'* „sein" synonymes Verb als auch ein ganz anderes Verb sein kann, in diesem Kontext allerdings eine Desemantisierung erfährt; eine explizite oder implizite lokale Angabe, die LOC; eine Entität, über deren Anwesenheit oder Nicht-Anwesenheit (bzw. Existenz oder Nicht-Existenz) im Existenzsatz eine Aussage getroffen wird: das THING. Borschev/Partee interpretieren die Produktion von Existenzsätzen als eine Art *Diathese*, d. h. SprecherInnen steht frei, wie sie einen Satz ausdrücken wollen und welche Elemente sie hervorheben oder (bzgl. ihrer Zentralität im Diskurs) abwerten wollen. In Existenzsätzen ist die LOC das perspektivische Zentrum, d. h. die Handlung wird aus der Perspektive ihres Schauplatzes (der aber nicht konkret sein muss, sondern auch eine allgemeine – teils wie erwähnt sogar nur implizite – Angabe wie „in der Welt" sein kann) betrachtet. Das THING muss in diesem Schauplatz nicht zwingend existieren. Wird seine Existenz in einem negierten Existenzsatz verneint, so wird die NP, die auf das THING referiert, mit dem GenNeg markiert. Dieser Ansatz war insofern zukunftsweisend, als er die größte Schwachstelle bisheriger semantischer Analysen des GenNegs zumindest teils eliminierte: Da die Existenz des THING in einem Existenzsatz immer nur relativ zur jeweiligen LOC verstanden wird, können auch hochindividuierte NPs wie Eigennamen im Genitiv auftreten: Die Genitivmarkierung drückt dabei nicht aus, dass für das Nomen kein Referent existiert, sondern lediglich, dass der Referent nicht in der jeweiligen LOC existiert.

Dieser Erfolg in der Untersuchung des Subjekt-GenNegs motivierte das Forscherpaar dazu, gemeinsam mit anderen wichtigen Persönlichkeiten der GenNeg-Forschung auch der Semantik der zweiten Unterart auf den Grund zu gehen: dem Objekt-GenNeg und, da dieser in der syntaktisch gleichen Position auftritt, dem Gen-Int. Ausgehend von der Frage, was in diesen Fällen den entscheidenden semantischen Unterschied zwischen Akkusativ- und Genitiv-NPs ausmacht, formulierten sie die

sogenannte Property-Type-Hypothese und postulierten damit, dass die beiden Kasusmarkierungen mit unterschiedlichen semantischen NP-Typen korrelieren: Während der Akkusativ meistens Individuen bezeichnet, d. h. NPs des Typs e, aber teilweise auch Merkmale bzw. Eigenschaften, also NPs des Typs <e, t>, steht der Genitiv ausschließlich für Eigenschaften. Da aber durchaus Nomen mit dem Genitiv markiert werden, die Individuen bezeichnen, muss es vorerst zu einer Verschiebung von einem Typ zum anderen kommen. Alle Arten der Typverschiebung haben gemeinsam, dass sie am Ende nur mehr einen Teil des Individuums bzw. der Entität meinen, die sie eigentlich bezeichnen. Das Beispiel *Ja ne ljublju ėtoj pevicy* „Ich mag diese Sängerin nicht" wurde nach diesem Prinzip so interpretiert, dass die mit dem Genitiv markierte NP *ėtoj pevicy* nicht mehr als „diese Sängerin", sondern „eine/die Eigenschaft(en) dieser Sängerin" gelesen wurde. Nur eine solche Interpretation erlaubt, dass die Negation des Verbs *ljubit'* „lieben" eine Genitivmarkierung des menschlichen Objektarguments zulässt. Dieses Beispiel ist jedoch kritisch zu betrachten, da manche InformantInnen es als ungrammatisch empfinden, so auch zwei der L1-InformantInnen, die ihre linguistischen Intuitionen für die vorliegende Arbeit zur Verfügung stellten.

Eine weitere Bekräftigung für die Property-Type-Hypothese ist die Tatsache, dass eine weitere Forscherin unabhängig von der Forschergruppe um Borschev/Partee zu ähnlichen Erkenntnissen gelangte: Olga Kagan arbeitete nach und nach ein Modell aus, das nicht nur die semantischen Eigenschaften des (Objekt-)GenNegs, sondern auch jene des GenInts zu erklären versucht, zwei Phänomene, die sie unter dem Begriff des *irrealen Genitivs* zusammenfasst. Die beiden wesentlichen Merkmale, die nach ihr vorliegen müssen, um eine Genitivmarkierung zu lizensieren, sind die Verschiebung des NP-Typs zum Typ <e, t> sowie das Fehlen einer Existenzpräsupposition (entweder absolut oder – in intensionalen Kontexten – relativ). Dies bedeutet, dass weder beim GenNeg noch beim GenInt davon ausgegangen werden kann, dass der Referent der Genitiv-NP existiert. Kagans Beitrag ist insofern der fortschrittlichste, als er auf elegante Weise die bisherigen Errungenschaften der GenNeg-Forschung auf das Wesentliche herunterbricht und damit ein neues Gesamtbild der semantischen Eigenschaften formt.

Schließlich wurde der Beitrag von Perelmutter (2005) vorgestellt, der exemplarisch aus unzähligen weiteren Analysen gewählt wurde und dazu diente, die Relevanz des Kontextes, des Diskurses und der jeweiligen am Diskurs beteiligten Personen aufzuzeigen. Nicht nur semantische Eigenschaften (und zugrundeliegend selbstredend auch syntaktische) spielen so bei der Kasuswahl eine Rolle, sondern auch die Präferenzen der SprecherInnen, das Register, in dem sie sich gerade sprachlich bewegen, ihr Alter und in erster Linie selbstverständlich der Inhalt, den sie gerne mit sprachlichen Mitteln ausdrücken würden. Dieser Ansatz trug damit ebenso dazu bei, die Kasusalternation NOM/GEN besser zu verstehen.

An dieser Stelle könnte eine Vielzahl weiterer Untersuchungen zum GenNeg vorgestellt werden, so bspw. ein situationssemantischer Ansatz von Geist (2015) oder ein integrationslinguistischer Ansatz von Lieb/Friedrich (2011), ganz abgesehen von den zahlreichen syntaxzentrierten Arbeiten, die oftmals nur Teilaspekte des Phänomens

herausgreifen und genauer beleuchten. Aufgrund des begrenzten Umfangs einer Masterarbeit sowie des Fokus auf die Semantik des GenNegs sei jedoch an dieser Stelle auf die Fachliteratur selbst verwiesen.

3. Eine Re-Analyse des Genitivs der Negation

Dieses Kapitel stellt nun neben der systematischen Sammlung und Darstellung der bisherigen zentralen Erkenntnisse zum GenNeg den innovativen Teil der vorliegenden Arbeit dar. In ihm werden einige markante Beispiele, die von den zentralen WissenschaftlerInnen als Allgemeingut der GenNeg-Forschung empfunden werden, einer kritischen Überprüfung unterzogen, die nicht nur einen einzelnen Analyseansatz, sondern alle zentralen und dominanten Ansätze berücksichtigen soll, womit die Gewinnung eines abstrahierten Gesamtbilds der primitiven semantischen (sowie womöglich syntaktischen) Eigenschaften des GenNegs angestrebt wird. Hierbei sollen u. a. auch jene Lücken der Forschung zum Teil geschlossen werden, die dadurch entstanden sind, dass manche Ansätze sich ausschließlich auf einen Subtyp des GenNegs beschränkten. Außerdem werden auch Erkenntnisse zum GenInt – von dem gezeigt werden konnte, dass er sich in zahlreichen Aspekten dem GenNeg sehr ähnlich verhält – im Rahmen der Analyse herangezogen.

Vor ebendieser sollen jedoch noch einmal die offenen Fragen der GenNeg-Forschung hervorgehoben werden, die in Folge als Anhaltspunkt und Orientierung dienen sollen.

3.1 Offene Fragen

Wie der umfangreiche, aber natürlich keineswegs vollständige Forschungsüberblick des vorhergehenden Kapitels gezeigt hat, brachte die bisherige Beschäftigung mit dem Thema GenNeg zahlreiche Theorien hervor, die allerdings jeweils Teilaspekte beleuchten und damit nur gewisse Fragen beantworten sowie meistens neue aufwerfen. Es gilt also nun, diese theoretischen Fragmente in ein Gesamtbild einzufügen und zu überprüfen, inwiefern sie sich ergänzen oder eventuell widersprechen und ob ein kleinster gemeinsamer Nenner semantischer Natur zu erkennen ist. Dieser Ansicht ist auch Harves (2013: 660), wenn sie in einem zusammenfassenden Überblicksartikel das anzustrebende Ziel der GenNeg-Forschung wie folgt formuliert: „Given the syntax and semantics of Gen-Neg, the biggest challenge that we now face is putting all of the generalizations together in a coherent fashion." Einige der zentralen Fragestellungen, die sich direkt daraus im Hinblick auf den aktuellen Forschungsstand ergeben, sind die folgenden:

> How does [Borschev/Partee's, D. M.] perspectival structure interface with the syntax? Is there a way to reconcile type-shifting analyses with the morphosyntactic constraints on Gen-Neg? […] When and where does type-shifting take place? When is perspectival structure established? When and where does case assignment take place? […] If case is ultimately morphosyntactic in nature, how does the semantics interact with this module of grammar in such a way as to determine case assignment? (Harves 2013: 660)

Wie aus diesen Fragen deutlich hervorgeht, sind also nicht mehr unbedingt neue Antworten und Erklärungen gefragt, sondern tatsächlich lediglich eine globalere Be-

trachtung sowie eine Inbezugsetzung der einzelnen Beiträge im gesamtheitlichen Kontext.

3.2 Methodisches Vorgehen

Das Desideratum der Integration der verschiedenen GenNeg-Forschungsansätze verlangt zunächst nach einer Analyse sprachlicher Daten, die überprüft, inwiefern diese Theorien, Hypothesen und Ansichten auf strukturell unterschiedliche Beispiele angewandt werden können und dabei ihre Gültigkeit bewahren, v. a. im Hinblick darauf, dass in der einschlägigen Literatur oftmals nur wenige und zudem konstruierte Beispiele dazu instrumentalisiert werden, die erklärende Kraft einer gewissen These zu unterstreichen, Gegenbeispiele bzw. kritisch zu diskutierende Beispiele aber nicht oder nur am Rande genannt werden. Gleichzeitig soll getestet werden, ob die Ansätze komplementär sind oder sich widersprechen. Interessant sind dann selbstredend v. a. jene Aspekte, in denen Uneinigkeit herrscht. Ein weiterer Grund für die Relevanz einer umfassenden Analyse mehrerer Beispiele mithilfe der verschiedenen Ansätze ist, dass einige von ihnen im Rahmen der Untersuchung des Objekt-GenNegs, andere von ihnen hingegen in der Subjekt-GenNeg-Forschung konzipiert wurden. Hier stellt sich nun vorrangig die oftmals aufgeworfene Frage, ob es sich bei den beiden Konstruktionen und Kasusalternationen um ein und dasselbe Phänomen (in strukturell anderen Positionen) handelt oder ob sie doch zu verschieden sind, um eine Analyse unter denselben Gesichtspunkten zu erlauben. Eine konkretere Frage ist diesbezüglich natürlich, inwiefern sich die semantischen Eigenschaften der beiden Konstruktionen unterscheiden.

Die Analyse, die im Rahmen dieses Kapitels durchgeführt werden soll, stößt jedoch ebenfalls schnell an die Grenzen ihrer Erklärungs- und Aussagekraft, ein Defizit, das hier gleich bewusst vorweggenommen werden soll. Zunächst ist anzumerken, dass es aufgrund des Umfangs einer Abschlussarbeit wie dieser nicht möglich ist, hinreichend viele Beispiele zu untersuchen, v. a. aus dem Grund, dass die qualitative Analyse jedes einzelnen Beispiels nicht kursorisch, sondern umfassend und eingehend ausfallen soll und eine detaillierte Analyse einer repräsentativen Anzahl von Beispielen jeglichen Rahmen sprengen würde. Es kann sich also lediglich um eine Fallstudie einiger markanter Beispiele handeln, deren multiperspektivische Analyse aber dennoch deutlich auf die zugrundeliegenden Grundprinzipien des GenNegs hindeuten soll.

Das Korpus setzt sich aus zehn Beispielsätzen zusammen, von denen neun der Fachliteratur zum Thema GenNeg entnommen sind. Diese Beispiele stellen einerseits insofern „Musterbeispiele“ dar, als sie in einigen Fällen für das Beweisen (bzw. die Bekräftigung) der Gültigkeit einer These herangezogen wurden, andererseits finden sich ebenso Grenzfälle darunter, die als problematisch gekennzeichnet wurden. Partee nannte einige dieser Beispiele in ihren aktuellsten Aufsätzen zum Thema „Gemeineigentum“, da sie immer wieder herangezogen werden, um das Phänomen des GenNegs darzustellen. An dieser Stelle ist natürlich die Problematik der Natur dieser Beispiele hervorzuheben: Wie oben erwähnt, stellen sie in vielen Fällen konstruierte Äußerun-

gen dar, die der introspektiven Sprachintuition des jeweiligen Forschers/der jeweiligen Forscherin entstammen (der/die zudem nicht immer Muttersprachler/in sein muss) und zu einem ganz bestimmten Zweck verwendet wurden. Dieser Tatsache soll damit entgegengewirkt werden, dass eben auch die anderen theoretischen Ansätze an denselben Beispielen getestet werden.

Um weiter zu überprüfen, ob diese Beispiele für den tatsächlichen Sprachgebrauch repräsentativ sind, sollen strukturell ähnliche Beispiele im russischen Nationalkorpus (*www.ruscorpora.ru*, in Folge abgekürzt als RNK) gesucht und – so sie existieren – angeführt werden. Die Anzahl der Treffer im Korpus sowie teilweise auch in den normativ weniger geprägten Suchmaschinen *Google* und *Yandex* – die mit Treffern aus weitaus mehr „Textsorten" aufwarten – soll als (vorsichtig interpretiertes) Indiz dafür dienen, ob sprachliche Äußerungen in der Form der analysierten Beispiele in der realen Sprachpraxis vorkommen. Außerdem sollen zuletzt mithilfe von InformantInnen Grammatikalitätsurteile elizitiert werden, deren Aussagekraft jedoch aufgrund der geringen Anzahl an verfügbaren InformantInnen ebenfalls als zweifelhaft gekennzeichnet werden muss. Obwohl die Grammatikalitätsurteile aufgrund der geringen Anzahl nicht als „Verifizierung" für die Grammatikalität eines Satzes herangezogen werden können, was im Grunde auch für die Ungrammatikalität gilt, so genügt hier bereits die Intuition einer einzigen Person, um ein Beispiel als fragwürdig einzustufen und in Bezug auf die Faktoren, die schwankende Grammatikalitätsurteile bedingen könnten, näher zu betrachten.

Im Einzelnen sollen an den Beispielen folgende Ansätze angewandt werden: (1) das perspektivische Zentrum nach Borschev/Partee, die (2) Property-Type-Hypothese nach Borschev et al., die bereits eine der beiden Komponenten des (3) irrealen Genitivs nach Kagan enthält, der ebenfalls einer Überprüfung unterzogen wird. Zusätzlich wird – in manchen, aber nicht allen Fällen – der (4) multifaktorielle Ansatz von Perelmutter besprochen. Die NP-Semantik soll mithilfe der (5) Parameter und deren Hierarchien von Timberlake untersucht werden, wobei auch die Studie zur Spezifizität von Babyonyshev/Brun berücksichtigt werden soll, die VP-Semantik mithilfe unterschiedlicher Ansätze, allen voran dem (6) lexikosemantischen Ansatz nach Robblee, aber auch mithilfe von Erkenntnissen Padučevas, die die für eine Genitivmarkierung des Arguments wesentlichsten Eigenschaften des Verbs untersuchte.

Eine Glossierung der Beispiele wie auch im vorangehenden Kapitel soll die grammatikalischen Eigenschaften der relevanten Satzbestandteile sichtbar machen, die eine Rolle in der Lizensierung der Genitivmarkierung spielen können.

Eine abschließende Diskussion soll schließlich die besonderen Erkenntnisse der Analyse sammeln und kritisch hinterfragen.

3.3 Qualitative Analyse ausgewählter Beispiele

3.3.1 Subjekt-GenNeg

Beispiel 1: Кефира в магазине не было.

(i)	Kefir-a	v magazin-e	ne	by-lo
	Kefir-GEN.SG	im Geschäft	NEG	sein.3P.SG.PRÄT.IMPERF-N
	THING	LOC		BE

‚Es gab keinen Kefir im Geschäft.‘

(Borschev/Partee 2002a: 193)

Bei diesem Beispiel handelt es sich eindeutig um einen Existenzsatz mit den Elementen THING (*kefira*), BE (*byt’* bzw. *bylo*) und LOC (*v magazine*). Es stammt aus den Arbeiten von Borschev/Partee und dient der Modifizierung von Babbys informationsstrukturellem Ansatz. Zur Erinnerung: *Kefira*-GEN „Kefir“ stellt in diesem Satz dann für die Hörerin/den Hörer alte Information dar, wenn ‚er‘ bereits in einem vorhergehenden Satz als Diskursreferent eingeführt wurde. Dennoch fungiert die NP hier als Rhema, was vielen Arbeiten der Informationsstrukturforschung widerspricht, die dieses Konzept mit neuer Information gleichsetzen (sowie Thema mit alter, bekannter Information). In der späteren Revision von Babbys Ansatz macht dieser selbst den essenziellen Skopus der Negation – jenen Wirkungsbereich, in dem eine NP im GenNeg realisiert wird – nicht mehr am Rhema fest, sondern definiert ihn syntaktisch. Die syntaktische Struktur der relevanten Negationsphrase NegP, die nun den Skopus der Negation darstellt, lautet: [ne [V(P) NP_{GEN}]$_{VP}$]$_{NEGP}$. Babby erklärt eingehend, dass das Subjekt eines solchen Satzes in einer invertierten Position basisgeneriert wird, d. h. von Anfang an rechts vom Verb steht. In diesem Fall würde diese Negationsphrase also wie folgt aussehen: [ne [bylo kefira-GEN]$_{VP}$]$_{NEGP}$. Der Satz, wie er oben genannt ist, ist in dieser Hinsicht markiert, da das Subjekt augenscheinlich nicht rechts vom Prädikat realisiert wird, sondern linksverschoben ist. Unmarkiert würde dieser Satz etwa *Ne bylo kefira* lauten, wobei die nicht obligatorisch zu nennende LOC *v magazine* als Adjunkt sowohl links als auch rechts dieses Satzkerns stehen kann, was wiederum nicht unwesentlich vom sprachlichen Kontext und einer eventuell vorherigen Einführung des Geschäfts in den Diskurs sowie der kommunikativen Absicht der sprechenden Person abhängt; die Realisation der LOC am linken Satzrand würde andeuten, dass im Diskurs gerade das Geschäft im Fokus ist und darüber gesprochen wird, was es dort gibt. Eine rein hypothetische Nominativvariante, die in diesem Beispiel jedoch vermutlich nicht möglich ist, würde in ihrer unmarkierten Form am ehesten *?Kefir v magazine ne byl* lauten, d. h. die neutrale Position von Nominativsubjekten ist – anders als bei den ‚invertierten‘ Genitivsubjekten – links vom Verb, doch sind solche Aussagen in einer Sprache wie dem Russischen, das über eine relativ freie Satzstellung verfügt, ohnehin problematisch. Warum die Nominativvariante hier am ehesten nicht grammatisch und nur in ganz speziellen Kontexten denkbar ist, wird weiter unten erläutert.

Interessant ist nun eben das Testen der anderen semantischen Analysevorgehen, die in der Literatur vorgeschlagen wurden. Nach Kagan wird in diesem Fall lediglich

die relative Existenzpräsupposition aufgehoben, da zwar nicht verneint wird, dass es Kefir im Allgemeinen gibt (*in dieser Welt*), aber ausgesagt wird, dass es *im Geschäft* – als relativem modalen/lokalen Anker – zu diesem Zeitpunkt keinen gab/gibt. Spannender ist die Frage nach der Semantik der NP selbst. Hat sich der Typ der NP verschoben? Die Property-Type-Hypothese wurde v. a. im Hinblick auf den Objekt-GenNeg formuliert, doch trifft sie auch auf den Subjekt-GenNeg zu?[52] Denkbar wäre in diesem Fall eine metonymische Verschiebung, wie sie Borschev et al. (2008) beschrieben haben: Es wird nicht mehr der Kefir in seiner Gesamtheit gemeint, sondern nur mehr ein Teil – jener, der in einem konkreten Geschäft zu einem bestimmten Zeitpunkt lagernd ist. Es gäbe nach dieser Lesart so viele verschiedene Arten von Kefir, wie es Geschäfte auf dieser Welt gibt, die diesen führen – oder eben nicht führen – können. Auch andere Lesarten sind hier jedoch nicht ausgeschlossen.

Wie verhält es sich mit den Hierarchien von Timberlake? In dem vorliegenden sowie den folgenden Beispielen sollen für die relevanten NPs jeweils die Ausprägungen der von ihm festgelegten Parameter genannt werden: Begünstigen diese eine Genitivmarkierung, werden sie mit (+Gen) gekennzeichnet, während (-Gen) darauf hinweist, dass dieses Merkmal eher für eine Nominativ- bzw. Akkusativmarkierung spricht. *Kefir* ist ein Gattungsname (+Gen), ein konkretes Nomen (-Gen), ein Massennomen (+Gen) und tritt damit im Singular auf (-Gen), ist außerdem unbelebt (+Gen). Über die Definitheit kann diskutiert werden, doch weist v. a. die nichtkanonische Satzstellung mit der Linksverschiebung darauf hin, dass es sich bei *Kefir* um eine definite NP handelt (-Gen). Die Negation ist neutral (-Gen), *Kefir* stellt – ebenfalls aufgrund der Linksversetzung – ein topikalisiertes Subjekt dar (-Gen), das zudem nicht modifiziert ist (+Gen). Das simple (aber explizite, weil es sich hier um die Vergangenheitsform von *byt'* handelt) Prädikat steht im Indikativ (+Gen), die Satzart ist deklarativ (+Gen). Die anderen Hierarchien, die von Timberlake angeführt werden, spielen bei diesem Beispiel eine untergeordnete Rolle. Insgesamt sprechen also sechs Parameter für die Realisierung des Genitivs, fünf dagegen. Dies deutet darauf hin, dass dieses Beispiel insgesamt eine markierte Äußerung darstellt. Durch eine Modifikation der Wortstellung, sodass der GenNeg hinter dem Verb steht, könnte dieser Beinahe-Gleichstand stärker zugunsten des GenNegs und gegen den Nominativ entschieden werden.

Da auch Perelmutter (2005) sich ausschließlich mit der NOM/GEN-Alternation in Existenzsätzen (bzw. nach ihr *absence clauses*) beschäftigt, scheint auch eine Überprüfung ihrer Ideen an dieser Stelle fruchtbar. Die zwei Elemente, die laut Perelmutter in einer solchen Konstruktion obligatorisch sind, sind einerseits ein (1) Lokus, der in diesem Fall durch die PP *v magazine* ausgedrückt wird und somit individuiert ist (dies

[52] Hier soll darauf hingewiesen werden, dass diese Frage eigentlich schon beantwortet ist: Borschev et al. (2008) gehen aufgrund früherer Erkenntnisse – sie beziehen sich hier u. a. auf Padučeva (1985) und McNally (1992) – davon aus, dass die Subjekte in Existenzsätzen eine Interpretation als Typ <e, t> zulassen und sehen dies als Bekräftigung für die Formulierung ihrer Property-Type-Hypothese, die sie v. a. an Objekt-GenNeg-Beispielen illustrieren, die aber eben genauso für Subjekt-GenNeg-Vorkommen gelten soll.

korrespondiert mit einer expliziten, d. h. overt realisierten LOC bei Borschev/Partee), sowie eine (2) abwesende Person. Nun gibt es in diesem Beispiel keine abwesende Person, sondern lediglich eine nicht-existente unbelebte Entität. Nach Perelmutter wäre dieser Fall also bereits entschieden: Bei unbelebten NPs muss obligatorisch der Genitiv realisiert werden. Lässt sich also hier gar kein syntaktisches Minimalpaar mit der Alternative *?Kefir v magazine ne byl* bilden? Tatsächlich kann dieser Satz für Nicht-MuttersprachlerInnen des Russischen seltsam klingen, was von drei InformantInnen bestätigt wurde. Das Verb *byt'* wird in den seltensten Fällen als agentivisches Prädikat interpretiert, doch ist der Nominativmarkierung in diesem Beispiel die Implikation inhärent, dass der Kefir *aktiv* nicht anwesend war, insofern, als er irgendetwas anderes tat, d. h. es wird implizit eine kontrastierende Handlung mitgedacht. Also scheint die Unbelebtheit in diesem Fall eine nicht unentscheidende semantische Komponente darzustellen, die dem Genitiv den eindeutigen Vorzug gibt.

Doch ist auch relevant, dass es sich bei *kefir* sowohl um ein Gattungs- als auch um ein Massennomen handelt. In einem Kontext, in dem *kefir* zu einem gewissen Grad individuiert ist, da er bspw. definit und spezifisch ist, wäre eine Nominativmarkierung denkbar. So könnte die Bedeutung *Der (spezifische, aufgebrochene) Kefir ist dort (im Kühlschrank) nicht*, bspw. weil ihn jemand herausgenommen und aufgegessen hat, durchaus durch den Satz *Kefir tam ne byl* ausgedrückt werden.[53] Die Aussagen über die Belebtheit sind also zu überdenken. Gleichzeitig stellt sich die Frage, welche Art von Satz die Nominativalternative *Kefir tam ne byl* darstellt. Die Intonation eines solchen Satzes könnte Aufschluss darüber geben. Liegt der Satzakzent auf *tam*, so wird damit ein Kontrast ausgedrückt: *Der Kefir war nicht dort, sondern woanders*. Wird jedoch die NP selbst stärker betont, so resultiert dies in einem anderen Kontrast: *Der Kefir war nicht dort, dafür aber etwas anderes*. Interessanterweise führt Padučeva (2004: 467f., 2012) in einer Fußnote sehr ähnliche oppositionelle Beispiele an: *Butylki-GEN net v cholodilnike* sowie *Butylka-NOM ne byla v cholodilnike* „Die Flasche ist/war nicht im Kühlschrank"; sie behauptet in Folge, dass diese Beispiele unterschiedliche Arten von *Evidentialität* im Russischen illustrieren, eine linguistische Kategorie, die wie folgt definiert wird:

> In about quarter of the world's languages, every statement must specify the type of source on which it is based – for example, whether the speaker saw it, or heard it, or inferred it from indirect evidence, or learnt it from someone else. This grammatical category, whose primary meaning is information source, is called 'evidentiality'. (Aikhenvald 2004: 1)

Nachdem Padučeva anmerkt, dass das Russische prinzipiell über keine grammatikalischen Mittel verfügt, um die Kategorie der Evidentialität overt zu realisieren, das (semantische) Konzept allerdings dennoch vorhanden wäre, behauptet sie, dass die Kasusalternation im oben genannten Satzpaar als Ausdruck unterschiedlicher Evidentialität interpretiert werden könnte: Die Nominativ-NP, die mit dem Verb kongruieren

[53] Vielen Dank an Günter Leikauf, der diesen möglichen Kontext zur Verfügung stellte.

kann, markiert *inferenzielle Evidentialität*, d. h. dass die Person, die diesen Satz äußert, die Abwesenheit der Flasche im Kühlschrank nicht direkt wahrgenommen hat, sondern durch eine indirekte Quelle Rückschlüsse darauf zog, dass sie sich nicht dort befand; demhingegen zeigt die GenNeg-NP *direkte Evidentialität* an, was bedeutet, dass der Sprecher/die Sprecherin selbst sensorisch wahrgenommen hat, dass keine Flasche im Kühlschrank ist. Dieser Ausdruck von Evidentialität könnte eine pragmatische Motivation für die Verwendung des GenNegs im Gegensatz zu einer negierten Nominativ-NP sein, doch soll dies hier nur am Rande erwähnt werden, da eine systematische Untersuchung dieser Frage an dieser Stelle den Rahmen sprengen würde.

Die Fragestellung, warum in diesem Fall eine Nominativmarkierung v. a. in Bezug auf die Eigenschaft der Belebtheit dennoch so markiert anmutet und nur in speziellen Einzelfällen möglich scheint, ergibt sich auch bei einer Suche nach analogen Satzstrukturen im RNK. Eine Suche nach der Struktur Nomen(Nom, unbel) + v + Nomen(Präp) + ne + {byt'}[54] liefert 213 Kontexte (= Tokens) und 205 Dokumente (= Types).[55] Hier ist kritisch anzumerken, dass die grammatikalische Annotation des Korpus in vielen Fällen automatisch erstellt worden zu sein scheint, da er zahlreiche fehlerhafte Ergebnisse liefert: So werden viele maskuline Genitivformen, die auf *–a* enden, als feminine Nomen im Nominativ fehlklassifiziert. Es konnte in der Tat bei einer genauen Durchsicht der 213 Kontexte kein einziges Beispiel gefunden werden, das die oben genannte Struktur aufweist. Dies deutet also bereits auf die Konstruiertheit eines Satzes dieser Art hin. Belebte Nomen mit einer Nominativmarkierung sind demgegenüber sehr wohl in der topikalisierten Satzanfangsposition im Rahmen einer Negation anzufinden. Zwei Beispiele sollen hier genannt werden. Der Vorteil der Beispiele aus dem Korpus ist nun der vorhandene (wenn teilweise auch minimale) Kontext, der hier ebenfalls angeführt werden soll. Übersetzungen zu den Korpusbeispielen – die alle vom Verfasser dieser Arbeit stammen – werden in Fußnoten gegeben.

I. В армии постель заправляют? Папаня в армии не был. Кстати подскажи мальчику не расправлять кровать—заправлять не надо будет![56] (User *ysv*: Forum *Физическое наказание: «за» и «против»*, 2007)

II. И точно: недалеко от нашего дома стоял и, слава Богу, красуется сейчас собор Николы Морского, — Аннушка в нем не была ни разу.[57] (Марина Палей: *Евгеша и Аннушка*, 1990)

[54] Zu lesen als: Ein beliebiges unbelebtes Nomen im Nominativ, gefolgt von der Präposition *v* „in", nach der ein beliebiges Nomen im Präpositiv steht, auf die die Negationspartikel *ne* sowie eine Form des Verbs *byt'* „sein" folgen. Die Abstände zwischen den Wörtern betrugen immer 1, was bedeutet, dass alle diese Elemente direkt nebeneinander ohne eingeschobene Wörter gesucht wurden. Eine Ausweitung auf andere Präpositionen (nicht nur *v*) liefert mehr Ergebnisse, allerdings auch keinerlei relevanten Ergebnisse mit einem unbelebten Nomen.

[55] Die analoge Suche nach dem Genitiv in dieser Struktur liefert immerhin 1527 Kontexte in 1220 Dokumenten.

[56] „Macht man in der Armee das Bett? Vater gab es bei der Armee keinen. Übrigens, gib dem Jungen einen Wink, dass er das Bett nicht machen soll – es wird nicht notwendig sein, dass er es macht!"

[57] „Und genau: Nicht weit von unserem Haus stand und, Gott sei Dank, prangt heute (noch) die Nikolaus-Marine-Kathedrale, in der Annuška kein einziges Mal war."

Das erste Beispiel entstammt einem Internetforum, konkreter einem Thread, in dem es um die Argumente für und gegen körperliche Bestrafung geht.[58] Im RNK ist der Stil von Satz I als neutral definiert. So der minimale Kontext eine situative Interpretation zulässt, kann man am ehesten davon ausgehen, dass es hier um die Pflichten von Soldaten im Militärdienst geht. Der Satz *Papanja v armii ne byl* „Es gab keinen Papa bei der Armee" bezieht sich eventuell auf die eigene Erfahrung des Autors, insofern als es zu seiner Zeit beim Militär keine autoritative Instanz gab, die von den Soldaten forderte, dass sie die Betten machen. Das perspektivische Zentrum ist in diesem Fall die Nominativ-NP *papanja*, da es darum geht, dass es genau *ihn* nicht gab, und nicht darum, hier die Armee (die LOC) generell zu beschreiben.

In II wird zunächst eine LOC genauer beschrieben – die Nikolaus-Marine-Kathedrale in St. Petersburg, bevor das perspektivische Zentrum gewechselt wird und ausgedrückt wird, dass Annuška kein einziges Mal dort war. Es ist davon auszugehen – was leider aus dem Kontext, der im RNK zur Verfügung steht, nicht hervorgeht – dass Annuška eine zentrale Person in diesem Text ist. Die Aussage des Satzes ist also, dass Annuška nie dort war (wohl aber an zahlreichen anderen Orten), und nicht, dass es eine Eigenschaft der Kathedrale ist, dass sich Annuška noch nie darin befand.

Zusammenfassend lässt sich zu diesem Beispiel festhalten, dass das Modell des perspektivischen Zentrums die Struktur und die Kasusalternation in Existenzsätzen adäquat zu erfassen scheint. Nehmen jedoch unbelebte Nomen die Rolle des THING ein, so scheint es schwieriger zu sein, dieses zum perspektivischen Zentrum einer Aussage zu machen. Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass unbelebte Nomen häufig weniger individuiert sind als belebte und in den meisten Fällen einen geringen Grad an Agentivität aufweisen. Anzunehmen ist auch – wie an einigen Stellen in der Literatur angenommen wurde – eine Subdifferenzierung in zwei Arten von BE: Während BE_1, das in Existenzsätzen auftritt, lediglich die Existenz bzw. die Anwesenheit einer Entität an einem Ort ausdrückt, ist dem lexikalischen BE_2 ein höherer Grad an Agentivität bzw. Aktivität inhärent.

Beispiel 2: Не бегало тараканов.

(ii)	Ne	bega-lo	tarakan-ov
	NEG	laufen-3P.SG.IMPERF.N	Kakerlak.M-GEN.PL
		BE	THING

‚Es liefen keine Kakerlaken herum.'

(Partee et al. 2012: 13)

Dieses Beispiel verdient insofern besondere Aufmerksamkeit, als es das agentivische, unergative Verb *begat'* „laufen" als Prädikat enthält und scheinbar dennoch den Subjekt-GenNeg erlaubt. Nach Babby stellt dieser Satz ein Beispiel dar, das die Unakkusativitätshypothese deutlich entkräftet. Seine syntaktische Analyse sieht folgende Struk-

[58] Bei einer Suche auf Google konnte das Original unter der Adresse http://psychology.net.ru/talk/viewtopic.php?p=559664&sid=f710d87b73244ec6d543639cdacb4428 (23.03.2016) gefunden werden.

tur vor, wobei die Gen-NP *tarakanov* auf der rechten Seite des Verbs (*in situ*) basisgeneriert wird und in der gesamten Satzderivation an dieser invertierten Position verbleibt: [ne [begalo tarakanov-GEN]VP]NEGP. Was die Satzstellung betrifft, stellt dieser Satz also einen unmarkierten Existenzsatz dar. Die Elemente BE (*begat'*) und THING (*tarakanov*) werden overt realisiert, die präsupponierte LOC bleibt implizit (geht allerdings aus dem textuellen Kontext, der hier nicht angegeben wurde, deutlich hervor; es handelt sich um die Beschreibung einer Wohnung). Hier ist es BE, also das Prädikat, das im Vergleich zu Prädikaten anderer Existenzsätze aus der Reihe tanzt, da es sich dabei offensichtlich nicht um ein klar erkennbares Äquivalent eines existenziellen Verbs wie *byt'* handelt. Hier vollzieht sich der Prozess der Desemantisierung (*semantic bleaching*), nach dem die lexikalische Bedeutung des Verbs *begat'* zwar beibehalten wird, allerdings in abgeschwächter Form. Während der Satz also nach wie vor aussagt, dass keine Kakerlaken ‚herumrannten', lautet die etwas abstraktere, darin enthaltene Grundbedeutung simpel ausgedrückt: *Es gab keine Kakerlaken.* Partee et al. (2012: 13) begründen dies damit, dass die Tätigkeit, passender interpretiert sogar der ‚Zustand' des Herumlaufens – der durch *begat'* bezeichnet wird – für Kakerlaken so typisch ist, dass er in diesem Fall insofern als Synonym des Verb „sein" interpretiert werden kann, als folgende logische Gleichung angenommen wird: Gibt es Kakerlaken, so laufen diese herum. Laufen keine Kakerlaken herum, so gibt es (an diesem Ort) keine.[59] Dies basiert zusätzlich auf Babbys (1980: 134, Hervorhebung im Original) Forderung, dass Prädikate in Existenzsätzen folgendes leisten sollen: „denote the subject noun's most *typical action* from the point of view of the human participants in the speech event".

Interessant ist auch die Herkunft dieses Beispiels. Es stellt eine von Babby adaptierte Version eines Satzes von Ivan S. Turgenev aus dessen Erzählung *Chor i Kalinyč* (1846-47) dar (vgl. Partee et al. 2012: 13), wo es im Original heißt:

> […] между бревнами и по косякам окон не скиталось резвых прусаков, не скрывалось задумчивых тараканов.[60]

Hier wird erneut deutlich, dass das Konzept der fehlenden Existenzpräsupposition offenbar nicht nur auf den Objekt-GenNeg, sondern auch auf den Subjekt-GenNeg zutrifft. Diese Komponente des irrealen Genitivs, wie Kagan ihn nennt, lässt sich also – im Hinblick auf seine Anwendbarkeit auf dieses Beispiel – durchaus als kleinster gemeinsamer Nenner sowohl beider GenNeg-Arten als auch von GenInt herausstreichen.

Bezüglich der Semantik der NP, die hier mit dem GenNeg markiert wird, lässt sich folgendes feststellen: *tarakany* ist ein Gattungsname (+Gen) im Plural (+Gen), ist belebt (-Gen) und in diesem Fall eher indefinit (+Gen) sowie unmodifiziert (+Gen).

[59] Wörtlich meinen sie: „[R]unning around is a characteristic sign of the presence of cockroaches: for cockroaches in a human place of abode, ‚to be is to run around'." (Partee et al. 2012: 13)

[60] „[…] zwischen den Balken und in den Fensterpfosten wanderten keine flinken rötlichen Schaben umher, keine nachdenklichen Kakerlaken versteckten sich." Für die gesamte Erzählung im Original s. bspw. http://rvb.ru/turgenev/01text/vol_03/01text/0123.htm (22.03.2016).

Die Satzstellung ist unmarkiert, die GenNeg-NP ist also nicht topikalisiert (+Gen). Das Prädikat ist finit (+Gen), imperfektiv (+Gen) und steht im Indikativ (+Gen). Hier stellt sich zusätzlich die Frage, inwiefern die Gerichtetheit des Bewegungsverbs eine Rolle spielt, eine Frage, die hier in den Raum gestellt, aber nicht weiter verfolgt werden soll. Es klingt zumindest plausibel, dass ein ungerichtetes Verb ein weniger individuiertes Nomen verlangt als ein gerichtetes. Der Satz ist deklarativ (+Gen), die Art der Negation neutral (-Gen). Bis auf die Belebtheit und den eher unaussagekräftigen Faktor der Negationsart sprechen Timberlakes Parameter also eindeutig für die Verwendung des Genitivs, doch darf hier der Parameter der lexikalischen Eigenschaften des Verbs nicht vergessen werden, der aufgrund der Agentivität hier eindeutig für eine Nominativmarkierung sprechen würde. Laut Partee et al. (2012: 13) bedingt jedoch die Tatsache, dass es sich bei *tarakany* um ein nicht-menschliches Subjekt handelt, die reduzierte Agentivität des Verbs.

Dass der semantische Typ der NP – gemäß der Property-Type-Hypothese – auch in diesem Fall <e, t> sein sollte, ist nicht unbedingt transparent. Es ist unklar, welche Art der von Borschev et al. (2008) beschriebenen Verschiebung die NP durchgemacht haben soll, wobei hier anzumerken ist, dass an einigen Stellen in der Literatur ja postuliert wird, dass der semantische Typ von Subjekten in Existenzsätzen *generell* immer, d. h. von Anfang an und ohne notwendige Typverschiebung, <e, t> ist (vgl. McNally 1992), d. h. nicht nur in verneinten Existenzsätzen, sondern auch in deren affirmativen Pendants. So wäre die Subjekt-NP in *Tut begali tarakany* auch als <e, t> zu interpretieren. Dies unterscheidet also den Subjekt-GenNeg vom Objekt-GenNeg: Während bei Letzterem häufig eine Verschiebung des Typs stattfinden muss, liegt bei Ersterem von Anfang an der für eine Genitivmarkierung notwendige Typ vor.

Da es sich bei *tarakany* streng gesehen um ein zählbares Nomen handelt, das aber eher als andere zählbare Nomen in gewissen Kontexten eine Interpretation als Massennomen erlauben könnte (da es naheliegt, nicht jede Kakerlake als eigenes Individuum wahrzunehmen, sondern den Schwarm als Ganzes), stellt sich die Frage nach der Möglichkeit einer GenPart-Markierung. Ist also der affirmative Satz ?*Tut begalo tarakanov* „Dort laufen Kakerlaken herum“ mit einem Subjekt-GenPart möglich, analog zum Satz aus (10), in dem es *Snegu navalilo* hieß? Laut einer Informatin ist dieser Satz mit *tarakanov* als GenPart (d. h. als bloße Genitivmarkierung) nicht möglich. Overte Quantifikatoren wie *mnogo* oder *malo* würden den Satz jedoch grammatisch machen, indem sie den quantitativen Genitiv lizensieren (und mit ihm auch die neutrale Genusmarkierung an der Vergangenheitsform des Verbs): *Tut begalo mnogo tarakanov* „Dort laufen viele Kakerlaken herum“.

Die Suche im RNK ist in diesem sehr speziellen Fall nicht ertragreich ausgefallen, doch konnte über Google ein analoges Beispiel aus einem Roman gefunden werden:

> Ни единой мухи не жужжало под потолком, вероятно, Алекси нанял какого-то специального служащего, в обязанности которого входило держать назойливых насекомых на подовающем расстоянии от особняка.[61] (Кэрол Маринелли: *Моя красавица*, 2013)

In diesem Beispiel, das ebenfalls dem globaleren Kontext einer genaueren Beschreibung des Schauplatzes entstammt, ist ein existenzieller Teilsatz enthalten: *Ni [edinoj muchi]-GEN ne žužžalo-N pod potolkom.* Natürlich muss angemerkt werden, dass es sich hier um kein komplett analoges Beispiel handelt, da in diesem Fall die Negation nicht neutral ist, sondern durch die Partikel *ni* und das Adjektiv *edinyj* „(ein) einziger" verstärkt wird. Das bedeutet, dass nur Mutmaßungen darüber angestellt werden können, ob die Version mit neutraler Negation *ne žužžalo muchi* „es schwirrte keine Fliege" bzw. in diesem Fall dann eher in der Pluralform, *ne žužžalo much* „es schwirrten keine Fliegen", lauten würde. Auffallend ist, dass es sich bei *žužžat'* „summen, schwirren, surren" um ein in Verbindung mit Insekten häufig verwendetes Verb darstellt, dessen bezeichnete Handlung als für diese typisch gelten kann. Was auf das besprochene Kakerlaken-Beispiel zutrifft, gilt also auch hier. Für Fliegen bedeutet: Wenn sie existieren, so schwirren sie. Und umgekehrt: Wenn sie schwirren, so existieren sie.

Beispiel 3: В нашем лесу не растёт грибов.

(iii)	V našem lesu	ne	rast-ët	grib-ov
	in unserem Wald	NEG	wachsen-3P.SG.PRÄS	Pilz.M-GEN.PL
	LOC		BE	THING

‚In unserem Wald wachsen keine Pilze.'

(Babby 1980: 66)

Dies ist ein weiteres in der GenNeg-Forschung oft angeführtes und diskutiertes Beispiel, das erstmals von Babby besprochen wurde. Es handelt sich dabei um einen unmarkierten Existenzsatz, da eine explizite LOC (*v našem lesu*) und ein THING (*gribov*) darin enthalten sind, die durch ein noch zu diskutierendes Prädikat miteinander verknüpft werden. Dieses wird auch hier als desemantisiert interpretiert, da es lediglich eine Seinsrelation zwischen dem THING und der LOC, in der dieses sich befindet bzw. in der es existiert, herstellt. Das Verb *rasti* „wachsen" impliziert, dass es Pilze gibt bzw. dass diese im Entstehen sind. Umgekehrt gibt es also keine Pilze, wenn diese nicht erst wachsen. Die von Borschev/Partee (1998) angenommene Äquivalenzrelation *rasti = byt'* trifft hier also zu, womit insgesamt behauptet werden kann, dass auch hier das Konzept des perspektivischen Zentrums zu einer adäquaten semantischen Erklärung des GenNegs beiträgt. Gleichzeitig engt die Angabe der LOC die Nicht-Existenz bzw. Abwesenheit insofern ein, als lediglich ausgesagt wird, dass *in unserem Wald* keine Pilze wachsen, während diese in anderen Wäldern durchaus wachsen,

[61] „Nicht eine einzige Fliege schwirrte unter der Decke, wahrscheinlich weil Aleksi irgendeinen speziellen Angestellten bezahlte, in dessen Verantwortungsbereich es fällt, die aufdringlichen Insekten in angemessener Entfernung von der Villa zu halten."

eine Information, die dem Weltwissen entstammt. Kagans Konzept der relativen Existenzpräsupposition, die für die NP *gribov* nicht gegeben ist, korrespondiert also wie erwartet auch hier mit den Prämissen des perspektivischen Zentrum, auf denen sie ursprünglich ja basiert.

In Robblees lexikosemantischer Prädikatshierarchie ist *rasti* der zweiten Klasse, den intransitiven Verben, zuzuordnen, wobei der Subjekt-NP *griby* bzw. *gribov* hier die Rolle eines UNDERGOERS zukommt, was insofern mit der Intuition übereinstimmt, dass es sich bei dem Vorgang des Wachsens um einen nicht absichtlichen und somit nicht agentivischen Prozess handelt, der einem Individuum/einer Entität ohne deren Zutun ‚widerfährt'. Was das Prädikat betrifft, so spricht in diesem Beispiel also laut der Theorie nicht viel gegen eine Genitivmarkierung.

Was die Sprachpraxis betrifft, so ist hier zu erwähnen, dass zwei Informantinnen dieses Beispiel als „äußerst sonderbar" einstuften und folgende Alternativen gaben: *V našem lesu ne rastut griby; V našem lesu net gribov*. Erstere Variante ist das Nominativpendant zum hier besprochenen GenNeg-Beispiel, während die zweite Variante einen prototypischen verneinten Existenzsatz im Präsens ausdrückt, was u. a. durch die Negationspartikel *net* verdeutlicht wird, die ohne ein Verb auftritt. Die Frage ist nun jedoch, inwiefern die Alternation NOM/GEN einen – wenn auch feinen – Bedeutungsunterschied bedingt. In so gut wie allen Ansätzen wird davon ausgegangen, dass der GenNeg im Skopus der Negation auftritt, die alternative Nominativmarkierung jedoch nicht. Dies würde bedeuten, dass in der hier vorliegenden GenNeg-Variante ausgedrückt wird, dass Pilze nicht nur nicht wachsen, sondern in diesem Wald eben gar nicht existieren. Das Nominativbeispiel bedeutet bspw. – in der gesprochenen Sprache ist dies möglicherweise wieder abhängig von der Intonation, was in der geschriebenen Form natürlich ambig bleibt – dass Pilze lediglich nicht wachsen, was paradoxerweise aber nicht bedeuten muss, dass sie dort gar nicht existieren. Vorstellbar wäre ein Kontext, in dem damit ausgedrückt wird, dass es zwar Pilze gibt, aber dass diese – aufgrund von ungünstigen Bedingungen – nicht herauskommen bzw. nicht gut groß werden.[62] Auch denkbar wäre ein zeitlicher Kontrast: In der Vergangenheit wuchsen in diesem Wald immer Pilze (d. h. sie existierten dort), jetzt tun sie es aber nicht mehr.

Babby (1980: 67) nennt ein eindeutiges Nominativbeispiel in Verbindung mit dem Verb *rasti*: *A komu nužna planeta, gde chleb-NOM ne rastët?* „Aber wer braucht einen Planeten, auf dem Getreide nicht wächst?". Hier will, so Babby, die Sprecherin die Aufmerksamkeit des Hörers darauf lenken, dass auf dem Planeten, von dem die Rede ist, kein Getreide *wächst*, und nicht etwa darauf, dass es dort kein Getreide gibt (was natürlich impliziert wird).

Was die Semantik der GenNeg-NP betrifft, so kann wie in den vorhergehenden Beispielen auch bei diesem Satz davon ausgegangen werden, dass die GenNeg-NP von Anfang an vom semantischen Typ <e, t> ist und somit in einer partitiven Lesart einen

[62] Danke auch an dieser Stelle an Günter Leikauf für diesen nützlichen Hinweis.

Teil aller auf der Welt wachsenden Pilze meint, und zwar jenen, der in dieser räumlich restringierten Domäne existiert. Die NP *gribov* ist ein Gattungsname (+Gen) und steht im Plural (+Gen), ist unbelebt (+Gen), indefinit (+Gen) sowie unmodifiziert (+Gen). Sie steht an einer unmarkierten Position im Satz (+Gen), der eine deklarative Aussage (+Gen) darstellt, in der die Negation neutral ist (-Gen). Das Prädikat *rastët* ist finit (+Gen), imperfektiv (+Gen) und steht im Indikativ (+Gen). Bis auf den nicht wirklich aussagekräftigen Parameter der Negationsart, die in allen hier besprochenen Fällen neutral ist, sprechen also alle Merkmalsausprägungen für eine Genitivmarkierung.

Bei einer Suche nach der Struktur ne + {rasti} + Nom(Gen) ohne Abstände zwischen diesen Elementen finden sich im RNK unter 45 Kontexten (in 44 Dokumenten)[63] einige analoge Beispiele:

I. К счастью, на Садовом Кольце, если это было действительно оно, не росло никаких деревьев.[64] (Дмитрий Глуховский: *Метро 2033*, 2005)

II. В африканской Сахаре вон нету государства, и в Ледовитом океане нет, от этого там и не растёт ничего: песок, жара да мёртвые льды![65] (А. П. Платонов: *Государственный житель*, 1929)

III. Среди такой травы можно заплутаться, и, конечно, среди нее не растет никаких грибов.[66] (Владимир Солоухин: *Третья охота*, 1967)

IV. А так как на горе не растет других деревьев, значит, мы будем целоваться с ней беспрерывно.[67] (Анатолий Мариенгоф: *Бритый человек*, 1929)

Von diesen vier Beispielen ist eigentlich nur eines aussagekräftig, und auch dieses nur in beschränktem Ausmaß: Während in den Sätzen I und III die infrage stehenden Nomen bereits durch das Indefinitpronomen *nikakoj* „keiner", das die Existenz der gesamten NP verneint, modifiziert werden, steht in Satz II überhaupt nur ein Indefinitpronomen, *ničto* „nichts", im Genitiv, wobei hier angemerkt werden muss, dass die Form *ničego* „nichts" mittlerweile vermutlich von vielen SprecherInnen als eigenes Lexem empfunden wird (und somit zu seiner eigenen Nominativform wird) und als unmarkierte Alternative zu *ničto* gelten kann. Allein der semantische Inhalt dieser Pronomen sagt bereits aus, dass es nichts gibt, insofern wird die Existenzpräsupposition durch ihre Verwendung aufgehoben und der Genitiv ist möglich. Interessant ist jedoch die Tatsache, dass die NPs, die jene Dinge bezeichnen, die es eben nicht gibt,

[63] Bei einer Suche nach analogen Beispielen mit dem Nominativ statt des Genitivs wurden 176 Kontexte in 163 Dokumenten gefunden.

[64] „Zum Glück wuchsen am Gartenring, falls das wirklich er war, keinerlei Bäume."

[65] „In der afrikanischen Sahara gibt es keine Regierung, ebenso im arktischen Ozean, deshalb wächst dort auch nichts: Sand, Hitze, totes Eis!"

[66] „Inmitten solcher Gräser kann man sich verirren, und natürlich wachsen auch keine Pilze unter ihnen."

[67] „Und weil auf den Bergen keine anderen Bäume wachsen, heißt das, dass wir uns in einem fort küssen werden."

mit dem Nominativ markiert werden. Dies hängt wohl damit zusammen, dass es sich hier syntaktisch gesehen um eine vom Hauptsatz getrennte Aufzählung handelt (was durch die Verwendung des Kolons deutlich wird) und bereits im Matrixsatz die semantische Information gegeben wurde, dass die aufgelisteten Konzepte in der angegebenen LOC nicht existieren.

Auch die NP in Beispiel III ist modifiziert, doch hat das Adjektiv *drugij* „anderer" hier in diesem Fall eine kontrastierende Funktion inne, da damit ausgesagt wird, dass es Bäume irgendeiner Art geben muss, wenn es – wie hier behauptet wird – keine *anderen* Bäume (als die nicht genannten, aber implizit angenommenen) gibt. Auch hier fehlt also klar eine Existenzpräsupposition: Während die „anderen" Bäume x wachsen, wachsen die Bäume y nicht, und wenn diese nicht wachsen, so existieren sie nicht (es sei denn, mit „nicht wachsen" ist „schlecht wachsen, nicht mehr wachsen" etc. gemeint, s. o.).

Beispiel 4: Ответа из полка не пришло.

(iv)	Otvet-a	iz polka	ne	priš-lo
	Antwort.M-GEN.SG	von Regiment	NEG	ankommen-3P.SG.PRÄT.N
	THING			BE
	‚Es kam keine Antwort vom Regiment.'			

(Apresjan 1985: 292)

Auch dieser Satz, der ursprünglich aus Ickovič (1974) stammt und sich auch in Apresjan (1985) findet, stellt ein Beispiel dar, das von Partee et al. (2011) als „common property" der GenNeg-Forschung bezeichnet wird, da es in Arbeiten zum Thema selten ungenannt bleibt. Auch hier soll dieser folgende Abschnitt dazu dienen, die existierenden Meinungen zu diesem Satz kritisch zu betrachten sowie andere, noch nicht daran erprobte Ansätze an ihm zu testen.

In der Literatur wird dieser Satz als Existenzsatz interpretiert, da er über ein THING (*otvet*) und ein Prädikat, das als BE interpretiert werden kann (*prijti*) verfügt. Eine LOC wird nicht genannt – die optionale Angabe des örtlichen Ursprungs des Subjekts (*iz polka*) fungiert hier nicht als LOC (sondern entspricht am ehesten der semantischen Rolle Ursprung bzw. *source*) –, womit diese implizit bleibt. Was mit der Negation verneint wird ist nicht das Eintreffen der Antwort, sondern deren Existenz. Das Objekt-GenNeg-Pendant könnte *Ja ne polučil otveta-GEN iz polka* „Ich erhielt keine Antwort vom Regiment" lauten, wobei dieser Satz ein weitaus unmarkierteres Auftreten des GenNegs darstellt, da ihm in der Objektposition keinerlei Eigenschaften des Prädikats zukommen, wodurch die Lesart „die Antwort kam nicht, weil sie nie verfasst wurde, d. h. gar nicht existiert" erleichtert wird. Die Kombination des Subjekt-GenNegs mit dem Verb *prijti*, das unmarkierterweise durchaus agentivisch verwendet werden kann, deutet in diesem Fall auf eine starke Desemantisierung hin. Die nicht-agentivische Lesart des Subjekts wird hierbei dadurch begünstigt, dass es sich bei *Antwort* um ein nicht-menschliches und unbelebtes Argument handelt. Doch auch abgesehen von der Agentivität wird die Bedeutung des Verbs abgeschwächt: Anstatt tatsächlich zu meinen, dass etwas nicht *ankam*, wird der Fokus darauf gerichtet, dass

es aufgrund des Nicht-Ankommens zum Zeitpunkt der Äußerung des Satzes an jenem Ort, an dem er geäußert wird (= die implizite LOC) nicht existiert. Interessanterweise kommt es allerdings auch zu einer Abschwächung der grammatikalischen Eigenschaften des Prädikats: Die Form *prišel* stellt die perfektive Vergangenheitsform des Verbs dar. Die Verwendung der perfektiven Form weist – worauf Paykin/Van Peteghem (2002) aufmerksam machten – in vielerlei Fällen darauf hin, dass eine Handlung begonnen, aber nicht vollendet wurde – eine Bedeutungsnuance, deren Auswirkungen von Verb zu Verb differieren. Bei der Negation gewisser perfektiver transitiver Verben (bspw. *fertig lesen/auslesen* im Sinne von „ich habe das Buch *ausgelesen*") muss deshalb auch das Objekt existieren, das für die Durchführung der Handlung notwendig ist. In anderen Fällen drückt die Negation eines perfektiven Verbs aus, dass erwartet wurde, dass eine Handlung vollzogen wird, dies aber dann nicht stattgefunden hat (vgl. Padučeva 2014). Es ist nun fraglich, ob dies auch auf Subjekte intransitiver Verben zutrifft. Worauf an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden soll, da dies den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde, ist die Frage, ob die semantisch doch sehr komplexe Gruppe der (präfigierten) Fortbewegungsverben – zu denen *prijti* zählt – sich in diesem Fall anders verhält als intransitive Verben anderer Klassen.[68]

Padučeva (2013: 139) merkt an, dass dem Verb *prijti* hier insofern eine perzeptive Komponente inhärent ist, als der affirmative Satz *X prišel* bedeutet „X trat in das Blickfeld von Y ein", während die negierte Version davon, *X-GEN ne prišlo*, als „X-GEN ist nicht/existiert nicht im Blickfeld von Y" zu lesen ist, was übrigens exakt mit der Bedeutung des Satzes *Y ne polučil X-GEN* „Y erhielt X-GEN nicht" übereinstimmt, außer, dass dort das wahrnehmende Subjekt overt als grammatikalisches Subjekt Y realisiert wird. Ein weiteres im ersten Kapitel dieser Arbeit genanntes Beispiel, das in diesem Abschnitt zumindest wieder aufgegriffen werden sollte – *Lena ne polučila otveta* „Lena erhielt die Antwort nicht" – kann also, bis auf ein paar Randbemerkungen, unter der Analyse dieses Beispiels subsumiert werden, da die beiden Sätze sich viele für die Kasuswahl relevante Eigenschaften teilen. Die perzeptive Interpretation sagt in beiden Fällen aus, dass sich keine Antwort im „Blickfeld" (allgemeiner ausgedrückt eventuell in der „Erfahrungswelt") der wahrnehmenden Subjekte (im ersten Fall ein nicht genanntes Subjekt, im zweiten Fall Lena) befindet. Die Existenzpräsupposition ist dementsprechend nicht zwingend vorhanden, wird aber auch nicht abgelehnt: Es kann durchaus sein, dass eine Antwort existiert und sogar abgeschickt wurde, aber lediglich nicht ihr Ziel erreichte. Entscheidend ist, dass die Person, die den Satz äußert, in jedem Fall nicht eindeutig darüber Bescheid weiß – eventuell ist auch hier die Kasusmarkierung wieder ein Ausdruck der Evidentialität (s. Beispiel (i)). Die Akkusativmarkierung ist hier demgegenüber eindeutig: Sowohl in *Otvet-AKK iz polka*

[68] Als Randbemerkung soll hier nur erwähnt werden, dass bspw. das semantisch „leerste" präfigierte Fortbewegungsverb *pojti* – v. a. in seiner Vergangenheitsform – oftmals als Synonym des Verbs *byt'* interpretiert werden kann, vgl. *Ja byl v kino* „Ich war im Kino" und *Ja pošel v kino* „Ich ging ins Kino", die auch im Deutschen beide die zugrundeliegende Bedeutung „Ich war im Kino" haben (Viktorija E. Čumirina, pers. comm.).

ne prišel als auch in *Lena ne polučila otvet-AKK* wird vorausgesetzt, dass eine Antwort verfasst wurde und somit existiert. Bei einer Äußerung dieser Sätze wird also impliziert, dass es irgendeinen Grund geben muss, warum diese existente (und womöglich bereits abgeschickte) Antwort nicht ankam.

Die Voraussetzungen des irrealen Genitivs wären damit erfüllt: Die NP trägt keine Existenzpräsupposition und ist zudem vom Typ <e, t>. Die Zugehörigkeit zu diesem Typ ist in diesem Fall transparent (zumal angenommen wird, dass er der Defaulttyp für Subjekte von Existenzsätzen ist, vgl. McNally 1992): Padučevas oben genannte Interpretation der Genitivmarkierung sagt aus, dass keine Antwort im Blickfeld des wahrnehmenden Subjekts existiert. Im weitesten Sinne könnte dies als der von Borschev et al. (2008) beschriebene Verschiebungstyp interpretiert werden, bei dem das Objekt nicht mehr direkt perzipiert wird, sondern „durch Perzeption entdeckt wird". Die Verbindung ist nicht offensichtlich, doch die Objekt-NP des – auch in der vorliegenden Arbeit besprochenen – Satzes *Ja ne vižu Maši* „Ich sehe Maša-GEN nicht" (bzw. die NP der Subjekt-GenNeg-Alternative *Maši ne vidno* „Maša ist nicht sichtbar") sowie die Subjekt-NP des hier besprochenen Beispielsatzes *Otveta iz polka ne prišlo* könnten beide aus dem Grund Typ <e, t> aufweisen, dass sie zwar (in der gesamten Welt) existieren, aber im (aktuellen) Blickfeld *keine sichtbare Manifestation* von ihnen (und somit abstrakt gesehen ein Teil von ihnen, also <e, t>, und nicht mehr sie als Ganzes, also e) existiert.

Zwei Informantinnen schätzen diesen Satz als grammatisch ein, bevorzugen jedoch die eindeutigen Varianten *Otvet-NOM iz polka ne prišel* bzw. *Otveta-GEN iz polka ne bylo*. Sämtliche Ambiguitäten sind hier aufgelöst: Während die erste Variante am ehesten die Lesart „Die (konkrete, spezifische) Antwort vom Regiment (von der ich weiß, dass es sie gibt) kam nicht an" erlaubt, wird im zweiten Satz, in dem *prijti* durch das semantisch komplett neutrale *byt'* ausgetauscht wurde, ausgesagt, dass es keine Antwort gab. Hier fehlt allerdings durch das Austauschen des semantisch nicht leeren Bewegungsverbs durch die Kopula die Bedeutung des Ankommens komplett, es wäre also genauso gut möglich, diesen Satz zu äußern, wenn eine Antwort aus dem Regiment tatsächlich ankam, aber jetzt nicht mehr da ist, weil sie inzwischen jemand irrtümlich weggeworfen hat. Insofern könnte in diesem Beispiel sogar von einer spezifischen Antwort die Rede sein, die nicht (mehr) existiert. Hier sind zahlreiche weitere Kontexte möglich.

Beispiel 5: Хозяйки в доме не чувствуется.

(v)	Chozjajk-i	v dome	ne	čuvstv-uet-sja
	Hausfrau.F-GEN.SG	im Haus	NEG	fühlen-3P.SG.PRÄS-PASS
	THING	LOC		BE

‚Im Haus ist keine Hausfrau bemerkbar.'

(Padučeva 2013: 169)

Dieses Subjekt-GenNeg-Beispiel ist insofern interessant, als es sich hier um das einzige in diesem Kapitel diskutierte Beispiel handelt, das über ein passives Prädikat verfügt, und zwar das vom Verb *čuvstvovat'* „fühlen" abgeleitete *čuvstvovat'sja* „gefühlt

werden“. Die Natur des Prädikats ist in diesem Beispiel insofern von Bedeutung, als es sich bei dem einzigen Argument von Passivverben um ein VP-internes Argument handelt, die einzige Art von Argument, die laut Unakkusativitätshypothese (vgl. Abschnitt 2.1.2) bei einer Negation mit dem GenNeg markiert wird/werden kann.

Da es sich bei diesem Beispiel um das Vorkommen eines Subjekt-GenNegs handelt, stellt sich zunächst die Frage, ob hier ein Existenzsatz vorliegt. Auf den ersten Blick weist er ein THING, eine explizite LOC sowie selbstredend auch ein Prädikat auf, doch muss hier vorerst geklärt werden, ob dieses als BE, also als existenzielles Verb, dessen Bedeutung in etwa mit jener des Verbs *byt'* korrespondiert, fungiert. Aus diesem Grund soll zunächst die Semantik des Prädikats näher beleuchtet werden.

Čuvstvovat'sja stellt, wie bereits erwähnt, eine Passivform dar, die im vorliegenden Beispiel ihre lexikalische Bedeutung zur Gänze beibehält, schließlich wird mit diesem Satz ausgesagt, dass (und hier muss die Bedeutung für die deutsche Übersetzung paraphrasiert werden) sich im Haus keine Hausfrau *bemerkbar macht.* Macht sich eine Hausfrau bemerkbar, so muss sie dafür selbstredend existieren. Doch gilt hier nicht die gleiche Implikation bei den negierten Versionen: Macht sich eine Hausfrau nicht bemerkbar, bedeutet dies nicht, dass keine existiert. Die von Borschev/Partee (1998) beschriebenen Axiome (s. Abschnitt 2.2.3.3) treffen hier also nicht zu. Es könnte in diesem Kontext nämlich genauso gut der Fall sein, dass es sich – rein theoretisch – um eine nicht sehr fleißige Hausfrau handelt, die sich nicht um den Haushalt kümmert, weshalb das Haus bspw. einen unordentlichen Eindruck macht. Eine Informantin nannte als möglichen Äußerungskontext jene Situation, in der eine Person ein Haus betritt und mit diesem Satz bemerkt, dass es dort unsauber ist. Dieser Kontext weist einerseits darauf hin, dass die Referentin der NP *chozjajka* keine Existenzpräsupposition trägt, ihre Existenz aber gleichzeitig auch nicht negiert wird, womit beide Lesarten lizensiert werden. Andererseits – und dies lässt sich an diesem Beispiel deutlich darstellen – ist die NP vom Typ <e, t>, denn sie drückt eine Eigenschaft aus, und zwar des Hauses. Diesbezüglich kommt die interessante Frage auf, ob dieser Satz, der vorrangig auf das Haus fokussiert ist, auch ohne overte Realisation der LOC möglich wäre: Es wirkt tatsächlich, als würde in *?Chozjajki ne čuvstvuetsja* „Keine Hausfrau ist bemerkbar“ etwas fehlen, was aber durchaus durch einen disambiguierenden Kontext aufgelöst werden kann.

Die Analyse der GenNeg-NP ergibt folgendes: *Chozjajka* ist ein Gattungsname (+Gen) im Singular (-Gen), ist belebt (-Gen) und unmodifiziert (+Gen). Über die Definitheit können ohne den jeweiligen Kontext der Äußerung keine weiteren Aussagen getroffen werden, obwohl die Satzstellung eine definite (-Gen) Lesart der NP zumindest als wahrscheinlich einstuft. Ähnlich verhält es sich mit der Spezifizität, wobei laut Babyonyshev/Brun (2002) hier keine spezifische Hausfrau gemeint sein darf, ansonsten wäre die Genitivmarkierung nicht erlaubt. Der Deklarativsatz (+Gen) mit neutraler Negation (-Gen) weist eine markierte Satzstellung auf (-Gen), in der das negierte Subjekt topikalisiert ist. Das Prädikat ist finit (+Gen), imperfektiv (+Gen) und steht im Indikativ (+Gen). Zudem handelt es sich hier um eine Passivform; die Tatsa-

che, dass die Subjekte passivierter Verben oftmals im GenNeg auftreten, deutet darauf hin, dass dieses Beispiel in dieser Hinsicht unmarkiert ist.

Drei InformantInnen bezeichneten dieses Beispiel als grammatisch, wobei eine von ihnen besonders darauf hinwies, dass es sich dennoch um ein stilistisch markiertes Beispiel handelt, das „nicht gut klingt".

Im RNK finden sich einige Beispiele mit dem Verb *čuvstvovat'sja*: Bei einer Suche dieses Verbs in Verbindung mit einem Nomen, das im Genitiv auftritt, wurden – ohne eine Einschränkung bezüglich der semantischen Kategorie der Belebtheit zu treffen – 197 Kontexte in 180 Dokumenten gefunden. Beleg mit einem belebten Nomen findet sich jedoch nur einer:

> [...] в рассказе не чувствовалось автора — ни его гнева, ни мыслей, ни преклонения перед любовью Христи.[69] (К. Г. Паустовский: *Золотая роза*, 1955)

Dieses Beispiel mit der GenNeg-NP *avtora* „Autor-GEN" drückt aus, dass die Präsenz des Autors in der Erzählung nicht bemerkbar, spürbar ist, was mit der Aufzählung einiger weiterer nicht vorhandener Elemente, die alle ebenfalls mit dem Genitiv markiert werden, genauer beschrieben wird: weder seine Wut, noch seine Gedanken, noch seine Beugung vor der Liebe Christi sind in der Erzählung zu erkennen. Hier ist zunächst zu beobachten, dass es sich bei *avtor* wie beim obigen *chozjajka* um einen Gattungs- bzw. Rollennamen handelt. Auch, wenn hier von einem spezifischen Autor die Rede ist, der bereits in den Diskurs eingeführt wurde, so deutet die Verwendung des Rollennamens *avtor* statt eines Personalpronomens oder Eigennamens hier darauf hin, dass es nicht um ihn als Individuum geht, sondern eben um seine Funktion als Autor (bzw. im besprochenen Beispiel um die Rolle und die damit einhergehenden Aufgaben und Pflichten einer Hausfrau). Insofern weist auch diese NP den semantischen Typ <e, t> auf und lizensiert damit den GenNeg.

Beispiel 6: Вас здесь не стояло.

(vi)	Vas	zdes'	ne	stoja-lo
	ihr-GEN.PL	hier	NEG	stehen-3P.SG.PRÄT.N
	THING	LOC		BE

,*Hier* standen Sie nicht./Sie standen hier nicht.'

Dieses Beispiel stammt als einziges nicht unmittelbar aus der GenNeg-Literatur.[70] Es stellt eine sehr markierte, aber dennoch zuweilen scherzhaft[71] gebrauchte Verwendung des GenNegs dar. Interessant ist, dass die Gründe, warum dieses Beispiel – das

[69] „[…] in der Erzählung macht sich kein Autor bemerkbar – weder sein Zorn, noch seine Gedanken, noch seine Beugung vor der Liebe Christi."

[70] An dieser Stelle möchte ich meinem Betreuer Heinrich Pfandl danken, der mir dieses Beispiel vorgeschlagen hat.

[71] Eine Informantin, die meinte, dass es sich bei diesem Satz um eine durchaus gängige scherzhafte Äußerung handelt, fügte hinzu, dass die nicht normkonforme Natur dieses Beispiels daher rührt, dass dieser Satz durchaus möglich ist, allerdings nur mit einem unbelebten Subjekt. Richtet man diesen Satz also an eine Person, so spricht man mit ihr, als sei sie ein unbelebtes Objekt.

den vorangegangenen nicht unwesentlich ähnelt – als ungrammatisch empfunden wird, hier eben nicht syntaktischer oder semantischer Natur zu sein scheinen, sondern pragmatischer.

Man könnte sich diesen Satz rein theoretisch als Äußerung vorstellen, die eine Sprecherin A zu einer Sprecherin B in einer Warteschlange sagt: *Sie haben hier nicht gestanden*, im Sinne von: *Das ist nicht Ihr Platz* (warum auch immer); denkbar wäre bspw. ein Szenario, in dem sich die beschuldigte Person vorgedrängelt hat und unrechtmäßig an ihrem aktuellen Platz in einer Reihe bzw. Warteschlange steht.[72] Dies ist tatsächlich jene Erklärung, die in Wörterbüchern zu exakt diesem Beispiel als erstes angeführt wird:

> Вас здесь не стояло
> 1) говорится ч-ку, к-рый не стоял в очереди;
> 2) говорится ч-ку, вмешивающемуся в чужой разговор, дело.[73]
> (Beljanin/Butenko 1993: 18, 1994: 29)

Dieses Beispiel ist aus dem Grund aus einem pragmatischen Blickwinkel interessant, dass es sich oberflächlich um einen Aussagesatz, auf pragmatischer Ebene aber am ehesten um eine Aufforderung (den unrechtmäßig ‚erworbenen' Platz wieder zu verlassen) handelt. Hier ist darauf hinzuweisen, dass – wenn man das markanteste Element dieses Satzes, das Prädikat *stojat'* „stehen"[74] durch das neutrale existenzielle Verb *byt'* ersetzt – die Alternative *Vas zdes' ne bylo* „Sie waren hier nicht" durchaus nicht nur eine grammatische, sondern auch eine unmarkierte Äußerung darstellt.[75]

Das hier besprochene Beispiel findet sich in der exakt oben genannten Form 6 Mal im RNK, eine Suche bei Yandex liefert 5.000 Ergebnisse, bei Google 44.100 Ergebnisse.[76] Das Alternativbeispiel, in dem der lokale Ausdruck *zdes'* „hier" durch das Wort *tut* „dort" ausgetauscht wurde, ist im Korpus nicht nachgewiesen, liefert allerdings 223.000 Ergebnisse bei Google und 30.000 Treffer bei Yandex. Bei all diesen Suchen wurde jedoch nicht überprüft, ob es sich bei den Vorkommen nicht evtl. um künstlerisch bzw. generell auf spezielle Art und Weise verwendete Sprache handelt, bspw. in Titeln, Liedtexten oder Zitaten unterschiedlicher Art (und wie viele Duplika-

[72] Eine Informantin nannte einen weiteren möglichen Kontext für diese Äußerung: Eine Mutter, die gerade kocht und deshalb in der Küche ziemlich beschäftigt ist und nicht gestört werden will, könnte diesen Satz in dieser Form an ihr Kind richten, wenn dieses in ihre Arbeitssphäre eindringt und bspw. neben dem Herd steht. Hier wird die scherzhafte Natur dieses Satzes insofern besonders deutlich, als eine Mutter ihr Kind selbstredend im Normalfall nicht mit dem höflichen Anredepronomen *vy* „Sie" anspricht.

[73] Dt. Übersetzung des Verfassers: „Sie standen hier nicht: 1) gesagt zu jemandem, der nicht (an seinem rechtmäßigen Platz) in der Reihe steht; 2) gesagt zu jemandem, der sich in eine fremde Unterhaltung/Angelegenheit einmischt".

[74] Eine Informantin bezeichnete diesen Satz eben einzig aufgrund der Verwendung des Verbs *stojat'* anstelle von *byt'* als ungrammatisch.

[75] Bei einer Suche nach exakt diesem Satz finden sich im russischen Nationalkorpus 3 Treffer (allerdings im Kontext einer konjunktivischen Verwendung), auf Yandex 221 sowie auf Google 170.000 Treffer.

[76] Datum aller in diesem Abschnitt genannten Suchen: 21.03.2016.

te darin vorkommen). Dies könnte natürlich die Verwendung nicht normkonformer sprachlicher Strukturen zumindest zum Teil erklären. Dies wird bei der Betrachtung der 6 Vorkommenskontexte im RNK deutlich, in denen der Satz in 4 Fällen durch Anführungszeichen als direkte Rede bzw. als Zitat gekennzeichnet ist.

Eine Analyse dieses Beispiels ist aufgrund seiner für den GenNeg größtenteils untypischen semantischen Eigenschaften interessant. Bis auf die Ausführungen zum Prädikat treffen alle folgenden Aussagen auch auf die oben genannte alternative Version *Vas zdes' ne bylo* zu.

Die Genitiv-NP *vas* „Sie (höfliches Anredepronomen)", die als Subjekt fungiert, referiert unmittelbar auf den Adressaten/die Adressatin dieser Äußerung. Das Genitivpronomen hat also einen belebten menschlichen Referenten. Die Frage der Existenzpräsupposition stellt sich erst gar nicht, da die adressierte Person hier zwingend existieren muss, ansonsten würde die Äußerung dieses Satzes keinen Sinn ergeben. Auch die Property-Type-Hypothese trifft in diesem Fall nicht zu, da die Lesart „ein Teil von Ihnen stand hier nicht" nur mit sehr viel Fantasie zulässig ist.[77]

Da es sich um das Auftreten eines Subjekt-GenNegs in einem Existenzsatz handelt, ist eine Analyse unter dem Blickwinkel des perspektivischen Zentrums eventuell am zielführendsten, zumal alle Elemente in diesem Beispiel overt auftreten: Das THING (*vas*) befand sich (BE = *stojat'*) zu einem nicht genannten Zeitpunkt in der Vergangenheit nicht in der LOC (*zdes'*). Zunächst nicht schwierig zu erklären scheint die Desemantisierung des Prädikats, denn *stojat'* „stehen" wird hier offenbar als Synonym des Verbs *byt'* verstanden: Es geht nicht um die Handlung des Stehens, sondern um den Zustand des Sich-Aufhaltens, und zwar an einem bestimmten Ort. So vermittelt der alternative Satz *Vas zdes' ne bylo* „Sie waren hier nicht" nur mininmal weniger Information über die Situation als der hier diskutierte Beispielsatz, denn es wird im Vergleich zu diesem lediglich nur nicht ausgesagt, dass die adressierte Person stand. Im Ansatz von Robblee wird *stojat'* als im Original als *verb of posture* bezeichnetes Prädikat zur zweiten Klasse, den intransitiven Prädikaten, gezählt. Diese machen von den semantischen Makrorollen UNDERGOER und MANNER Gebrauch, wobei letztere nicht zwingend sprachlich (d. h. overt) realisiert werden muss. In ihrer Korpusuntersuchung, in der sie insgesamt 696 Fälle von Satznegation mit unterschiedlichen Prädikaten untersuchte, fand Robblee (1993: 222) heraus, dass Verben der Klasse IIa (als deren prototypischen Vertreter sie *stojat'* sieht) nur äußerst selten eine GenNeg-Markierung ihres Arguments erlauben: In insgesamt 198 Beispielen dieser Klasse wiesen lediglich 4 den GenNeg auf. Dies deutet auf die – aus der Sicht des Prädikats – große Markiertheit dieses Beispiels hin.

Dass der gesamte Satz semantisch relativ leer ist und nur in einem gewissen situativen Kontext seine volle Bedeutung entfaltet, wird auch bei einer Analyse des Elements deutlich, dass die LOC overt realisiert, und zwar *zdes'* „hier". Dabei handelt es sich um einen deiktischen Ausdruck, der eben nur in einer konkreten Situation einen

[77] Lässt man diese Fantasie spielen, so wäre eine temporal-partitive Lesart möglich: *Ihr früheres Ich stand hier nicht.*

semantischen Inhalt erhält. Ganz gleich verhält es sich mit dem THING, das in diesem Fall natürlich eine Person ist und auf das mit einem Personalpronomen verwiesen wird, das in diesem Fall aber nicht anaphorisch, sondern ebenfalls deiktisch verwendet wird. Die Äußerungssituation dieses Satzes ist also, um dies zusammenzufassen, nur als solche denkbar, in der eine Person eine andere direkt anspricht.

Zum Adverb *zdes'* ist übrigens noch zu sagen, dass hier – wie oben angeführt – auch die Variante mit *tut* „dort" möglich wäre (die auch tatsächlich häufiger vorkommt, s. o.). Das Austauschen des Lokaladverbs bedingt in diesem Fall nicht unbedingt einen markanten Bedeutungsunterschied, sondern geht mit einem pragmatischen Unterschied einher: Die Verwendung von *zdes'* ist insofern stärker, als die Person, die den Satz so äußert, darauf beharrt, dass es *ihre* Sphäre ist, in der sich die adressierte Person jetzt befindet. Das *Hier* drückt im Gegensatz zum *Dort* eine größere Nähe zur sprechenden Person aus, was die Bedeutung *Sie stehen hier auf meinem Platz* womöglich verstärkt. Diese Interpretation müsste allerdings – v. a. durch die Befragung einer aussagekräftigen Anzahl von MuttersprachlerInnen – getestet werden.

Zurück zum Wesentlichen, der Genitivmarkierung. Diese ist im vorliegenden Fall dadurch bedingt, dass der Satz folgendes ausdrückt: Das THING befand sich (BE) zu einem gewissen Zeitpunkt nicht in/an der LOC. Die Existenzpräsupposition ist also, um mit Kagans Terminologie zu sprechen, relativ und an eine gewisse LOC sowie hier auch an eine konkrete Zeit gebunden. Diese relative Existenzpräsupposition ist in diesem Fall aufgehoben, da die sprechende Person behauptet, dass die adressierte Person sich zuvor dort nicht befand.

Ein letzter Ansatz, dessen Anwendung an diesem Beispiel besonders fruchtbar wirkt, ist jener von Perelmutter, die ja sogenannte Abwesenheitskonstruktionen untersuchte, in denen ein belebtes Subjekt an einem gewissen Lokus (zu einer bestimmten Zeit) nicht anwesend war. Die beiden Entsprechungen zu THING und LOC in ihrem Modell sind die abwesende Person sowie der Lokus. Dieses Beispiel stellt jedoch auch unter diesem Blickwinkel ein recht ungewöhnliches dar, da – wie oben ausgeführt – sowohl auf die durch *vas* benannte Person als auch auf den mit *zdes'* bezeichneten Ort auf deiktische Weise referiert wird. Denkbar ist der Satz deshalb ausschließlich in konkreten und disambiguierenden Kontexten, die eine solche Verwendungsweise erlauben. Insofern muss es sich um eine konkrete Person und ein konkretes Hier handeln, d. h. um individuierte Referenten. Für diesen Fall wurde im Abschnitt zu Perelmutters Ansatz folgendes hier erneut reproduziertes Beispiel angeführt:

(58)	Vy	ne slyšali	moego golosa	potomu čto	menja	tam	ne	bylo.
	Sie	nicht hörten	meine Stimme	weil	ich-GEN	dort	NEG	war

‚Sie hörten meine Stimme nicht, weil ich nicht dort war.'

Auch hier handelt es sich sowohl bei der individuierten abwesenden Person als auch bei dem individuierten Lokus um deiktische Ausdrücke: *menja* „mich (in diesem Fall als Subjekt: ich)" und *tam* „dort". In einem solchen Kontext ist entscheidend, dass der

durch die GenNeg-NP bezeichnete Referent sich in einer Situation befindet, in der seine Abwesenheit mit der Präsenz/Absenz einer anderen Person, einem „koordinierten Referenten", kontrastiert wird: In (58) ist dies der Adressat des Satzes, *vy* „Sie (höfliches Anredepronomen)". In diesem Beispiel bedeutet das also, dass „Sie meine Stimme nicht hören konnten, weil ich nicht da war". Die Abwesenheit des Sprechers/der Sprecherin wird mit der Anwesenheit der adressierten Person koordiniert. Im hier diskutierten Beispiel *Vas zdes' ne stojalo* dreht sich dieses Verhältnis um: Die Person, die adressiert wird, befand sich laut Aussagen der Person, die den Satz äußert, eben nicht an dem in Frage stehenden Ort, da die sprechende Person sich dort selbst befand. Expliziert man diesen Gedanken, würde der resultierende Satz in etwa *Vas zdes' ne stojalo, a ja zdes' stojal/byl* „Sie standen hier nicht, sondern ich" lauten. Die Koordination bzw. der Kontrast mit einem Individuum, das sich am selben Ort wie der Referent der GenNeg-NP befand, kann also offenbar auch implizit bleiben.

3.3.2 Objekt-GenNeg

Beispiel 7: Я не люблю этой певицы.

(vii)	Ja	ne	ljubl-ju	ėt-oj	pevic-y
	ich	NEG	lieb-1P.SG.PRÄS.IMPERF	dies.DEMPRON-GEN.SG	Sängerin-GEN.SG
	‚Ich mag diese Sängerin nicht.'				

(Borschev et al. 2008: 51)

Dieses Beispiel stammt aus einer zentralen Arbeit zur Property-Type-Hypothese (Borschev et al. 2008) und wird in dieser Diskussion inkludiert, da alle Informantinnen des Verfassers es als stark ungrammatisch empfinden, die laut der Literatur befragen InformantInnen (bzw. einige von ihnen) es jedoch als richtig oder akzeptabel, aber markiert einschätzten.[78] Selbstredend reicht die sprachliche Intuition einiger weniger SprecherInnen nicht aus, um ein Beispiel als falsch (oder richtig) zu bezeichnen, doch genügt sie, um es in Frage zu stellen, und ebendies soll hier getan werden.

Dieser Satz dient als Beispiel für den Objekt-GenNeg, der durch die Verschiebung des semantischen Typs der Objekt-NP ausgelöst wird. Borschev et al. (2008: 51) schreiben selbst, dass das Verb *ljubit'* als Objektkasus den Akkusativ stark präferiert und der Genitiv, v. a. in Verbindung mit Nomen, die auf Menschen referieren, wenn nicht als ungrammatisch, dann zumindest als sehr unhöflich empfunden wird, d. h. dass eine Genitivmarkierung des Objekts mit einer kontextuellen Abwertung des Objekts einhergeht. Die alternative Analyse sieht nun vor, dass sich die Semantik der Objekt-NP verschiebt. Wenn diese mit dem GenNeg markiert wird, referiert sie nicht mehr auf eine definite (gekennzeichnet durch das Demonstrativpronomen *ėta*) und dadurch zudem (semantisch und diskurstechnisch) spezifische Sängerin, die jene Per-

[78] Borschev et al. (2008: 51, Hervorhebung im Original) bemerken: „Some speakers but not all consider Gen Neg somehow ‚bad' for human objects of *ljubit'* (suggesting ‚depersonification', insulting)." Dennoch finden alle von ihnen befragten InformantInnen das hier besprochene Beispiel für grammatisch.

son, die diesen Satz äußert, nicht mag, sondern auf eine von deren Eigenschaften. Dies bedeutet konkret, dass nicht die Sängerin persönlich von der „Handlung" des Nicht-Mögens betroffen ist, sondern nur eine Eigenschaft, die sie auszeichnet, möglicherweise auch mehrere. Als mögliche Lesart wird von Borschev et al. hier angeführt, dass der Person, die diesen Satz äußert, der Gesang der Sängerin missfällt. Es ist hier, merken sie an, die Verwendung eines Rollennomens, die diese Lesart erlaubt. Analog dazu könnte man annehmen, dass andere derartige Nomen – bspw. auch Bezeichnungen für Personen einer bestimmten Nationalität – in Kombination mit dem semantisch eigentlich restriktiven Verb *ljubit'* ebenfalls mit dem Genitiv markiert werden können. Diese generischen belebten Nomen im Plural geben hier jedoch keinerlei Aufschluss bzgl. der relevanten Kasusalternation, da die kasusmorphologische Opposition AKK/GEN im Plural – auch bei Feminina – neutralisiert ist.

Borschev et al. (2008: 51) führen selbst das analoge Beispiel **Ja ne ljublju ėtoj ženščiny* „Ich liebe diese Frau nicht" an, das ungrammatisch ist, u. a., da es sich bei *ženščina* „Frau" um kein Rollennomen handelt (worüber diskutiert werden kann). Wie steht es also um andere feminine Nomen im Singular bzw. Nomen im Neutrum – können sie in Verbindung mit *ljubit'* mit dem Genitiv markiert werden? Diese Frage wird etwas weiter unten wieder anhand von Daten aus dem RNK aufgegriffen.

Nun zu einer Analyse der NP-Semantik nach Timberlakes Parametern: Die Objekt-NP *pevica* „Sängerin" ist ein Rollennomen, also im weiteren Sinne eine spezielle Form eines Gattungsnamens (+Gen), ein konkretes Nomen (-Gen), steht im Singular (-Gen), ist belebt (-Gen) und definit (-Gen), wobei das Demonstrativpronomen es zusätzlich modifiziert (-Gen), und steht an einer syntaktisch und informationsstrukturell neutralen Position (+Gen). Das finite (+Gen) und imperfektive (+Gen) Prädikat tritt im Indikativ (+Gen) auf. Es handelt sich um einen Deklarativsatz (+Gen) mit neutraler Negation (-Gen). Hier zeigt sich ein eindeutiges Bild: Bis auf die Tatsache, dass es sich um ein Rollennomen handelt, sprechen alle semantischen Merkmale der NP gegen eine Genitivmarkierung. Genau umgekehrt verhält es sich mit den Eigenschaften des Prädikats: Beinahe alle Parameterausprägungen (mit Ausnahme der Negationsart) erlauben hier zumindest eine Genitivmarkierung, was nicht bedeutet, dass diese präferiert wird. Die lexikosemantischen Merkmale des Verbs *ljubit'* lizensieren wie erwähnt im Prinzip keine belebten Genitivobjekte. In Robblees (1993) Ansatz zählt *ljubit'* zur Gruppe der agentivischen Prädikate (s. Abschnitt 2.2.3.3), da es sowohl die Rollen des UNDERGOER als auch ACTOR vergibt. Die NP *pevica* wäre hier der UNDERGOER, während das Personalpronomen *ja* „ich" deiktisch auf die sprechende Person verweist und als ACTOR fungiert. Da sich Robblees Ansatz aber ausschließlich mit den Subjektargumenten dieser Prädikate beschäftigt, wird nichts darüber ausgesagt, in welchem Kasus die Objekte realisiert werden. Die Zuweisung der Makrorolle UNDERGOER scheint in diesem Fall noch nicht auf eine Präferenz für den Akkusativ oder den Genitiv hinzuweisen.

Andere Gründe für die hier zur Diskussion stehende Genitivmarkierung sind auszuschließen: Die NP *ėtoj pevicy* trägt nicht nur durch ihre Definitheit eindeutig eine Existenzpräsupposition (was nicht immer der Fall sein muss), sondern auch

dadurch, dass das Verb *ljubit'* extensional ist und somit verlangt, dass sein Objektargument (in irgendeiner möglichen Welt, hier offenbar der realen) existiert. Die Existenzpräsupposition wird auch nicht durch einen modalen Operator aufgehoben oder an einen anderen modalen Anker gebunden. Die Denotation dieses Satzes ist dementsprechend, dass der Sprecher/die Sprecherin *in dieser Welt diese Sängerin (bzw. einen Aspekt an ihr) nicht mag*. Eine Genitivmarkierung ist dennoch möglich, da laut Kagan ja bereits das Vorliegen einer von zwei Komponenten genügt: Die NP trägt zwar eine eindeutige Existenzpräsupposition, doch hat sich (s. die Argumente oben) ihr semantischer Typ verschoben.

Die alternative Akkusativmarkierung im Satz *Ja ne ljublju ėtu pevicu* „Ich liebe/mag diese Sängerin nicht" kann nur spezifisch gelesen werden. Das Objekt referiert hier auf eine spezifische Sängerin, was durch das Demonstrativpronomen noch verstärkt wird. Diese Spezifizität ist in dieser Form auch bei der Genitivmarkierung gegeben, da auch dort auf eine spezifische Sängerin referiert wird, doch bezieht sich in jenem Fall die Handlung des Verbs nicht direkt auf das Objekt, sondern – über Umwege – nur auf Teile von ihm.

Um auf die Intuition der befragten InformantInnen zurückzukommen, so ist hier noch zu ergänzen, dass diese das Beispiel – so wie auch das oben genannte Analoge Beispiel *Ja ne ljublju ėtoj ženščiny* als ungrammatisch empfinden. Zusätzliche Attribute, die diesem Satz zugeschrieben werden, sind „schlampig" und „merkwürdig". Sollte dieser Satz also für andere SprecherInnen grammatisch sein, so ist zumindest davon auszugehen, dass er immer mit einer gewissen stilistischen und womöglich kontextuellen Markiertheit einhergeht.

Nun zu den analogen Beispielen, die im RNK gefunden werden konnten. Eine Suche nach der Struktur Nomen(Nom) + ne + {ljubit'} + Nomen(Gen, fem), wobei alle diese Elemente direkt nebeneinander, d. h. ohne dazwischen stehende Wörter, gesucht wurden, lieferte 356 Kontexte in insgesamt 329 Dokumenten, wobei die überwältigende Mehrheit der Treffer unbelebte GenNeg-NPs aufweist:

V. А Юлия Михайловна не любила улиц, автомобилей, ветра, морозов.[79] (Юрий Трифонов: *Дом на набережной*, 1976)

VI. Эмиль Теодорович не любил тишины в соседней комнате.[80] (И. Э. Кио: *Иллюзии без иллюзий*, 1995-99)

VII. Замятин не любил насмешек.[81] (В. Т. Шаламов: *Колымские рассказы*, 1954-61)

VIII. Он не любил этой темы и не верил, что власть в России на его веку станет лучше.[82] (Виктор Ремизов: *Воля вольная // «Новый мир»*, 2013)

[79] „Aber Julija Michajlovna liebte die Straßen, die Autos, den Wind und die Kälte nicht."

[80] „Ėmil' Teodorovič mochte die Stille in seinem Nebenzimmer nicht."

[81] „Zamjatin mochte die Spottereien nicht."

[82] „Er mochte dieses Thema nicht und glaubte nicht, dass die Herrschaft in Russland in seinem Jahrhundert besser würde."

Bei einer genaueren Betrachtung der GenNeg-NPs fällt folgendes auf: Sie treten sowohl im Singular (*vetr* „Wind“) als auch im Plural (*moroz* „Kälte“) auf, nicht nur bei konkreten Konzepten (*avtomobil'* „Autos“), sondern auch abstrakten (*tišina* „Stille“), bei spezifischen (*tišina v sosednej komnate* „die Stille im Nebenzimmer“) und definiten (*ėta tema* „dieses Thema“) als auch bei unspezifischen, indefiniten (*nasmešk*a „Spötterei, Verhöhnung“). Allein durch die Definitheit einiger Beispiele und der oben bereits angesprochenen Extensionalität des Verbs *ljubit'* kann an dieser Stelle ausgeschlossen werden, dass es den GenNeg-NPs in diesen Sätzen an einer Existenzpräsupposition mangelt. In einigen Fällen, so auch bei den Beispielen V und VII, ist es denkbar, dass die NPs vom semantischen Typ <e, t> sind und am ehesten Eigenschaften bzw. Referenten „einer Art“ bezeichnen. Bei den genauer modifizierten NPs könnte es zu einer Typverschiebung kommen, sodass Ėmil' in Beispiel VI sowie das Subjekt in Beispiel VIII jeweils gewisse Aspekte an der Stille im Nebenzimmer bzw. ‚diesem' Thema nicht mögen.

Bei einer eingeschränkten Suche, die ausschließlich belebte feminine Nomen im Singular zurückliefern sollte, wurden nur mehr 18 Kontexte in 17 Dokumenten gefunden, von denen hier exemplarisch vier angeführt und diskutiert werden sollen:

IX. Собака не любила девушки, рвала ей чулки, рычала на нее и скалилась.[83] (Б. Л. Пастернак: *Доктор Живаго*, 1945-55)

X. Петр не любил Екатерины, был с нею невежлив, груб и невыносим.[84] (П. И. Ковалевский: *Император Петр III*, 1900-10)

XI. Кто не любит женщины, тот не понимает Бога, потому что Бог написал себя на душе женщины, а его писание можно читать только сердцем.[85] (В. О. Ключевский: *Записные книжки*, 1893-99)

XII. Рассказывают, что он, не любя молодой актрисы Дегарсень (которую можно назвать живым образом слабой томности), старался всячески замешивать ее в игре.[86] (Н. М. Карамзин: *Письма русского путешественника*, 1793)

Besonders auffallend ist hier der Entstehungszeitraum der Beispiele. Das aktuellste Beispiel entstand laut Angaben im RNK zwischen 1945 und 1955, die anderen drei wurden weitaus früher produziert, das älteste sogar Ende des 18. Jahrhunderts. An dieser Stelle soll auf den – im Rahmen dieses Analysekapitels noch nicht aufgegriffenen – Prozess des Sprachwandels erinnert werden, der sich im Bezug auf die Kasusalternationen – AKK/GEN noch mehr als NOM/GEN – vollzieht. Ein Blick zurück auf Abbildung 2 auf Seite 20 verdeutlicht, dass bspw. zu Beginn des 19. Jahrhunderts erst

[83] „Der Hund mochte das Mädchen nicht; er zerriss ihre Strümpfe, knurrte sie an und fletschte die Zähne.“

[84] „Petr liebte Ekaterina nicht, er war unhöflich, grob und schuldlos zu ihr.“

[85] „Wer Frau(en) nicht liebt, der versteht Gott nicht, denn Gott hat sich dem Geist der Frau verschrieben, und seine Schrift kann man nur mit dem Herzen lesen.“

[86] „Sie erzählen, dass er, der die junge Schauspielerin Degarsen' (die man das lebende Beispiel loser Schmachten bezeichnen könnte) nicht liebte, versuchte, sie auf jede Art und Weise ins Spiel zu verwickeln.“

ca. 10% der direkten Objekte in negierten Kontexten mit dem Akkusativ markiert wurden. Der Genitiv war damals also der Defaultkasus, was ebenso bedeutet, dass es zu diesem Zeitpunkt evtl. noch keine semantischen Unterschiede gab und die Kasuswahl normativ und stilistisch bedingt war, da es eben einfach dem Standard entsprach, den Genitiv zu verwenden. Auch Anfang des 20. Jahrhunderts wurden erst um die 20% der Objekt-NPs mit dem Akkusativ markiert. Bei einer Analyse der hier vorliegenden Genitivmarkierungen wird dennoch deutlich, dass – zumindest in den Beispielen IX, X und XII die Referenten der NPs abgewertet werden: Der Hund mag das Mädchen nicht nur nicht, er hasst es, was durch den restlichen Kontext im Satz deutlich wird; Petr liebt Ekaterina nicht nur nicht, sondern er verhält sich demonstrativ lieblos ihr gegenüber; das männliche Subjekt in Satz XII mag die Schauspielerin nicht, wobei es der Erzählinstanz hier genauso geht, die sie in dem in Klammern stehenden Relativsatz abwertet. Es ist also denkbar, dass die Genitivmarkierung an menschlichen Objekten hier nicht nur normativ bedingt ist (obwohl dieser Faktor eine wahrscheinlich nicht unbedeutende Rolle spielt), sondern auch dadurch, dass diese in Verbindung mit der verneinten Form von *ljubit'* eine pejorative Konnotation erhalten.

Beispiel 8: Они не построили гостиницы.

(viii)	Oni	ne	postroi-li	gostinic-y
	sie.PERSPRON.3P.PL	NEG	bauen-3P.PL.PRÄT.PERF	Hotel.F-GEN.SG
	‚Sie bauten kein Hotel.'			

(Borschev et al. 2008: 58)

Dieses Objekt-GenNeg-Beispiel erscheint auf den ersten Blick sehr transparent: Das agentivische (aber semantisch leere, weil anaphorisch/deiktisch verwendete) Subjekt des Satzes, *oni* „sie" (3. P. Plural), hat die Handlung des Bauens eines Hotels nicht durchgeführt, also existiert dieses nicht. Die NP *gostinica* „Hotel" trägt also keine Existenzpräsupposition und erlaubt deshalb eine Genitivmarkierung. Das Zusammenspiel aus Verbsemantik bzw. den grammatikalischen Eigenschaften des Prädikats einerseits und der Objekt-NP andererseits verwundert. Zunächst sollen die beiden Aspekte getrennt im Detail betrachtet werden, bevor ihre Interaktion analysiert wird.

Die Genitiv-NP *gostinicy* verfügt, wie erwähnt, über keine Existenzpräsupposition. Sie könnte insofern als vom Typ <e, t> betrachtet werden, als eine generelle Inkorporationsverschiebung in diesem Fall plausibel erscheint: Es ist nicht mehr wichtig, was *sie* bauen (bzw. *nicht* bauen): Sie bauen lediglich ein Gebäude, das die Eigenschaft „ist ein Hotel" aufweist. Die NP ist unspezifisch, da in Folge natürlich auch kein konkretes Hotel, das nicht gebaut wurde, gemeint sein kann. Borschev et al. (2008: 58) meinen zu diesem Beispiel, dass die NP mit der alternativen Akkusativmarkierung in *Oni ne postroili gostinicu* im Gegensatz dazu spezifisch gelesen werden muss, d. h. dass ein konkretes Hotel, das in Planung war, nicht gebaut wurde.

Gostinica ist ein Gattungsname (+Gen) im Singular (-Gen), ist unbelebt (+Gen), indefinit (-Gen) und unmodifiziert (+Gen). Der Deklarativsatz (+Gen) mit neutraler Negation (-Gen) weist eine unmarkierte Satzstellung auf, in der die Objekt-NP an neutraler Position auftritt (+Gen). Das Prädikat ist finit (+Gen), perfektiv (-Gen) und

tritt im Indikativ auf (+Gen). Der zusätzliche Parameter der Spezifizität, wie ihn Babyonyshev/Brun (2002) beschreiben, lizensiert in diesem Fall mit der Merkmalsausprägung [-spezifisch] ebenfalls eindeutig eine Genitivmarkierung. Bei einer alleinigen Betrachtung der NP-Semantik ist dieses Beispiel also nicht auffällig, sondern eher ein typisches Beispiel für den Objekt-GenNeg. Jedoch soll der Einfluss des verbalen Aspekts auf die Kasusmarkierung an diesem Beispiel eingehender besprochen werden.

In den affirmativen Pendants würde die Verwendung des imperfektiven Aspekts (*oni stroili gostinicu*) bedeuten, dass ‚sie' am Hotel gebaut haben, wobei ebendieser Prozess des Bauens im Vordergrund steht und nicht erwähnt wird, ob das Hotel fertig gebaut wurde; die Verwendung dieses Aspekts impliziert aber, dass dies womöglich nicht der Fall ist. Das Hotel (im Sinne eines fertig gebauten Hotels) trägt hier also keine Existenzpräsupposition. Anders verhält es sich mit der affirmativen Version des perfektiven Aspekts (*oni postroili gostinicu*), in der die Objekt-NP zwingend eine Existenzpräsupposition trägt, da das Prädikat aussagt, dass die Handlung des Hotel-Bauens vollendet wurde, und dies kann logischerweise nur der Fall sein, wenn das Hotel fertig ist. In den negierten Sätzen dreht sich diese Folgerichtung jedoch um: Während die Negation des imperfektiven Aspekts im Kern bedeutet, dass sie nicht gebaut haben (und zwar ein Hotel, was aber in diesem Fall gar nicht im Vordergrund steht), sagt der in diesem Beispiel realisierte perfektive Aspekt aus, dass die Handlung nicht vollendet bzw. in ihrer Gesamtheit nicht ausgeführt wurde (d. h. auch nicht zum Teil). Das Hotel existiert natürlich auch in diesem Fall nicht, doch wird zumindest nicht ausgeschlossen, dass angefangen wurde, es zu bauen und dass (möglicherweise) bereits Teile des Hotels bestehen. Diesbezüglich ist anzumerken, dass die Intuition einer befragten Sprecherin – in Einklang mit den Ausführungen in Padučeva (2014) – darauf hinwies, dass bei der Verwendung des perfektiven Aspekts keineswegs ausgesagt wird, dass mit dem Bau begonnen wurde, sondern dass lediglich bspw. ein konkreter Plan existierte, ein (spezifisches) Hotel zu bauen, dieser wurde aber aus einem nicht genannten Grund nicht in die Tat umgesetzt. Die oben genannte Bedeutung „ein Teil des Hotels wurde gebaut, jedoch wurde dieses nicht komplett vollendet" wird hingegen von einer anderen speziell präfigierten Form des Verbs, nämlich *dostroit'* „fertig, zu Ende bauen", ausgedrückt.[87] In jedem Fall handelt es sich hier eher um ein spezifisches Hotel, das nicht gebaut wurde.

Padučeva (2013: 139) charakterisiert die Verwendung des perfektiven Aspekts in diesem Beispiel wie folgt: Während *Y postroil X* „Y baute.PERF X" bedeutet „Y tat dies, damit X existiert", bedeutet die negierte Version, *Y ne postroil X-GEN* „Y baute.PERF X-GEN nicht", dass „X-GEN nicht existiert". Der entscheidende Grund, aus dem der perfektive Aspekt hier scheinbar kein Problem für die Genitivmarkierung darstellt, ist,

[87] Das produktive Präfix *do-*, das dem Verb in vielen, jedoch nicht allen Fällen die primitive Bedeutung „etwas zu Ende, fertig tun" hinzufügt, bedingt bei jenen transitiven Verben (perfektiven Aspekts), die für die Durchführung der durch sie bezeichneten Handlung ein Objekt voraussetzen, dass dieses präsupponiert wird: Der Satz *Ja ne dočital knigu* „Ich habe das Buch nicht fertig gelesen" setzt voraus, dass das Buch existiert; mehr noch als das: Er setzt voraus, dass es sich um ein spezifisches Buch handelt.

dass die Art der Handlung (*bauen*) für die Ausführung der Handlung noch nicht das (vollständige) Objekt benötigt, vielmehr wird es erst durch die Handlung erschaffen: *stroit'/postroit'* ist also ein Verb, das den Prozess der Erschaffung des Objekts ausdrückt und lizensiert damit den GenNeg.

Im RNK finden sich bei einer Suche nach der Struktur ne + {postroit'} + Nomen(Gen) ohne Abständen zwischen den Elementen 32 Kontexte in 31 Dokumenten, von denen jedoch einige abstrakte Nomen als Objekte aufweisen. Hier zwei Beispiele mit konkreten Nomen als direkte Objekte:

XIII. Поэтому он не построил церкви и запретил это делать потомкам.[88] (Андрей Балдин: *Московские праздные дни*, 1997)

XIV. Во-первых, институт не справлялся с оборудованием лаборатории: не построены кабины, не проведены телеустановки — вообще техникой мы не обеспечены [...][89] (Д. Б. Эльконин: *Выдержки из научных дневников // «Вопросы психологии»*, 2004)

Beide Fälle scheinen klar zu sein: In Satz XIII baute die Person, auf die das grammatikalische Subjekt referiert, keine Kirchen, weshalb es keine gibt und diese über keine Existenzpräsupposition verfügen (hiermit sind nicht alle Kirchen, sondern „die von ihm gebauten Kirchen" gemeint, also ist die NP hier vom Typ <e, t>), während der Autor von XIV sich darüber beklagt, dass keine Kabinen im Labor errichtet wurden, wobei auch hier sowohl der semantische Typ der NP als auch die fehlende Existenzpräsupposition die Genitivmarkierung lizensieren.

Beispiel 9: Она не нашла документов, которые подтвердили бы его правоту.

(ix) Ona ne našla dokument-ov, kotor-ye
Sie NEG fand Dokument.M-GEN.PL welch-NOM.PL
podtverdi-li by ego pravot-u
beweisen-3P.PL.PRÄT.PERF KONJ seine Richtigkeit.F-AKK.SG
‚Sie fand keine Dokumente, die beweisen würden, dass er recht hat.'
(Borschev et al. 2008: 61)

Bei diesem Satz handelt es sich um ein ziemlich transparentes Beispiel des Objekt-GenNegs, das über Umwege von Kagan zu Borschev et al. gelangte, die es zur Demonstration der Tatsache benutzen, dass die Verwendung eines konjunktivischen Relativsatzes ohne modalen oder intensionalen Operator das Auftreten des GenNegs nicht hemmt.

Die NP *dokumentov* referiert hier auf Dokumente, die möglicherweise existieren, möglicherweise aber auch nicht, wobei die Genitivmarkierung eben einen Zweifel an der Existenz der Dokumente ausdrückt. Dies wird durch die Verwendung des Konjunktivs *podtverdili by* „würden belegen" verstärkt: Würden die Dokumente existieren

[88] „Aus diesem Grund baute er keine Kirchen und verbot seiner Nachkommenschaft, es zu tun."

[89] „Erstens kam das Institut nicht mit der Laborausrüstung zurecht: Kabinen wurden nicht gebaut, die Ferneinstellung wurde nicht ausgeführt, überhaupt wurden wir nicht mit Technik versorgt."

(was infrage steht), so könnten sie belegen, dass er recht hat. Die Verwendung des Indikativs in diesem Fall würde der Genitivmarkierung gewissermaßen widersprechen: Dokumente, von denen unbekannt ist, ob sie tatsächlich existieren (zumindest der Person, die den vorliegenden Satz in dieser Form äußert, ist dies unbekannt), können nicht sicher belegen, dass er recht hat. Die Tatsache, dass sich das Objekt des Hauptsatzes und das Prädikat des relativen Nebensatzes die fehlende Existenzpräsupposition teilen, bedingt, dass sie diesbezüglich miteinander kongruieren und der Satz insgesamt stimmig klingt. Die Akkusativ-Alternative **Ona ne našla dokumenty, kotorye podtverdili by ego pravotu* „Sie fand Dokumente, die belegen würden, dass er recht hat" ist in dieser Lesart sogar ungrammatisch.[90]

Somit wurden schon einige der zentralen Ansätze überprüft: Die GenNeg-NP verfügt über keine Existenzpräsupposition und ist gleichzeitig vom Typ <e, t>, da es sich lediglich um eine Art von Dokumenten handelt, und zwar jene, die seine Richtigkeit bestätigen könnten. Nach Timberlakes Parametern ist *dokumenty* ein Gattungsname (+Gen) im Plural (+Gen), ist unbelebt (+Gen), indefinit (+Gen) und durch den Relativsatz modifiziert (-Gen). Der Deklarativsatz (+Gen) mit neutraler Negation (-Gen) weist eine unmarkierte Satzstellung auf, in der die Objekt-NP an neutraler Position auftritt (+Gen). Das Prädikat des Hauptsatzes, in dem der GenNeg auftritt, ist finit (+Gen), perfektiv (-Gen) und tritt im Konjunktiv auf (-Gen).

Beispiel 10: Анна не читала книг.

(x)	Anna	ne	čita-la	knig
	Anna	NEG	lesen-3P.SG.PRÄT.IMPERF	Buch.F.GEN.PL
	‚Anna las keine Bücher.'			

Dieses (natürlich teilweise mit anderen Namen) oft in der Literatur anzufindende Objekt-GenNeg-Beispiel ist es insofern wert, in dieser qualitativen Analyse berücksichtigt zu werden, als es einerseits ein Verb – *čitat'* „lesen" – beinhaltet, das im Sprachgebrauch häufig mit dem GenNeg verwendet wird (wie die Daten aus dem Korpus weiter unten zeigen werden), und andererseits, weil die Genitivmarkierung in diesem Satz nicht zwingend die semantischen Eigenschaften aufweisen muss, die in der Literatur als für GenNeg-NPs typisch angenommen wurden.

Hier bietet es sich an, mit einer Betrachtung der NP-Semantik zu beginnen: *Knigi* bzw. *knig* ist ein Gattungsname (+Gen) im Plural (+Gen), ist unbelebt (+Gen), indefinit (+Gen) und unmodifiziert (+Gen). Es handelt sich bei diesem Beispiel um einen Deklarativsatz (+Gen) mit neutraler Negation (-Gen). Die Satzstellung ist unmarkiert (+Gen). Das Prädikat ist finit (+Gen), imperfektiv (+Gen) und steht im Indikativ (+Gen). Die entscheidendste dieser genannten Eigenschaften ist vermutlich die Definitheit, die im Russischen als artikelloser Sprache anders ausgedrückt werden muss als bspw. im Deutschen. Doch ist auch die Definitheit im Endeffekt nicht das auslö-

[90] Mit einer anderen Interpretation ist dieser Satz durchaus möglich, bspw. wenn die Dokumente vorliegen, aber aus irgendeinem Grund nicht verwendet werden, um zu beweisen, dass er recht hat.

sende Moment, das die Genitivmarkierung lizensiert (wenn sie es ist, dann v. a. für ältere SprecherInnen), sondern vielmehr die Spezifizität, zumindest für jüngere SprecherInnengruppen (vgl. Babyonyshev/Brun 2002). Die GenNeg-NP *knig* muss also unspezifisch gelesen werden: *Anna las keine Bücher*. Die spezifische Lesart *?Anna las die (konkreten) Bücher nicht* ist in diesem Fall nicht wahrscheinlich, da hier eher der Akkusativ verwendet werden würde: *Anna ne čitala knigi*. Siehe allerdings die unten besprochenen Gegenbeispiele aus dem Korpus.

Bezüglich des semantischen Typs ist es sehr wahrscheinlich, dass *knig* vom Typ <e, t> ist, insofern, als es eben nicht um definite, individuelle Bücher geht, sondern lediglich darum, dass Anna nichts „von der Gattung Bücher" gelesen hat, bzw. nichts, was die Eigenschaft „ist ein Buch" aufweist. Die Frage nach der Existenzpräsupposition ist hier interessanter: Nur, weil Anna keine Bücher gelesen hat, bedeutet das natürlich nicht, dass keine Bücher existieren. Doch in Verbindung mit dem Typ <e, t> und der unspezifischen Lesart der GenNeg-NP sagt dieser Satz ja auch nichts darüber aus, ob Bücher existieren oder nicht, sondern lediglich, dass keine Bücher existieren, die von Anna gelesen wurden.

Informantinnen befanden dieses Beispiel als grammatisch, wobei eine von ihnen anmerkte, dass dieser Satz in dieser Form v. a. von SprecherInnen älterer Generationen geäußert werden würde. Auf einen semantischen Unterschied zwischen Genitiv und Akkusativ wies sie hingegen nicht hin. Dies ruft die in der Literatur zum GenNeg oftmals erwähnten Sprachwandelprozesse in Erinnerung, die sich aktuell vollziehen und dem Genitiv eine konservative, „altmodische", gehobene Konnotation verleihen, während sich der Akkusativ als neutrale und in allen Fällen mögliche und gebräuchliche Alternative etabliert.

Bei der Suche im RNK nach der Struktur ne + {čitat'} + Nomen(Gen) ohne Abstände zwischen den Elementen werden 1403 Kontexte in 1030 Dokumenten gefunden. Hier sind in erster Linie jene interessant, in denen auf den ersten Blick scheinbar spezifische NPs mit dem GenNeg markiert werden, was bisher eigentlich ausgeschlossen wurde:

XV. Лена не читала моих рассказов.[91] (Сергей Довлатов: *Чемодан*, 1986)

XVI. Виталий, разве вы никогда не читали "Войны и мира"?[92] (И. Грекова: *Дамский мастер*, 1963)

XVII. А кто не читал таких страниц Толстого, которые просто-таки дурманят нас миражем господства над жизнью?[93] (И. Ф. Анненский: *Вторая книга отражений*, 1909)

In XV werden die Erzählungen durch das Possessivpronomen *moi* „meine" genauer modifiziert. Dennoch kann es sich um eine unspezifische Lesart handeln, wenn die

[91] „Lena hat meine Erzählungen nicht gelesen."

[92] „Vitalij, haben Sie wirklich nie ‚Krieg und Frieden' gelesen?"

[93] „Aber wer hat solche Seiten von Tolstoj nicht gelesen, die uns geradezu mit der Illusion der Herrschaft über das Leben berauschen?"

Person, die diesen Satz äußert, bspw. hunderte Erzählungen verfasst hat, Lena aber einen Teil nicht gelesen hat. Somit sind weder alle Erzählungen gemeint noch eine spezifische Teilmenge, sondern vielmehr eine unspezifische Teilmenge. Eine Interpretation der NP als Typ <e, t> ist also möglich, was auch für Beispiel XVII der Fall ist. Hier lädt das Pronomen *takoj* „(ein) solcher" bereits zu einer Property-Type-Lesart ein: Es wurden Seiten einer bestimmten Art nicht gelesen; welcher Art, das wird durch den zusätzlichen adnominalen Genitiv *Tolstogo* „Tolstojs" sowie den Relativsatz genau beschrieben. Es handelt sich dennoch um keine spezifische Angabe, da bspw. nicht die Seiten 54–113 eines bestimmten Werks von Tolstoj gemeint sind. Anzumerken ist hier auch das Entstehungsdatum dieses Beispiels. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte sich der Akkusativ noch nicht durchgesetzt, weshalb die hier auftretende Genitivmarkierung durchaus auch durch den damaligen normativen Standard bedingt sein könnte.

Am spannendsten scheint hier jedoch der Satz in XVI: Hier muss es sich um andere Gründe handeln, die den GenNeg bedingen, denn *Krieg und Frieden* ist ein konkretes Werk eines konkreten Autors und damit hochspezifisch. Mögliche Faktoren sind hier einerseits stilistischer Natur, da der Genitiv eine konservative, ‚feinere' Konnotation hervorruft und einem gehobeneren Register zugeschrieben wird, was durchaus auch zum Inhalt dieses Satzes passen würde, andererseits können die Faktoren auch insofern semantisch bedingt sein, als die GenNeg-NP hier eine partitive Lesart erhalten kann: Das Wort *razve* „wirklich" drückt den Unglauben des Sprechers/der Sprecherin darüber aus, dass die adressierte Person das Buch tatsächlich nicht gelesen haben soll. Eine partitive Lesart wie in *Sie haben nicht einmal Teile des Werks gelesen?* fragt nun nicht mehr danach, ob das ganze Buch (fertig) gelesen wurde, sondern ob dieses sehr bekannte Werk nicht einmal im Ansatz *an*gelesen wurde, was die Dramatik der ganzen Situation etwas mildern würde. Auch die Verwendung der imperfektiven Verbform würde zu dieser Lesart passen.

3.4 Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

Folgende Fragen sollen in diesem Diskussionsabschnitt erörtert werden:

- Welche der in der Literatur bisher vorgeschlagenen Ansätze beschreiben die Phänomene des Subjekt-GenNegs sowie des Objekt-GenNegs jeweils adäquat und welche von ihnen können sogar beide erklären?
- Welcher kleinste semantische Nenner bzw. „rote Faden" bleibt übrig, wenn man von den einzelnen Ansätzen abstrahiert? M. a. W.: Was sind die semantischen Eigenschaften, die eine NP bzw. ein sprachlicher Kontext prinzipiell erfüllen muss, um eine GenNeg-Markierung zu erlauben?
- Inwiefern entsprechen die sprachlichen Daten, die zur Veranschaulichung dieser jeweiligen Theorien verwendet wurden (und als Beispiele der qualitativen Analyse dienten) der Realität des Sprachgebrauchs?

Im Rahmen dieser Arbeit wurden einige der dominanten Ansätze der GenNeg-Forschung präsentiert, wobei einigen von ihnen (ausschließlich den der westlichen Forschung entspringenden) ganze Kapitel gewidmet waren, während andere (viele von ihnen aus dem russischsprachigen Raum) in diese Kapitel integriert wurden. Dies deutet bereits an, dass die theoretischen Fragmente der westlichen GenNeg-Literatur häufig als abgeschlossene, für sich allein stehende Modelle konzipiert wurden (wie bspw. das perspektivische Zentrum), während die russische linguistische Literatur sich seit jeher eher deskriptiv und ohne die Bildung von Modellen um die primitivsten semantischen Eigenschaften dieses sprachlichen Phänomens kümmerte, was u. a. bedeutete, dass sie sich auch nicht unbedingt der gemeinsamen und verallgemeinernden Erklärung von Subjekt- und Objekt-GenNeg annahm, sondern diese Strukturen zunächst gesondert untersuchte. Wenn man so will, so geht die westliche Forschung eher *top-down* vor und strebt kohärente, komplette Modelle an, während die russische Tradition eher mit *bottom-up*-Prozessen arbeitet; dies impliziert, dass die einen induktiv und die anderen deduktiv arbeiten, doch ist dies – wenn überhaupt – eine viel zu grobe Sichtweise. Wie erwartet tauchen so aber die zentralen Erkenntnisse von Padučeva in den anderen, hier eingehend vorgestellten Modellen an vielerlei Stellen auf. Nun sollen die Ansätze anhand der Ergebnisse der Analyse sowie der sprachlichen Intuition einiger MuttersprachlerInnen und einigen Korpusdaten reevaluiert werden:

a) *Das perspektivische Zentrum*: Wie gezeigt werden konnte, kann die einst bahnbrechende Erkenntnis Leonary Babbys', dass das Rhema mit dem Skopus der Negation korreliert und die NPs, die in diesem enthalten sind, bei einer Negation mit dem GenNeg markiert werden, nicht alle Fälle erklären, da auch bereits im Diskurs genannte Elemente, die also informationsstrukturell eher als Thema klassifiziert werden, mit dem GenNeg markiert werden (können). Während Babby diesen Ansatz später selbst modifizierte und den Skopus der Negation statt mit dem Rhema mit einer syntaktischen Struktur erklärte, nahmen sich Barbara H. Partee und Vladimir Borschev der semantischen und informationsstrukturellen Überarbeitung an und

formulierten schließlich den Gedanken des perspektivischen Zentrums. Alle Subjekt-GenNeg-Beispiele, die im Rahmen der Analyse im Detail untersucht wurden, verdeutlichten die Stärken dieses Modells: Wird eine örtliche oder zeitliche Bestimmung explizit genannt, so handelt es sich dabei unverkennbar um eine LOC (wie *v magazine* „im Geschäft" oder *v našem lesu* „in unserem Wald"). Der GenNeg wird nun durch das Prinzip lizensiert, dass die Existenz des Referenten relativ zu dieser LOC, d. h. innerhalb dieser LOC, negiert wird. Dies eliminierte eines der gewichtigsten Probleme, das zuvor einige ForscherInnen beschäftigt hatte: Die Frage nach der unerklärlich anmutenden Tatsache, dass auch referenzielle NPs wie bspw. Eigennamen in Sätzen wie *Ivana ne bylo na lekcii* „Ivan war nicht bei der Vorlesung" mit dem GenNeg markiert werden können, wo doch in diesem Fall klar ist, dass Ivan existiert. Ein weiterer Vorteil dieses Modells besteht darin, dass die LOC zwar in einem Existenzsatz immer existieren, allerdings nicht explizit genannt werden muss: Bleibt eine overte temporale oder spatiale adverbiale Bestimmung also aus, so ändert es nichts an der Bedeutung des Satzes, sich eine globale (und damit redundante, da selbstverständliche) LOC wie *v mire* „in der Welt" mitzudenken. Die Existenzpräsupposition wird also in jedem Fall in Relation zu einer LOC aufgehoben.

An dieser Stelle lässt sich ein klarer Bezug zum GenInt herstellen, dessen Existenzpräsupposition ebenfalls ganz analog zum GenNeg relativ zu einem Ort/einer Zeit bestimmt wird. In Sätzen wie *Dima ždët rusalku* „Dima wartet auf eine Meerjungfrau" ist der GenNeg deshalb nicht lizensiert, weil das intensionale Verb *ždat'* „warten (auf)" als modaler Anker eine alternative Welt einführt: Während unser Weltwissen uns sagt, dass keine Meerjungfrauen existieren und die NP *rusalka* deshalb keine Existenzpräsupposition tragen sollte (zumindest in der realen Welt, also *v mire*), so wird dieser Satz aus Dimas Perspektive geäußert, und dieser wartet auf eine Meerjungfrau, da diese in seiner Gedankenwelt – die als LOC für diesen Satz fungiert – sehr wohl existiert, da er dem Anschein nach an die Existenz von Meerjungfrauen glaubt.

Wie sieht es jedoch mit den Objekt-GenNeg-Sätzen aus, die Teil der Analyse waren – kann das Modell des perspektivischen Zentrums auch in ihnen die Genitivmarkierung erklären? Ganz deutlich: ja. Wird in den Sätzen selbst keine LOC genannt, so ist diese wieder implizit als *v mire* mitzudenken. Bei Sätzen wie *Anna ne čitala knig* „Anna las keine Bücher" ist es jedoch zunächst vielleicht schwierig, die Relevanz des perspektivischen Zentrums zu erkennen. Wichtig ist, dass die LOC sich nicht auf die Handlung bezieht, d. h. es geht in diesem Fall nicht darum, dass Anna *in dieser Welt* keine Bücher las, sondern es geht um die Existenz der mit dem Objekt-GenNeg markierten NP, die relativ zu einer LOC bestimmt wird. Es ist jedoch zur Überprüfung der Gültigkeit des Modells einfach, aus jedem Objekt-GenNeg-Satz einen Subjekt-GenNeg-Satz zu formen, in dem die eigentliche Handlung des (lexikalischen) Verbs in einen Relativsatz verschoben wird: *V mire net knig, kotorye Anna čital* „Auf dieser Welt gibt es keine Bücher, die Anna gelesen hat". Dies illustriert zwei wesentliche Fakten und stellt bereits eine enge Verbin-

dung zur Property-Type-Hypothese dar, die im Zentrum des zweiten vorgestellten Ansatzes steht: Zunächst wird so gezeigt, dass offenbar nicht die durch das Verb bezeichnete Handlung verneint wird (da die Negation bereits im ersten Teil der Paraphrase auftaucht), sondern vielmehr die Existenz des Objekts, was bedeutet, dass es nicht darum geht, dass Anna (nicht) gelesen hat, sondern vielmehr darum, dass es keine Bücher gibt, die sie gelesen hat. Zweitens wird somit bereits deutlich, dass es hier nicht um Bücher generell geht, sondern um eine spezielle Art von Büchern, und zwar „Bücher, die Anna gelesen hat". Die negierte NP ist also nicht vom Typ e, sondern vom Typ <e, t>. Dasselbe lässt sich auch am Beispiel *Oni ne postroili gostinicy* „Sie bauten kein Hotel" zeigen, das sich als *Zdes' net gostinicy, kotoruju oni postroili* „Hier gibt es kein Hotel, das sie bauten" paraphrasieren lässt, wobei *zdes'* „hier" eine räumlich einschränkende Alternative zu *v mire* darstellt, da es nur mehr um einen speziellen Ort geht – und dennoch funktioniert die GenNeg-Zuweisung. Im Satz wird also die Existenz eines Hotels negiert, das die Eigenschaft „wurde von ihnen (wer auch immer ‚sie' sind) gebaut".

Ein wesentlicher Punkt ist, dass es bei der LOC und dem perspektivischen Zentrum nicht nur um Existenz, sondern auch um Präsenz geht. Darauf wurde v. a. von Elena Padučeva hingewiesen, die neben Existenzverben auch Perzeptionsverben als sogenannte „Genitivverben" bezeichnete, die demnach den GenNeg lizensieren. Der Gedanke dahinter ist, dass in manchen Kontexten, in denen das Auftreten des GenNegs üblich ist, nicht die Existenz eines Referenten negiert wird, sondern lediglich seine Präsenz im Blick-/Wahrnehmungsfeld des „wahrnehmenden Subjekts", also jener Person bzw. Entität, aus deren Perspektive der Satz geäußert wird. *Maši ne vidno* „Maša ist nicht sichtbar" kann demnach also so gedeutet werden, dass Maša nicht im Blickfeld des wahrnehmenden Subjekts ist und somit ihre Präsenzpräsupposition aufgehoben wird. Der Unterschied zur Aufhebung der Existenzpräsupposition besteht nun darin, dass diese Aussage nicht zwingend impliziert, dass Maša wirklich nicht da war und deshalb nicht gesehen wurde (das würde eine fehlende Existenzpräsupposition erlauben), es kann nämlich durchaus sein, dass sie in der Tat vor Ort war, aber eben nicht wahrgenommen wurde. Im Gegensatz zur Existenzpräsupposition ist zwar auch die Präsenzpräsupposition relativ zu einer LOC, doch ist diese an ein Subjekt gebunden und damit subjektiv, was bedeutet, dass offen bleibt, ob der mit dem GenNeg markierte Referent tatsächlich in der LOC existiert oder nicht.

Das Modell des perspektivischen Zentrums kann also nicht nur den Subjekt-GenNeg, für den es konzipiert wurde, erklären, sondern auch den Objekt-GenNeg sowie sogar den GenInt. Die Kernaussage ist die, dass die Existenz/Präsenz des Referenten, der durch die Genitiv-NP ausgedrückt wird, relativ zu einer LOC negiert wird, d. h. die Existenz- bzw. Präsenzpräsupposition wird aufgehoben.

b) *Die Property-Type-Hypothese*: Dieser Ansatz beruht darauf, dass die Gruppe um Borschev/Partee jene Erkenntnisse, die darauf hindeuten, dass Subjekt-GenNeg-NPs (was oben ebenfalls auf simple Art und Weise naiv veranschaulicht wurde)

sowie GenInt-NPs vom semantischen Typ <e, t> sind, als Bekräftigung für die Formulierung der Property-Type-Hypothese für den Objekt-GenNeg sahen. Sollte sie für diesen also zutreffen, so ist damit eigentlich schon bewiesen, dass es sich um eine semantische Eigenschaft handelt, die von allen drei nicht-kanonischen Genitivarten geteilt wird. Ein Problem bzgl. dieses Ansatzes ergibt sich u. a. durch die Frage nach der Grenze seiner Anwendbarkeit. Das Beispiel *Ja ne ljublju ėtoj pevicy* „Ich liebe diese Sängerin nicht", das von Borschev et al. als Musterbeispiel angeführt wurde und laut den AutorInnen von all ihren InformantInnen als grammatisch bewertet wurde (wobei hier genauere Angaben zur Anzahl sowie anderen soziolinguistischen Parametern etc. fehlen), hingegen aber von allen InformantInnen, die für die vorliegende Arbeit ihre Intuitionen zur Verfügung stellten (insgesamt auch nur vier, was natürlich ungenügend für das Treffen allgemeiner Aussagen ist), als ungrammatisch erachtet. Dies hatte nicht unmittelbar damit zu tun, dass die Verschiebung des semantischen Typs und die damit verbundene Bedeutungsnuance des Satzes, dass nur eine Eigenschaft der genannten Sängerin nicht vom Sprecher/von der Sprecherin gemocht wird, abgelehnt wurde, doch vielmehr damit, dass die Verwendung der negierten Form des Verbs *ljubit'* „lieben" mit einem menschlichen Genitivobjekt als stark unhöflich und grob empfunden wird. Dieses Beispiel ist also insofern unglücklich gewählt, als hier gewisse Faktoren – seien dies nun im Konkreten lexikalische, pragmatische oder andere – diese Verwendung dispräferieren. Dies schmälert jedoch nicht die Bedeutung der Erkenntnis, dass sowohl beide GenNeg-Arten (was in den analysierten Beispiele gezeigt werden konnte) als auch der GenInt eine Verschiebung zum *property type*, dem „Merkmalstyp" erfahren. Wie bereits beim vorigen Punkt gezeigt wurde, hängt dies auf einer sehr abstrakten Ebene auch mit dem *Existence is relative*-Prinzip zusammen, das den Kern des perspektivischen Zentrums ausmacht: Die Existenz eines Referenten wird relativ zu einem spatialen/temporalen Anker verstanden, was bedeutet, dass es sich nicht mehr um einen allgemeinen Referenten handelt, sondern um einen relativierten, modifizierten. Es geht – so gesehen in Beispiel (i) – nicht mehr um einen konkreten Kefir, sondern nur um jenen, der nicht in dem Geschäft war, in dem ich ihn gesucht habe, also nicht mehr um Typ e, sondern um Typ <e, t>.

c) *Der irreale Genitiv*: Zum irrealen Genitiv bleibt nicht mehr viel zu sagen, außer, dass Olga Kagan diesen Terminus dafür verwendet, den Objekt-GenNeg (zum Subjekt-GenNeg äußert sie sich nur vorsichtig) sowie den GenInt zu vereinen, und zwar anhand der essenziellen Kernpunkte der beiden oben genannten Ansätze: Um eine nicht-kanonische Genitivmarkierung zu ermöglichen, muss die Existenz- oder Präsenzpräsupposition einer NP relativ zu einem örtlichen oder zeitlichen Anker aufgehoben sein, der durchaus auch modal bedingt sein oder hypothetische Szenarien (Gedanken, Träume, Wünsche, alternative Universen etc.) eröffnen kann. Als zweites Kriterium muss die NP vom semantischen Typ <e, t> sein. Kagan zeigt, dass nur eines der Kriterien in manchen Fällen ausreichen kann, um den GenNeg

zu erlauben. Die wesentliche Leistung der Formulierung des irrealen Genitivs liegt also nicht primär in der innovativen Natur der Erkenntnisse zum GenNeg, sondern vielmehr in deren Ausweitung auf den GenInt, dessen teilweise sehr idiosynkratische Kasusalternation mit dem Akkusativ näher beleuchtet und in großen Teilen erklärt wird. Hier wurde also ein weiterer wesentlicher Schritt in Richtung einer gemeinsamen Erklärung der Phänomene GenNeg und GenInt getan, die in weiterer Folge auch in syntaktischer Hinsicht untersucht werden sollte. Inwiefern ähneln sich also jene Kontexte, in denen diese beiden nicht-kanonischen Genitivarten auftreten, in syntaktischer Hinsicht? Könnte hier vielleicht Babbys Negationsphrase NegP – [ne [V(P) $NP_{GEN}]_{VP}]_{NEGP}$ – so verallgemeinert bzw. modifiziert werden, dass sie auch auf intensionale Kontexte zutrifft? Dies soll der Gegenstand zukünftiger syntaktischer Untersuchungen zu diesem Thema sein.

d) Dieser Punkt soll den „sonstigen Ansätzen" gewidmet sein, zu denen zuallererst natürlich jener von Perelmutter zählt, die das Auftreten des GenNegs für belebte menschliche Referenten in negierten Existenzsätzen mithilfe mehrerer Faktoren zu erklären versucht (deshalb „multifaktoriell"). Dieser Ansatz büßt einiges an Attraktivität und Erklärungskraft ein, da er sich auf einen kleinen Teilbereich der GenNeg-Auftreten beschränkt. Die Autorin begründet dies damit, dass unbelebte Referenten in negierten Existenzsätzen zwingend mit dem GenNeg markiert werden müssen, was bei einer Suche nach Gegenbeispielen im RNK tatsächlich bestätigt worden zu sein scheint. Doch in Gedankenexperimenten konstruierte Beispiele wie ?*Kefir v cholodilnike ne byl* „Der Kefir war nicht im Kühlschrank" (oder das bei Padučeva angeführte Beispiel *Butylka ne byla v cholodilnike* „Die Flasche war nicht im Kühlschrank") deuten darauf hin, dass diese in manchen sehr speziellen Kontexten vielleicht doch möglich sein könnten (obwohl bei dem genannten Beispiel natürlich die leidige Frage besteht, ob es sich überhaupt um einen Existenz- und nicht vielmehr um einen Lokativsatz handelt, in dem der GenNeg nicht auftritt). Interessant ist hier jedoch, dass Perelmutter damit genau jene Fälle anspricht, von denen früher behauptet wurde, dass sie gar nicht mit dem GenNeg markiert werden könnten, und zwar in erster Linie Konstruktionen mit Eigennamen bzw. teilweise auch Personalpronomen, die sich jedoch allesamt auf Referenten beziehen, die tatsächlich existieren, deren generelle Existenz also nicht verneint wird. Ein interessanter Punkt, den Perelmutter als begünstigenden Faktor für das Auftreten des GenNegs sieht, ist, dass die NP, die mit ihm markiert wird, mit einer anderen NP in einem Koordinationsverhältnis steht, die einen Referenten bezeichnet, der sehr wohl an der infrage stehenden LOC anwesend war. Analog zum Beispiel *Vy ne slyšali moego golosa potomu čto menja tam ne bylo* „Sie hörten meine Stimme nicht, weil ich nicht dort war" zeigte auch das (nicht standardsprachliche) „Scherz"-Beispiel *Vas zdes' ne stojalo* „Sie standen dort nicht", dass die Nicht-Existenz bzw. Nicht-Präsenz in diesem hoch-referenziellen Fall als Kontrast verstanden wird, da implizit interpretiert wird, dass sich eine andere Entität bzw. Person in dieser LOC befand. In diesem Fall resultiert daraus sogar die pragmatische

Bedeutung und Funktion des Satzes: Ich will damit ausdrücken, dass Sie nicht dort standen, weil *ich* stattdessen dort stand, oder anders ausgedrückt: Ich fordere Sie auf, wegzugehen, denn das ist mein rechtmäßiger Platz! Da Perelmutters Ansatz eben nur einen kleinen Auschnitt des Phänomens GenNeg erklären will, konnte er auch nur auf wenige der Beispiele in der Analyse angewandt werden. Seine Relevanz besteht darin, dass er neben grammatikalischen Faktoren (zu denen semantische zählen) auch pragmatische sowie soziale aufzählt, u. a. auch emotionale, was abermals in Erinnerung ruft, dass eine rein grammatikalische Begründung des GenNegs naiv ist, wenn man nicht bedenkt, dass sie von individuellen SprecherInnenpräferenzen bzw. Sprachwandelprozessen beeinflusst ist und sie in jedem gegebenen Fall auch durch andere als semantische oder syntaktische Motivationen bedingt sein kann.

Ein letzter Ansatz, der etwas eingehender besprochen wurde, ist jener von Robblee, die sich den in Existenzsätzen möglichen Prädikaten annahm. Hier wurde deutlich, dass die semantischen (Makro-)Rollen, die ein Prädikat vergibt, eine wesentliche Rolle spielen. So gibt es nur sehr eingeschränkte Klassen von Verben, die eine GenNeg-Markierung erlauben, da diese verlangt, dass kein ACTOR-Argument vorhanden ist. Dies unterstreicht, dass Agentivität ein relevantes semantisches Konzept in der Erforschung des GenNegs darstellt. Dem ist hinzuzufügen, dass die Agentivität jedoch selbstverständlich nicht nur vom Prädikat abhängt, sondern auch von der NP-Semantik selbst. Dies könnte der Grund sein, warum bei belebten (menschlichen) NPs in negierten Sätzen wie *Ivan ne byl na lekcii* „Ivan war nicht bei der Vorlesung“ auch der Nominativ möglich ist, während dieser in Sätzen mit unbelebtem Referenten wie in *?Kefir ne byl v magazine* „Der Kefir war nicht im Geschäft“ merkwürdig klingt (auch in der deutschen Übersetzung). So bizarr das auch scheint, doch ist im ersten Beispiel wohl eher eine agentivischere, aktivere Art der „Nicht-Anwesenheit“ bzw. Abwesenheit gemeint. Ivan war also nicht in der Vorlesung, weil er was anderes tat bzw. er entschied sich willentlich dazu, nicht in die Vorlesung zu gehen. Dem Kefir als unbelebter Entität fehlt diese Willenskraft bzw. die Möglichkeit, eine Handlung agentivisch auszuführen.

Die Beispiele, die im vorigen Kapitel für die Analyse gewählt wurden, stammen (bis auf eine Ausnahme) aus der Fachliteratur zum Thema. Mit einigen supplementären Korpusrecherchen konnten in manchen Fällen analoge Strukturen gefunden werden. Bisweilen deutete jedoch bspw. das Enstehungsdatum der im Korpus verzeichneten Beispiele an, dass es sich um veraltete Strukturen handelt, die heutzutage aufgrund des seitherigen Fortschreitens von Sprachwandelprozessen eventuell nicht mehr in dieser Form produziert werden würden. Die Intuition der befragten MuttersprachlerInnen wies in den meisten Fällen darauf hin, dass diese Strukturen zwar möglich, aber oftmals stilistisch/pragmatisch markiert sind. Es bedarf in jedem Fall einer ausführlicheren Korpusanalyse bzw. der systematischen Befragung einer viel größeren Anzahl an ErstsprecherInnen des Russischen.

4. Conclusio und Ausblick

Der Genitiv der Negation ist ein in vielerlei Hinsicht komplexes sprachliches Phänomen, welches das Thema der vorliegenden Masterarbeit darstellte. Jene sprachliche Konstruktion, in der ein Subjekt bzw. ein Objekt in negiertem Kontext mit dem Genitiv – einem obliquen Kasus – markiert wird, ist v. a. für slawische und baltische Sprachen üblich, differiert aber auch dort von Einzelsprache zu Einzelsprache. So ist der Objekt-GenNeg im Polnischen bspw. grammatikalisiert und auf diese Weise syntaktisch obligatorisch, was wiederum heißt, dass seiner Verwendung in diesem Kontext keine zusätzliche semantische Motivation zugrunde liegt. In den ostslawischen Sprachen, von denen diese Arbeit das Russische behandelte, ergibt sich ein undurchsichtigeres Bild, denn hier kommt es in beiden Positionen zu einer Kasusalternation, d. h. es konkurrieren jeweils zwei mögliche Kasus, wobei die Syntax in nur wenigen Fällen vorgibt, welcher von beiden gewählt werden *muss*.[94] Es ist diese Kasusalternation, die die Problematik des GenNegs für LinguistInnen attraktiv erscheinen lässt und im Laufe der letzten hundert Jahre eine Fülle an spannenden Arbeiten zu dieser Thematik hervorbrachte.

Betrachtet man dieses Thema aus dem Blickwinkel mehrerer sprachlicher Ebenen, so ist die Ausgangsbasis im vorliegenden Fall die *Syntax*. Auf dieser Ebene können entweder strukturelle Bedingungen oder auch lexikalische Faktoren (bspw. welche Typen von Argumenten ein Verb lizensiert) beeinflussen, welcher Kasus einer gegebenen NP zugewiesen werden muss. Gibt die Syntax einen Kasus vor, so gibt es jedoch in keinem Fall eine Wahl und nur der verlangte Kasus kann in der Bildung einer grammatischen und wohlgeformten Äußerung verwendet werden (in anderen Fällen liegt eine mehr oder weniger starke Präferenz für einen Kasus vor, theoretisch wäre jedoch auch der jeweils andere möglich). Tritt also nun eine Kasusalternation auf, so liegt deren Motivation auf einer anderen sprachlichen Ebene, in diesem Fall der *Semantik*. Eine Frage, die sich sofort stellt, ist, ob es sich hier um eine freie Variation zwischen den Kasus (NOM/GEN in Subjektposition und AKK/GEN in Objektposition) handelt, oder ob die Wahl derart an semantische Faktoren gebunden ist, dass die Realisierung unterschiedlicher Kasus in derselben Position in einem Bedeutungsunterschied resultiert. Dies stellt womöglich die zentralste Frage der bisherigen GenNeg-Forschung dar, an der auch die vorliegende Masterarbeit ansetzte. Diese Fragestellung erweist sich als derart komplex, dass sie weder ausschließlich synchron noch diachron zu beantworten ist und auch eine monolaterale Betrachtung innerhalb einer einzigen linguistischen „Subdisziplin“ nicht zielführend anmutet. Der Kern der Problematik mag tatsächlich die Semantik betreffen, doch interagiert diese mit einer Vielzahl anderer Faktoren, die die Kasuswahl ebenso beeinflussen können. Ebenso scheint sich

[94] Eine Ausnahme bilden Subjekt-GenNeg-Sätze, die statt eines Verbs lediglich die starke Negationspartikel *net* enthalten; in diesen Sätzen ist die Verwendung des GenNegs obligatorisch, weshalb er in diesem Kontext als grammatikalisiert gilt.

aufgrund ebendieser komplexen Wechselwirkung keine Regel formulieren zu lassen, die alle Auftreten des GenNegs zu erklären vermag.

Die wesentlichen Erkenntnisse der semantischen Forschung bestehen in der Identifikation zweier primitiver Eigenschaften, die eine NP aufweisen muss, um eine GenNeg-Markierung zu erlauben: Zunächst ist dies das (1) Fehlen einer (relativen) Existenz- oder Präsenzpräsupposition, was bedeutet, dass die Vorannahme, dass ein durch die infrage stehende NP bezeichneter Referent existiert/präsent ist, relativ zu einem räumlichen, zeitlichen, modalen Bezugsrahmen aufgehoben wird. Der Referent des Eigennamens Ivan war also laut des Satzes *Ivana ne bylo na lekcii* „Ivan war nicht in der Vorlesung" nicht in der Vorlesung, was allerdings nicht bedeutet, dass er nicht existiert und auf dieser Welt lebt; ähnlich wird Maša aufgrund der Äußerung des Satzes *Maši ne vidno* „Maša war nicht sichtbar" nicht ihre Existenz abgesprochen, vielmehr wird lediglich ausgedrückt, dass sie nicht sichtbar war, eventuell (aber nicht zwingend) aufgrund dessen, dass sie gar nicht anwesend war.

Außerdem konnte gezeigt werden, dass NPs, die mit dem GenNeg markiert werden, (2) den semantischen Typ <e, t> (auch *property type*) aufweisen, der Merkmale und Eigenschaften, nicht aber Individuen (dies wäre Typ e) bezeichnet. Wird also eine hochindividuierte und -referenzielle NP wie bspw. ein Eigenname mit dem GenNeg markiert, so deutet dies an, dass diese NP eine Typverschiebung erfahren hat und nicht mehr eine Person, sondern nur einen Teil dieser Person, eine ihrer Eigenschaften etc. bezeichnet. Die Zugehörigkeit zu diesem semantischen Typ bedingt ebenso die Tatsache, dass GenNeg-NPs eher eine unspezifische und oft indefinite Lesart zukommt und damit auch die Referenzialität und die Individuation eines Referenten abnimmt.

Wie in der Analyse gezeigt werden konnte, hängen der Subjekt- und der Objekt-GenNeg insofern eng zusammen, als Objekt-GenNeg-Sätze als Existenzsätze paraphrasiert werden können, sodass der Objekt-GenNeg zum Subjekt-GenNeg wird: Aus *Anna ne čitala knig* „Anna las keine Bücher" wird so die Paraphrase *Net knig, kotorye Anna čitala* „Es gibt keine Bücher, die Anna gelesen hat", was verdeutlicht, dass es um die Nicht-Existenz der von Anna gelesenen Bücher geht und tatsächlich auch hier beide oben genannten semantischen Komponenten insofern anzufinden sind, als der GenNeg-NP *knig* eine Existenzpräsupposition fehlt und sie vom Typ <e, t> ist, da es nicht um spezifische Bücher geht, sondern um die „Gattung" Bücher generell, bzw. jene Art von Büchern, die eben nicht von Anna gelesen wurden.

Die Analyse, die im Laufe der vorliegenden Arbeit ausgehend von Beispielen aus der einschlägigen Fachliteratur vorgenommen wurde, konnte zeigen, dass die genannten semantischen Eigenschaften tatsächlich für eine signifikante Mehrheit der GenNeg-NPs nachgewiesen werden können. Die Modelle der bisherigen Literatur sind also im Großen und Ganzen gültig, doch besteht nach wie vor ein Bedarf nach einer umfangreicheren empirischen Untersuchung, die (auch) aktuellere Sprachdaten aus den letzten Jahren analysiert, v. a. um zu überprüfen, inwiefern das Phänomen GenNeg überhaupt noch vorhanden ist und bis zu welchem Grad der Sprachwandel fortgeschritten ist. Hier stellt sich die zentrale Frage, ob der Bedeutungsunterschied zwi-

schen den Kasus – vorrangig AKK/GEN, aber auch NOM/GEN – bereits neutralisiert wurde, oder ob eine womöglich seltener gewordene Verwendung des folglich sehr markierten (und mit einer veralteten Sprache konnotierten) Genitivs vielmehr eine verstärkte semantisch-pragmatische Funktion erfüllt, da sie signalisiert, dass eine spezielle Bedeutung ausgedrückt werden soll, die mit dem neutralen Akkusativ (evtl. auch Nominativ, obgleich die semantische Trennung in der Subjektposition schärfer und grammatikalisierter zu verlaufen scheint) nicht hinreichend vermittelt werden könnte. Die Konkurrenz löst sich nicht zuletzt auch deshalb zugunsten des Akkusativs auf, weil dieser mittlerweile eine breitere Bedeutung umfasst und als Defaultkasus nicht nur eine für ihn spezifische Bedeutung, sondern auch jene, die eine Genitivverwendung erreichen würde, ausdrücken kann. Hier wäre weiter interessant zu eruieren, inwiefern der GenNeg im Spracherwerb noch weitergegeben und folglich erworben wird. Ähnlich wie Babyonyshev/Brun das im Jahre 2002 taten, wäre also eine Bestandsaufnahme des aktuellen semantischen Profils des GenNegs sowie auch des Akkusativs und des Nominativs für das Jahr 2016 notwendig.

Eine weitere Frage, die ausführlicher betrachtet werden muss, ist jene nach den pragmatischen Kontexten, in denen der GenNeg heutzutage noch vorkommt. Semantik muss im Kontext der realen Sprachverwendung immer unter Berücksichtigung pragmatischer Faktoren betrachtet werden. Welche sprachlichen Handlungen werden mit dem Äußern einer GenNeg-NP vollzogen? Gibt es hier Muster? Eine erste Annäherung an diese Fragestellung fand sich in Perelmutters (2005) Ansatz, der darauf beruhte, dass der Subjekt-GenNeg besonders dann für die Markierung von menschlichen Referenten verwendet wird, wenn es um das Formulieren von Ausreden, Alibis, Entschuldigungen geht, die sich auf die Abwesenheit des jeweiligen Referenten beziehen.

Ein Problem, das sich bei der Erforschung dieser Konstruktion ergibt, ist die idiolektale Variation, die sich zeigt, und die teilweise auf intuitiven oder präferenziellen sprachlichen Gewohnheiten oder stilistischen Eigenheiten einzelner SprecherInnen beruht (die wiederum von anderen, bspw. sozialen oder regionalen Parametern beeinflusst werden können). Die Tatsache, dass in vielen Fällen womöglich nicht mit kompletter Sicherheit ergründet werden kann, welcher Faktor tatsächlich die jeweilige Kasuswahl ausgelöst hat, erschwert den Versuch einer systematischen Erklärung immens. Vorschläge, die undurchsichtige Motivation hinter der inkonsistenten Kasusverwendung etwas zu entschleiern, bestehen darin, bei Untersuchungen, in denen SprecherInnen sich für einen Kasus entscheiden müssen, immer ausreichend konkrete und disambiguierende Kontexte mitzureichen, doch laufen Untersuchungen dieser Art Gefahr, das Ergebnis bereits im Untersuchungsdesign vorwegzunehmen, denn mit der Formulierung eines konkreten Kontextes seitens der ForscherInnen wird eventuell die jeweils präferierte Kasuswahl bereits antizipiert; die Kontexte, in denen der GenNeg in der natürlichen Sprachproduktion vorkommt, können auf diese Weise ebenfalls nicht erhoben werden.

Die offenbar große Relevanz von Sprachwandelprozessen legt natürlich nahe, die Gründe hinter ebendiesen zu erforschen. Was bedingt das Schwinden nicht-

kanonischer Genitivarten? Diesbezüglich ist einerseits zu erwähnen, dass die in sprachtypologischer Hinsicht prototypische Domäne des Genitivs jene der NP ist, in der er in adnominaler Position (und hier zumeist in possessiver Bedeutung) auftritt. Eine Verwendung im Kontext der VP – als Subjekt- oder Objektargument des Verbs – ist hingegen selten und stark markiert, was sie besonders anfällig für Sprachwandelprozesse macht. In einem globalisierten Kontext sind etwaige Auswirkungen von Sprachkontaktprozessen ebenfalls nicht zu vernachlässigen; der Kontakt des Russischen mit anderen Sprachen, in denen der Genitiv ausschließlich in adnominaler Position auftritt, könnte hier eventuell eine Bedeutungsverengung des russischen Genitivs begünstigt haben. Doch sind dies nur Denkanstöße, denen in der Literatur anderenorts genauer nachgegangen wurde und die in weiteren Untersuchungen systematisch berücksichtigt werden sollten.

Auch die vorliegende Arbeit weist einige augenscheinliche Schwächen auf, die in zukünftigen Analysen nach Möglichkeit eliminiert bzw. zumindest minimiert werden sollten: Einerseits fehlt (aufgrund des Ursprungs der analysierten Beispiele aus der Fachliteratur) oftmals ein realer sprachlich-situativer Kontext, der dafür sorgt, dass ein Satz nicht isoliert erscheint, immerhin ist es oftmals erst der Kontext, der die semantischen bzw. pragmatischen Motivationen für die GenNeg-Markierung offenlegt. Zudem ist eine Vielfalt berücksichtigter Textsorten essenziell: Eine Beschränkung auf Beispiele aus dem russischen Nationalkorpus resultiert in einer verklärten Sicht auf die sprachliche Realität, was die in dieser Arbeit angeführten Sätze unterstreichen, denn die überwiegende Mehrheit von ihnen stammt aus der schönen Literatur und verwehrt somit eine unproblematische Klassifikation als „realer Sprachgebrauch“, zumindest, wenn es um spontane, alltägliche, unzensierte und weitgehend nicht normierte Register geht, die aber einen größeren Bereich der sprachlichen Realität abdecken als die schöne Literatur dies tut. Auch ist eine Einschränkung auf Schriftsprache nicht zielführend, weshalb unbedingt auch untersucht werden muss, inwiefern der GenNeg heutzutage überhaupt noch in gesprochener Sprache angewandt wird, und hier ebenso wiederum: in welchen Registern, Situationen etc.?

5. Резюме работы

Родительный падеж при отрицании (называемый в литературе также ГенНег, от англ. *genitive of negation*, нем. *Genitiv der Negation*) – языковое явление, которое является темой данной дипломной работы. Лингвистическая конструкция, в которой субъект или объект предложения стоит в родительном падеже (косвенный падеж в противоположность именительному падежу, который является прямым падежом) в контексте отрицания, является типичной для славянских, а также балтийских языков, хотя имеет определённые особенности в зависимости от языка. Например, в польском родительный субъектный обязателен с точки зрения синтаксиса (в результате грамматикализации), таким образом, в основе его употребления не лежат другие – семантические – причины. В восточнославянских языках, из которых данная работа сосредотачивается на русском языке, наблюдается более сложная ситуация, потому что здесь в обеих позициях возможны два падежа: в качестве субъекта именительный или родительный, а в качестве объекта винительный или родительный. Таким образом, присутствует чередование двух возможных падежей, которые конкурируют друг с другом, причём выбор не предопределён синтаксисом. Эта конкуренция падежей, которое находиться в центре внимания данной работы, является интересной проблемой русского языкознания. За последние сто лет различные аспекты этой работы многократно исследовались, однако некоторые вопросы по-прежнему остаются открытыми.

Рассматривая эту тему с точки зрения нескольких языковых уровней, мы выбираем в качестве исходного пункта синтаксис. На этом уровне как структурные, так и лексические условия (например, типы аргументов, которые позволяет глагол) влияют на то, в каком падеже стоит именная группа. Если синтаксис задаёт определённый падеж, то какой-либо выбор отсутствует и употребление этого падежа обязательно для формирования грамматически правильных синтагм. В других случаях отдается более или менее сильное предпочтение одному падежу, однако теоретически оба являются возможными.

Причину чередования нужно искать на другом языковом уровне, а именно на уровне семантики. При этом возникает существенный вопрос: является ли вариация между падежами (ном/ген в позиции субъекта и акк/ген в позиции объекта) свободной или выбор оказывается настолько привязанным к семантическим факторам, что реализация различных падежей в одной и той же позиции приводит к разнице значения? Это представляет, возможно, центральный вопрос существующих исследований на эту тему, из него исходила также данная дипломная работа. Этот вопрос оказывается настолько сложным, что попытки ответить на него не могут быть ни строго синхронными, ни диахронными, и одностороннее рассмотрение в рамках отдельной отрасли лингвистики кажется нецелесообразным. Ядро проблематики на самом деле касается семантики, которая взаимодействует со множеством других факторов, которые также могут влиять на употребление падежа. Именно это сложное взаимодей-

ствие не позволяет сформулировать правило, способное объяснить все реализации генитива отрицания.

Основные выводы семантического исследования состоят в идентификации двух базовых свойств, которые должны быть у именной группы, чтобы она стояла в родительном падеже: В первую очередь, это (1) отсутствие (относительное) пресуппозиции существования или присутствия. Предпосылка, что называемый именной группой референт существует/присутствует, зависит от пространственных, временных или модальных систем отсчёта. Так, предложение «Ивана не было на лекции» обозначает, что референт имени собственного «Иван» не был на лекции, но из этого не следует, что он совсем не существует в эмпирической действительности. Похожим образом, Машу не лишают её существования в мире, говоря «Маши не видно». Это предложение может значить, что она не была видна, потому что её не было в этом месте, но возможно, что она всё-таки была, однако наблюдатель ситуации её не видел.

Кроме того, было показано, что именные группы, которые отмечены в генитиве отрицания, (2) относятся к семантическому типу <e, т>, который называет свойства и отличительные черты, между тем как тип <e> называет индивиды. Если сильно индивидуализированные и референциальные именные группы, как имена собственные, отмечены генитивом отрицания, тогда это даёт понять, что именная группа подверглась смещению семантического типа с типа <e> к типу <e, т>, отчего она больше не называет человека/индивида, а только часть/качество этого человека. Принадлежность к семантическому типу <e, т> обуславливает также тот факт, что именные группы в генитиве отрицания получают скорее неспецифические и часто неопределённые варианты чтения, из-за чего уменьшается также референциальность и индивидуация референта.

Как показано в ходе анализа, родительный субъектный и объектный насколько связаны друг с другом, что предложения с родительным объектным можно парафразировать с родительным субъектным: «Анна не читала книг» становится «Нет книг, которые Анна читала»; это изменение формулировки свидетельствует, что речь идёт о несуществовании прочитанных Анной книг (потому что отрицание здесь не касается глагола, а лишь объекта) и что на самом деле именная группа имеет оба выше описанных семантических компонента: отсутствует пресуппозиция существования и именная группа типа <e, т>, поскольку речь идёт не о конкретных книгах, а о «категории» книг вообще, или о том типе книг, которые не были прочитаны именно Анной.

Анализ, который был сделан в ходе данной работы, показал, основываясь на примерах из специальной литературы, что фактически большинство именных групп, стоящих в родительном падеже при отрицании, обнаруживают вышеупомянутые семантические свойства. В основном, можно согласиться с объяснительными моделями, обсуждаемыми в научной литературе, но всё-таки по-прежнему существует потребность в широких эмпирических исследованиях, в которых также анализировались бы языковые данные последних лет, что-

бы проверить, насколько явление генитива отрицания вообще существует в современном языке и в какой мере его затронули языковые изменения. Относительно этого возникает главный вопрос, существует ли еще разница между значениями падежей в случае конкуренции с генетивом (в первую очередь, акк/ген, но также ном/ген) или она уже нейтрализована? Возможно ли, что редкое употребление генитива отрицания, на данный момент более маркированное и имеющее коннотацию устаревшего словоупотребления, выполняет специальную семантико-прагматическую функцию, сигнализирует, что должно быть выражено особое значение, которое было бы не в достаточной мере передано, если бы был употреблен более нейтральный аккузатив (и, возможно, также номинатив в субъектной позиции, но тут семантическое отличие падежей сильнее). Конкуренция падежей нейтрализуется в пользу аккузатива, возможно, потому что он в настоящее время охватывает все более широкий спектр значений и из-за этого исполняет обязанности стандартного падежа для объектов, потому что он может не только выразить присущий ему смысл, но и смысл, который мог быть выражен родительным падежом. Было бы интересно узнать, насколько генитив отрицания в настоящее время передаётся в рамках овладения языком и используется детьми. По аналогии с исследованием Babyonyshev/Brun 2002 года необходим учёт семантического профиля генитива отрицания, а также аккузатива, номинатива и употребления этих падежей в 2016-ом году.

Другой вопрос, который должен быть рассмотрен более подробно, касается прагматического контекста, в котором генитив отрицания употребляется в наши дни. Семантику нужно рассматривать в контексте реального использования языка, принимая во внимание прагматические факторы. Какие речевые акты выражаются с помощью генитива отрицания? Есть ли устойчивые модели таких речевых актов? Первое приближение к ответу на этот вопрос можно найти в Perelmutter (2005), и оно основывается на том, что родительный субъектный часто используется для маркировки референтов, обозначающих лиц, особенно в контексте формулирования оправданий или алиби, которые ссылаются на отсутствие соответствующего референта.

Проблемой, которая возникает при исследовании этой конструкции, являются наблюдаемые в этом контексте идиолектальные вариации, которые частично базируются на интуитивных или предпочтительных лингвистических привычках или стилистических особенностях отдельных выступающих. На них, в свою очередь, могут оказывать влияние, например, социальные условия или региональные особенности. Тот факт, что во многих случаях невозможно наверняка выяснить, какой фактор обусловил выбор падежа, значительно усложняет попытку систематического объяснения генитивной конструкции. Одним из методов для лучшего понимания непрозрачной мотивации употребления падежей в случае чередования является формулирование конкретных контекстов (для разрешения потенциальной многозначности). В таких работах участники должны выбрать падеж, но исследования этого типа подвергаются

риску, что контекст, заданный уже самими условиями проводимого опыта, предвосхитит результаты. В подобных исследованиях невозможно установить реальный языковой контекст употребления генитива отрицания, потому что этот контекст предварительно задан.

Большое значение для исследования процессов языкового развития имеет, конечно, установление их причины. Что обусловливает исчезновение неканонических типов генитива? В этой связи следует упомянуть, с одной стороны, что, с точки зрения лингвистической типологии, первообразный контекст родительного падежа – именные группы, в которых он исполняет обязанности приименного падежа (чаще всего с притяжательным значением). В сравнении с этим использование в контексте глагольных ф̆раз – в качестве субъекта или объекта глагола – является редким и сильно маркированным, отчего оно особенно уязвимо в процессе языкового развития. В глобализированном контексте нельзя пренебрегать и процессами языкового контакта. Контакт русского с другими языками, в которых родительный падеж выступает исключительно в качестве приименного падежа, может быть, благоприятствует сужению значения русского родительного падежа. Но приведенные размышления – только гипотезы, которые обсуждаются в научной литературе и должны быть систематически учтены в дальнейших исследованиях.

Данная работа содержит некоторые очевидные недостатки, которые в будущих исследованиях нужно по возможности устранить или свести до минимума: во-первых, (в результате выбора примеров для анализа из специальной литературы) не хватает реальных лингвистически-ситуативных контекстов, которые гарантировали бы, что ф̆разы не рассматриваются изолированно, ведь часто только контекст может вскрыть семантическую или прагматическую мотивацию генитива отрицания. Во-вторых, очень важно разнообразие учитываемых типов текста. В данной работе они ограничены примерами из национального корпуса русского языка, в результате чего взгляд на языковую реальность преображается. Так, приведённые ф̆разы взяты по большей части из художественной литературы и не могут быть классифицированы как «реальное употребление языка», по крайней мере, если речь идёт о спонтанных, повседневных регистрах. Также ограничение на письменную ф̆орму языка не целесообразно, поэтому необходимо было бы исследовать, насколько генитив отрицания в настоящее время применяется в устной речи, а также в каких регистрах и ситуациях.

6. Literaturverzeichnis

Aikhenvald, Alexandra Y. (2004): *Evidentiality*. Oxford: OUP.

Al-Horais, Nasser (2012): "Minimalist program and its fundamental improvements in syntactic theory: evidence from agreement asymmetry in standard Arabic", in: *Pragmalingüística* 20, 9–40.

Apresjan, Jurij D. (1985): "Sintaksičeskie priznaki leksem", in: *Russian Linguistics* 9, 289–317.

Arutjunova, Nina D. (1976): *Predloženie i ego smysl*. Moskau: Nauka.

—— (1997): "Bytijnye predloženija". In: Karaulov, Jurij N. (Hrsg.): *Russkij jazyk: ėnciklopedija*. Moskau: Bol'šaja Rossijskaja Ėnciklopedija, 57–59.

Babby, Leonard (1980): *Existential Sentences and Negation in Russian*. Ann Arbor, Michigan: Karoma.

—— (1987): "Case, Prequantifiers, and Discontinuous Agreement in Russian", in: *Natural Language and Linguistic Theory* 5, 91–138.

—— (2001): "The Genitive of Negation: A Unified Analysis", in: Franks, Steven/King, Tracy Holloway/Yadroff, Michael (Hrsg.): *Formal Approaches to Slavic Linguistics: The Bloomington Meeting* (= FASL; 9). Ann Arbor, MI: Michigan Slavic Publications, 39–55.

—— (2006): "The Genitive of Negation and Unaccusativity". In: Brown, Sue/Przepiórkowski, Adam (Hrsg.): *Negation in Slavic*. Bloomington: Slavica, 1–29.

Babyonyshev, Maria/Brun, Dina (2002): "Specificity Matters: A New Look at the New Genitive of Negation in Russian". In: Toman, Jindřich (Hrsg.): *Formal Approaches to Slavic Linguistics: The Second Ann Arbor Meeting* (= FASL; 10). Ann Arbor, MI: Michigan Slavic Publications, 47–66.

Bailyn, John F. (1995): "Configurational Case assignment in Russian syntax", in: *The Linguistic Review* 12, 315–360.

—— (1997): "Genitive of negation is obligatory". In: Browne, Wayles/Dornisch, Ewa/Kondrashova, Natasha/Zec, Draga (Hrsg.): *Formal Approaches to Slavic Linguistics: The Cornell Meeting* (= FASL; 4). Ann Arbor, MI: Michigan Slavic Publications, 84–114.

—— (2004): "The Case of Q". In: Arnaudova, Olga/Browne, Wayles/Rivero, Maria L./Stojanović, Danijela (Hrsg.): *Formal Approaches to Slavic Linguistics: The Ottawa Meeting* (= FASL; 12). Ann Arbor, MI: Michigan Slavic Publications, 1–36.

—— (2012): *The Syntax of Russian* (= Cambridge Syntax Guides). Cambridge u. a.: CUP.

Becker, Martin G. (2014): *Welten in Sprache: Zur Entwicklung der Kategorie "Modus" in romanischen Sprachen* (= Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie; 386). Boston, Berlin: de Gruyter.

Beljanin, Valerij P./Butenko, Irina A. (1993): *Tolkovyj slovar' sovremennych razgovornych frazeologizmov i prislovij.* Moskau: Rossijskij Institut Kul'turologii.

——(1994): *Živaja reč': Slovar' razgovornych vyraženij.* Moskau: PAIMS.

Besters-Dilger, Juliane (1988): *Zur Negation im Russischen und Polnischen* (= Slavistische Beiträge; 218). München: Otto Sagner.

Blake, Barry J. (2004): *Case.* Cambridge u. a.: CUP.

Borschev, Vladimir/Partee, Barbara H. (1998): "Formal and lexical semantics and the genitive in negated existential sentences in Russian". In: Bošković, Željko/Franks, Steven/Snyder, William (Hrsg.): *Formal Approaches to Slavic Linguistics: The Connecticut Meeting* (= FASL; 6). Ann Arbor, MI: Michigan Slavic Publications, 75–96.

—— (2002a): "The Russian genitive of negation in existential sentences: the role of Theme-Rheme structure reconsidered", in: *Travaux du Cercle Linguistique de Prague (novelle série)* 4, 185–250.

—— (2002b): "The Russian genitive of negation: Theme-rheme structure or perspective structure?", in: *Journal of Slavic Linguistics* 10, 105–144.

Borschev, Vladimir/Paducheva, Elena V./Partee, Barbara H./Testelets, Yakov G./Yanovich, Igor (2008): "Russian genitives, non-referentiality, and the property-type-hypothesis". In: Antonenko, Andrei/Bailyn, John F./Bethin, Christina (Hrsg.): *Formal Approaches to Slavic Linguistics: The Stony Brook Meeting* (= FASL; 16). Ann Arbor, MI: Michigan Slavic Publications, 48–67.

Bross, Fabian (2011): "Doppelte Verneinung und negativer Condord". URL: <www.sprach-blog.de/?p=20> [13.03.2016]

Brown, Sue (1999): *The syntax of negation in Russian: A minimalist approach.* Standord: CSLI Publications.

—— (2006): "Negation in Slavic". In: Brown, Sue/Przepiórkowski, Adam (Hrsg.): *Negation in Slavic.* Bloomington: Slavica, iii–xvi.

Carlier, Anne/Verstraete, Jean-Christophe (2013): "Genitive case and genitive constructions: An introduction". In: Carlier, Anne/Verstraete, Jean-Christophe (Hrsg.): *The Genitive* (= Case and Grammatical Relations Across Languages; 5). Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, 1–16.

Chvany, Catherine V. (1975): *On the Syntax of BE-Sentences in Russian.* Cambridge, MA: Slavica.

Cook, Vivian James/Newson, Mark (^{3}2007): *Chomsky's Universal Grammar: An Introduction.* Malden u. a.: Blackwell Publishing.

Dobrovol'skij, Dmitrij O. (2013): *Besedy o nemeckom slove* (= Studia Philologica). Moskau: Jazyki slavjanskoj kul'tury.

Dürscheid, Christa (2013): "inhärenter Kasus". In: Dürscheid, Christa/Schierholz, Stefan J. (Hrsg.): *Grammatik: Syntax* (= Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1.2). Berlin, Boston: de Gruyter. <www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_8509> [11.04.2016]

Fesenko, Vera P. (2013): *Semantika suščestvitel'nogo i problema vybora padeža pri otricanii.* Moskovskij gosudarstvennij universitet imeni M. V. Lomonosova v Sevastopole, Diplomarbeit.

Forbes, Graeme (2013): "Intensional Transitive Verbs". In: Zalta, Edward N. (Hrsg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy.* <http://plato.stanford.edu/archives/fall2013/entries/intensional-trans-verbs/> [21.01.2016]

Franks, Steven (1995): *Parameters of Slavic Morphosyntax.* Oxford: OUP.

Gaskin, Richard (2008): *The Unity of the Proposition.* Oxford: OUP.

Geist, Ljudmila (2015): "Genitive alternation in Russian: a situation semantics approach". In: Zybatow, Gerhild/Biskup, Petr/Guhl, Marcel/Hurtig, Claudia/Mueller-Reichau, Olav/Yastrebova, Maria (Hrsg.): *Slavic Grammar from a Formal Perspective: The 10th Anniversary FDSL Conference, Leipzig 2013* (= Linguistik International; 35). Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang, 157–174.

Glück, Helmut (2010): "Kasus". In: Glück, Helmut (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*, 4. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler, 320–321.

Glück, Helmut/Schmöe, Friederike (2010): "Skopus". In: Glück, Helmut (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*, 4. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler, 622.

Glück, Helmut/Thümmel, Wolf (2010): "Inchoativ". In: Glück, Helmut (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*, 4. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler, 282.

Grewendorf, Günther (2002): *Minimalistische Syntax.* Tübingen, Basel: A. Francke.

Guiraud-Weber, Marguerite (1984): *Les propositions sans nominatif en russe moderne* (= Bibliothèque russe de l'Institut d'Études slaves; 69). Paris: l'Institut d'Études slaves.

Harves, Stephanie (2002): *Unaccusative Syntax in Russian.* Princeton University, Dissertation.

—— (2013): "The Genitive of Negation in Russian", in: *Language and Linguistics Compass* 7(12), 647–662.

—— (2014): "Unaccusativity". In: Gutschmidt, Karl/Kempgen, Sebastian/ Berger, Tilman/Kosta, Peter (Hrsg.): *Die slavischen Sprachen. Ein internationales Handbuch zu ihrer Struktur, ihrer Geschichte und ihrer Erforschung*, Vol. 2 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 32.2). Berlin, Boston: de Gruyter, 415–430.

Hauser, Marc D./Chomsky, Noam/Fitch, W. Tecumseh (2002): "The Faculty of Language: What Is It, Who Has It, and How Did It Evolve?", in: *Science* 298(5598), 1569–1579.

Hetland, Jorunn (2013): "Complementizer". In: Dürscheid, Christa/Schierholz, Stefan J. (Hrsg.): *Grammatik: Syntax* (= Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1.2). Berlin, Boston: de Gruyter. <www.degruter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_7407> [11.04.2016]

Homberger, Dietrich (2003): *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft* (= Reclams Universal-Bibliothek). Stuttgart: Reclam.

Ickovič, Viktor A. (1974): "Očerki sintaksičeskoj normy". In: Zolotova, G. A. (Hrsg.): *Sintaksis i norma*. Moskau: Nauka, 43–106.

——(1982): *Očerki sintaktičeskoj normy*. Moskau: Nauka.

Jakobson, Roman ([1936] 1971): "Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre: Gesamtbedeutung der russischen Kasus". In: Jakobson, Roman: *Selected Writings, Volume II: Word and Language*. Berlin, Boston: de Gruyter, 23–71.

Jelitte, Herbert (1997): *Genus, Numerus und Kasus im Russischen: Vorlesungen zur Slavischen Sprachwissenschaft* (= Beiträge zur Slavistik; 32). Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.

Jungen, Oliver/Lohnstein, Horst (2006): *Einführung in die Grammatiktheorie*. München: Wilhelm Fink.

Kagan, Olga (2006): "Is Negation Intensional?", Ms, Handout.

——(2007): *On the semantics of structural case*. Hebrew University, Dissertation.

——(2010): "Genitive objects, existence and individuation", in: *Russian Linguistics* 34, 17–39.

——(2013): *Semantics of Genitive Objects in Russian: A Study of Genitive of Negation and Intensional Genitive Case* (= Studies in Natural Language and Linguistic Theory; 89). Dordrecht u. a.: Springer.

Kamp, Andreas (2006): "Der Genitiv der Verneinung im Slavischen und Baltischen". In: Symanzik, Bernhard (Hrsg.): *Studia Philologica Slavica: Festschrift für Gerhard Birkfellner zum 65. Geburtstag, gewidmet von Freunden, Kollegen und Schülern*, Teilband 1 (= Münstersche Texte zur Slavistik; 4). Berlin: LIT-Verlag, 267–275.

Kirschbaum, Ernst-Georg (2008): *Grammatik der russischen Sprache*. Berlin: Cornelsen.

Krasovitsky, Alexander/Baerman, Matthew/Brown, Dunstan/Corbett, Greville G. (2011): "Changing semantic factors in case selection: Russian evidence from the last two centuries", in: *Morphology* 21, 573–592.

Kurłowicz, Jerzy (1971): "Słowiański genetivus po negacij". In: Urbańczyk, Stanisław (Hrsg.): *Sesja naukowa międzynarodowej komisji budowy gramatycznej języków słowiańskich*. Wrocław u. a.: Wydawn. Polskiej Akad. Nauk, 11–14.

Legate, Julie A. (2003): "Some Interface Properties of the Phase", in: *Linguistic Inquiry* 34(3), 506–515.

Levinson, Dmitry (2006): "Polarity Sensitivity in Inflectional Morphology". URL: <http://www.semanticsarchive.net/Archive/zZkNGM2Z/Levinson.Polarity.sensitivity.in.morphology.pdf> [14.03.2016]

Lieb, Hans-Heinrich/Friedrich, Svetlana (2011): "Case competition in Russian: Genitive vs. accusative and nominative. An integrational account". In: Nolda, Andreas/Teuber, Oliver (Hrsg.): *Syntax and Morphology Multidimensional* (= Interface Explorations; 24). Berlin, New York: de Gruyter, 129–186.

Lomonosov, Michail V. (1755): *Rossijskaja grammatika*. St. Petersburg: Imperatorskaja Akademija Nauk.

Matthews, Peter H. (^{2}2007): *The Concise Oxford Dictionary of Linguistics*. Oxford: OUP.

McNally, Louise (1992): *An interpretation for the English Existential Construction*. University of California at Santa Cruz, Dissertation.

—— (1998): "Existential sentences without existential quantification", in: *Linguistics and Philosophy* 21, 353–392.

—— (2011): "Existential sentences". In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Hrsg.): *Semantics. An International Handbook of Natural Language Meaning*, Vol. 2 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 33.2). Berlin, Boston: de Gruyter, 1829–1848.

Meintema, Annie (1986): "The Case of the two Cases: Genitive and Accusative in Russian Negative Constructions". In: Barentsen, Adrian/Groen, B.M./Sprenger, R. (Hrsg.): *Dutch Studies in Russian Linguistics* (= Studies in Slavic and General Linguistics; 8). Amsterdam, New York: Rodopi, 373–394.

Moltmann, Friederike (2013): *Abstract Objects and the Semantics of Natural Language*. Oxford: OUP.

Musan, Renate (2010): *Informationsstruktur* (= Kurze Einführung in die germanistische Linguistik; 9). Heidelberg: Winter.

Nacional'nyj korpus russkogo jazyka. <www.ruscorpora.ru>

Neidle, Carol (1988): *The role of case in Russian syntax*. Dordrecht: Kluwer.

Oldager, Nikolaj (2006): "Extensionality and Intensionality". In: Brown, Keith (Hrsg.): *Encyclopedia of Language & Linguistics*. Amsterdam (u. a.): Elsevier, 415–417.

Padučeva, Elena V. (1985): *Vyskazyvanie i ego sootnesennost' s dejstvitel'nost'ju*. Moskau: Nauka.

—— (1992): "O semantičeskom podchode k sintaksisu i genitivnom sub"ekte glagola BYT'", in: *Russian Linguistics* 16, 53–63.

—— (1996): *Semantičeskie issledovanija: Semantika vremeni i vida v russkom jazyke. Semantika narrativa*. Moskau: Škola "Jazyki russkoj kul'tury".

—— (1997): “Roditel’nyj sub”ekta v otricatel’nom predloženii: Sintaksis ili semantika?”, in: *Voprosy jazykoznanija* 2, 101–116.

—— (2004): *Dinamičeskie modeli v semantike leksiki* (= Studia philologica). Moskau: Jazyki slavjanskoj kul’tury.

—— (2012): “Evidentiality in Russian”. URL: <http://media.leidenuniv.nl/legacy/paducheva-elena.pdf> [24.04.2016]

—— (2013): *Russkoe otricatel’noe predloženie* (= Studia philologica). Moskau: Jazyki slavjanskoj kul’tury.

—— (2014): “Nestandartnye otricanija v russkom jazyke: Vnešnee, smeščennoe, global’noe, radikal’noe”, in: *Voprosy Jazykoznanija* 5, 3–23.

Partee, Barbara H. (1986): “Noun phrase interpretation and type shifting principles”. In: Groenendijk, Jeroen/de Jongh, Dick/Stokhof Martin (Hrsg.): *Studies in discourse representation theory and the theory of generalized quantifiers*. Dordrecht: Foris, 115–143.

—— (2008): “Negation, intensionality, and aspect: Interaction with NP semantics”. In: Rothstein, Susan (Hrsg.): *Theoretical and Crosslinguistic Approaches to the Semantics of Aspect*. Amsterdam: John Benjamins, 291–317.

Partee, Barbara H./Borschev, Vladimir (2007a): “Pros and cons of a type-shifting approach to Russian Genitive of Negation”. In: Ten Cate, Balder D./Zeevat, Henk W. (Hrsg.): *Proceedings of the Sixth International Tbilisi Symposium on Language, Logic and Computation* (Batumi 2005). Berlin: Springer, 166–188.

—— (2007b): “Existential sentences, BE, and the Genitive of Negation in Russian”. In: Comorovski, Ileana/Heusinger, Klaus von (Hrsg.): *Existence: Semantics and Syntax*. Dordrecht: Springer, 147–190.

—— (2009): “Verbal semantic shifts under negation, intensionality, and imperfectivity: Russian genitive objects”. In: Hogeweg, Lotte/de Hoop, Helen/Malchukov, Andrej (Hrsg.): *Cross-linguistic Semantics of Tense, Aspect, and Modality* (= Linguistik Aktuell/Linguistics Today; 148). Amsterdam: John Benjamins, 319–372.

Partee, Barbara H./Borschev, Vladimir/Paducheva, Elena V./Testelets, Yakov G./Yanovich, Igor (2011): “Russian Genitive of Negation alternations: The role of verb semantics”, in: *Scando Slavica* 57(2), 135–159.

—— (2012): “The role of verb semantics in genitive alternations: Genitive of Negation and Genitive of Intensionality”, in: *Oslo Studies in Language* 4(1), 1–29.

Paykin, Katia/Van Peteghem, Marleen (2002): “Definiteness in a language without articles: a Case-study of Russian”, in: *Recherches linguistiques de Vincennes* 31, 79–112.

Perelmutter, Renee (2005): “Case Choice in Russian Genitive/Nominative Absence Constructions”, in: *Russian Linguistics* 29(3), 319–346.

Pereltsvaig, Asya (1998): "Genitive of negation in Russian", in: *Proceedings of IATL* 13, 167–190.

—— (1999): "The genitive of negation and aspect in Russian", in: *McGill working papers in linguistics* 14, 111–140.

—— (2006): "Small Nominals", in: *Natural Language & Linguistic Theory* 24, 433–500.

Perlmutter, David (1978): "Impersonal Passive and the Unaccusative Hypothesis", in: *Proceedings from the IV Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society* 4, 157–189.

Pesetsky, David (1978): *Paths and Categories*. MIT, Dissertation.

—— (2013): *Russian Case Morphology and the Syntactic Categories* (= Linguistic Inquiry Monographs; 66). Cambridge, London: MIT Press.

Peškovskij, Aleksandr M. (1934): *Russkij sintaksis v naučnom osveščenii*, izd. 4-e. Moskau: Gosudarstvennoe učebno-pedagogičeskoe izdatel'stvo.

Philippi, Jule/Tewes, Michael (2010): *Basiswissen Generative Grammatik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Primus, Beatrice (1999): *Cases and Thematic Roles: Ergative, Accusative and Active* (= Linguistische Arbeiten; 393). Tübingen: Max Niemeyer.

Rappaport, Gilbert C. (1998): "The Slavic Noun Phrase". <http://www.indiana.edu/~slavconf/linguistics/rapp.pdf> [20.01.2016]

Richards, Marc (2015): "Minimalism". In: Kiss, Tibor/Alexiadou, Artemis (Hrsg.): *Syntax – Theory and Analysis: An international handbook, Volume 2* (= Handbücher zur Sprach und Kommunikationswissenschaft; 42.2). Berlin, Boston: de Gruyter, 803–839.

Robblee, Karen E. (1993): "Predicate lexicosemantics and case marking under negation in Russian", in: *Russian Linguistics* 17, 209–236.

Rossijskaja grammatika (1819). St. Petersburg: Imperatorsjaka Rossijskaja Akademija.

Russkaja grammatika (1980), herausgegeben unter redaktioneller Leitung von Natalija Ju. Švedova. Moskau: Nauka.

Ryan, Nonna (2006): *Russian Genitive: its Forms and Usage. Comparative Study of Genitive Case Functions in English and Contemporary Standard Russian*. St. Petersburg: Zlatoust.

Schulze, Wolfgang (2014): "Ergativitätshypothese". In: Dürscheid, Christa/Schierholz, Stefan J. (Hrsg.): *Grammatik: Syntax* (= Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1.2). Berlin, Boston: de Gruyter. <www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_7921> [11.04.2016]

—— (2015): “konfigurationale Syntax”. In: Dürscheid, Christa/Schierholz, Stefan J. (Hrsg.): *Grammatik: Syntax* (= Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1.2). Berlin, Boston: de Gruyter. <www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_6043> [11.04.2016]

Schwinn, Horst (2010): “Definitheit”. In: Glück, Helmut (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*, 4. Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler, 131.

Seiffert, Anja (2014): “Negation”. In: Müller, Peter O./Olsen, Susan (Hrsg.): *Wortbildung* (= Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 2). Berlin, Boston: de Gruyter. <www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_18840> [11.04.2016]

Sovremennyj russkij jazyk (1952), herausgegeben unter redaktioneller Leitung von Viktor V. Vinogradov. Moskau: Izd. Moskovskogo Universiteta.

Stechow, Arnim von/Penka, Doris (2005): *Syntax und Semantik von Polaritätselementen: Einführung zu Polaritätselementen.* <http://www.sfs.uni-tuebingen.de/~astechow/Lehre/WS05_6/einfuehrung.pdf> [11.04.2016]

Timberlake, Alan (1975): “Hierarchies in the Genitive of Negation”, in: *Slavic and East European Journal* 19, 123–138.

Tomson, Aleksandr I. (1902): “Vinitel’nij padež prjamogo dopolnenija v otricatel’nych predloženijach v russkom jazyke”, in: *Russkij filologičeskij vestnik* 49, 192–234.

Traxler, Matthew J./Boudewyn, Megan/Loudermilk, Jessica (2012): “What’s special about human language? The contents of the ‘narrow language faculty’ revisited”, in: *Language & Linguistics Compass* 6(10), 611–621.

Tulina, T. A. (1962): “Grammatičeskij analiz imennych slovosočetanij s roditel’nym časti i sovokupnosti”, in: *Russkij jazyk v škole* 5(7), 7–10.

Van Helden, W. Andries (2008): “Vicissitudes of the genitive rule”. In: Houtzagers, Peter/Kalsbeek, Janneke/Schaeken, Jos (Hrsg.): *Dutch Contributions to the Fourteenth International Congress of Slavists, Ohrid: Linguistics* (Studies in Slavic and General Linguistics; 34). Amsterdam, New York: Rodopi, 145–216.

Van Pethegem, Marleen/Paykin, Katia (2013): “The Russian genitive within the NP and the VP”. In: Carlier, Anne/Verstraete, Jean-Christophe (Hrsg.): *The Genitive* (= Case and Grammatical Relations Across Languages; 5). Amsterdam; Philadelphia: John Benjamins, 55–104.

Van Valin, Robert D. Jr. (2006): “Semantic macroroles and language processing”. In: Bornkessel, Ina/Schlesewsky, Matthias/Comrie, Bernard/Friederici, Angela D. (Hrsg.): *Semantic Role Universals and Argument Linking: Theoretical, Typological, and Psychological Perspectives* (= Trends in Linguistics; 165). Berlin, New York: de Gruyter, 263–301.

Willis, David (2013): “Negation in the history of the Slavonic languages”. In: Willis, David/Lucas, Christopher/Breitbarth, Anne (Hrsg.): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean, Volume I: Case Studies*. Oxford: OUP, 341–398.

Woolford, Ellen (2006): “Lexical Case, Inherent Case, and Argument Structure”, in: *Linguistic Inquiry* 37(1), 111–130.

Zaenen, Annie (2006): “Unaccusativity”. In: Brown, Keith (Hrsg.): *Encyclopedia of Language & Linguistics*. Amsterdam (u. a.): Elsevier, 217–224.

Zimmermann, Malte (2014): “Fokus-Hintergrund-Gliederung”. In: Dürscheid, Christa/Schierholz, Stefan J. (Hrsg.): *Grammatik: Syntax* (= Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 1.2). Berlin, Boston: de Gruyter. <www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_6497> [11.04.2016]

Abkürzungsverzeichnis

AKK	Akkusativ
DAT	Dativ
DEMPRON	Demonstrativpron.
F	Femininum
GEN	Genitiv
GEN1	Genitiv
GEN2	morph. part. Genitiv
IMPERF	imperfektiv
KONJ	Konjunktiv
M	Maskulinum
N	Neutrum
NEG	Negation
NOM	Nominativ
P	Person
PASS	Passiv
PERF	perfektiv
PERS	persönlich
PERSPRON	Personalpron.
PL	Plural
PRÄS	Präsens
PRÄT	Präteritum
SG	Singular
UNPERS	unpersönlich

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Indefinitpronomen im modernen Russischen, aus: Willis (2013: 383) 18
Abbildung 2: Allmähliche Verbreitung des Akkusativs, aus: Willis (2013: 352), adaptiert von Krasovitsky et al. (2011: 575, 588) 20
Abbildung 3: Strukturbaum mit verschiedenen phrasalen Köpfen, aus: Jungen/Lohnstein (2006: 116) 34
Abbildung 4: Die Schnittstellen PF und LF zum Sprachsystem, aus: Jungen/Lohnstein (2006: 153) 35
Abbildung 5: Positionen der Nom-, Akk- und Gen-Zuweisung, aus: Kagan (2013: 32) 37

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Verben, die GenInt zuweisen (können) 28
Tabelle 2: Arten von Präpositionen, die den Genitiv verlangen 30
Tabelle 3: Ergebnisse von Robblees (1993) lexikosemantischer Prädikatenanalyse.....66
Tabelle 4: Intensionale Verben, die den Genitiv erlauben oder nicht erlauben 82